



Deutschtiroler-Typen.

A. Gabb

Bur Volkskunde von Tirol und Vorarlberg.

Physische Beschaffenheit der Bevölkerung in Tirol und Vorarlberg.



elten hat der Lauf geschichtlicher und vorgeschichtlicher Begebenheiten so vielerlei Menschen verschiedener Stammesangehörigkeit auf engem Raum zusammengeführt und vereinigt, wie dies in Tirol und Vorarlberg geschehen ist. — Die Geschichte unterrichtet uns, daß die rhätischen Volksstämme, welche den Urvölk der Bevölkerung gebildet haben, zu verschiedenen Zeiten von einer großen Zahl fremder Elemente durchsetzt, ja zum Theil völlig verdrängt worden sind; doch ist das Maß und die Ausdehnung, in welcher diese letzteren zum Aufbau der gegenwärtigen Bewohnerschaft mitgewirkt haben, im Einzelnen nicht auf das entfernteste zu überblicken. Immerhin aber ist unter solchen Umständen anzunehmen, daß sich in vielen Thälern des Landes gar manche körperliche Eigen- thümlichkeiten des ursprünglichen oder des hinzugekommenen Stammes erhalten, ja sogar noch weiter ausgebildet haben und noch heute dem besonderen Gepräge der Bewohnerschaft zu Grunde liegen.

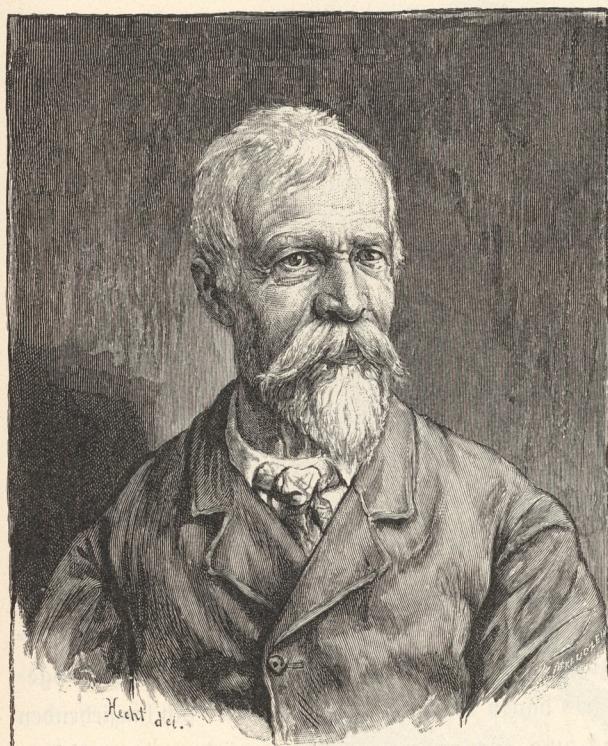
Dem gegenüber kommt jedoch wesentlich in Betracht, daß sich alle diese Menschen Jahrhunderte hindurch unausgesetzt unter dem Einfluß äußerer Umstände befunden haben,

welche wenigstens für bestimmte größere Gebiete des Landes der Art nach als gleichmäßige bezeichnet werden können. Es dürfte kaum zu bestreiten sein, daß die Summe dieser äußeren Einwirkungen, als welche namentlich das Klima, die Nahrung und die ganze durch die Gebirgslandschaft, sowie durch die sozialen Verhältnisse bedingte Lebensführung hervorzuheben sind, eine namhafte Veränderung gewisser körperlicher Eigenchaften der Bewohner, und zwar soweit sie gleichartige waren, nach gleicher Richtung hin begünstigt, ja geradezu hervorgerufen hat. Abkömmlinge verschiedener Stämme haben sich so hinsichtlich gewisser körperlicher Eigenchaften in einheitlichem Sinne verändert und im Laufe der Zeit eine Reihe gemeinsamer Eigenchaften des Körpers erworben. Stämme oder Familien, deren Mitglieder und Nachkommen die zur Beherrschung der gegebenen äußeren Einflüsse unumgänglich nötige Körperbeschaffenheit von vorneherein nicht oder nur in geringem Maße besessen haben und auch nicht befähigt waren, dieselben sich voll anzueignen, mögen allmälig verschwunden sein, während andere in dieser Hinsicht besonders begünstigte sich mehr und mehr ausgebreitet und die Grundlage für die Hauptmasse der gegenwärtigen Bevölkerung gesiebt haben.

So wird es verständlich, daß die aus den verschiedensten Elementen zusammengeführte Bewohnerschaft des Landes in bestimmten Gebieten desselben zu einer nicht zu verkennenden Übereinstimmung der körperlichen, sowie der geistigen Eigenchaften gelangt ist, unbeschadet der Erhaltung mannigfacher Stammeigenthümlichkeiten. Daß sich diese Gebiete zum Theil nicht scharf gegen einander und gegen die angrenzenden Theile der Nachbarländer abheben, daß sich stellenweise ein unmerklicher Übergang des einen in das andere vorfindet, und daß selbst im Innern der einzelnen Gebiete da und dort fremdartige Einsprengungen vorkommen, ist aus mancherlei Gründen leicht erklärlich; im Großen und Ganzen aber scheinen dieselben der sprachlichen und politischen Gliederung des Landes, Wälschtirol, Deutschtirol und Vorarlberg, zu entsprechen.

Der Körperbau der Tiroler ist im Allgemeinen ein derber und kräftiger, seien sie schlank und hager von Statur, wie der Mehrzahl nach im Oberinntal und im östlichen Pusterthal, in Wälschtirol und in Vorarlberg, oder stämmig, untersezt und breitschultrig, wie vorwiegend im Burggrafenamt und im Sarntal, im westlichen Pusterthal und im Unterinntal. Neben dem vierzehrötigen, knietief und gemessen einher schreitenden Hochthalbewohner, neben dem schwerfälligen und ungelenken Bergbauer kann man allenthalben junge Burschen und Mädchen sehen, welche nach Ebenmaß und ausgeglichener Form des Leibes, nach Haltung und Bewegung an die mustergültigen Typen des classischen Alterthums mahnen. Die Leichtigkeit und Elastizität ihres Ganges, ihre Regsamkeit und Gewandtheit bei jeglicher Arbeit erfreut das Auge des Beobachters. Allerdings halten Anmut und Frische der Jugend gewöhnlich nicht allzulange vor. Denn vorzeitig beginnt

die Mühsal und Noth des täglichen Lebens den strammen Körper unter der Last harter Arbeit zu beugen, das glatte, schwelende Antlitz in zahlreiche Furchen zu legen und der Miene einen ernsten, ja harten Ausdruck aufzuprägen. Trotzdem bleibt der starkknochige, muskulöse Deutschtiroler bis ins hohe Alter hinein wetterhart und der schwersten Anstrengung gewachsen, ebenso wie der geschmeidigere, lebhaftere Vorarlberger und der zarter geformte, stets bewegliche Wälschtiroler eine oft geradezu erstaunliche Leistungskraft, Widerstandsfähigkeit und Ausdauer an den Tag legt.



Wälschtiroler.

Die Körpergröße schwankt in den verschiedenen Theilen des Landes nicht unbeträchtlich. Verlässliche Angaben darüber können jedoch vorläufig nur für das männliche Geschlecht gemacht werden.¹ — Die mittelgroßen Männer (von 160 bis 169 Centimeter Körpergröße) machen durchwegs etwa die Hälfte aller aus. Diesen erscheinen Große (170 Centimeter und darüber) und Kleine (unter 160 Centimeter) in den verschiedensten Verhältnissen beigelegt, woraus sich im Allgemeinen die Größe des Menschen schlages ergibt.

Ein Gebiet sehr großen Menschen schlages erstreckt sich im Unterinntal über die Gerichtsbezirke Kufstein, Kitzbühel,

Rattenberg und Hopfgarten, in welchen annähernd die Hälfte aller Männer zu den Großen zählt und nur 3 bis 5 Prozent Kleine eingestreut sind. Daran schließen sich die Bezirke Schwaz, Fügen und Zell am Ziller, in welchen die Großen noch immer 45 bis

¹ Der besonderen Zuvorkommenheit des früheren Commandanten des Tiroler Jägerregiments, Herrn f. u. f. General-Majors Ritter von Kurz, verdankt der Verfasser eine von dem Herrn f. und f. Hauptmann Franz Kasperowski mit größter Sorgfalt angefertigte, nach Gerichtsbezirken geordnete Zusammenstellung der Körpergrößen sämtlicher im Jahre 1890 untersuchten Stellungspflichtigen aus Tirol und Vorarlberg, deren Zahl im Ganzen 16.384 betrug. Dieses Material ist den obigen Angaben zu Grunde gelegt.

46 Prozent, die Kleinen aber schon 8 bis 10 Prozent ausmachen. Noch sehr ansehnlich ist ferner das Prozentverhältniß der Großen (38 bis 43) in einem Gebiete, welches sich entlang der ganzen nördlichen Landesgrenze nach Westen erstreckt, die Landeshauptstadt in sich schließt und die um dieselbe gruppierten Gerichtsbezirke Hall, Nieders, Telfs, Imst, Silz und Reutte umfaßt. Ein zweites Gebiet besonders großen Menschenschlages bilden die Gerichtsbezirke Lienz und Windischmatrei mit 48 Prozent Großen und etwa 5 Prozent Kleinen. Hier hausen die weitaus Größten unter allen Tirolern, die Bauern des Käfertals. Unter ihnen fand sich keiner, dessen Körpergröße weniger als 165 Centimeter betragen hätte, wogegen die Zahl der über 170 Centimeter messenden sich bis zu 61.1 Prozent erhob.

Auch von diesem Gebiete aus sinkt westwärts die Körpergröße, erhält sich aber in den Bezirken Sillian, Welsberg, Bruneck, Brixen und Klausen noch auf ganz beträchtlicher Höhe (37.8 bis 43 Prozent Große und 7 bis 11 Prozent Kleine). Ein drittes Gebiet sehr großen Menschenschlages bilden endlich im Herzen Tirols die Gerichtsbezirke Sterzing, Sarnthald und Passeier mit einem Prozentsatz von 44 bis 50 an Großen. Hieran reiht sich südwestlich der Meraner Bezirk mit 40.5 Prozent Großen und 7 Prozent Kleinen.

So erscheint der bei weitem größte Anteil Deutschtirols von einem hochwüchsigen Menschenschlag bewohnt, dessen ebenbürtige Nachbarn das baierische Hochland und den Pinzgau bevölkern. Nur im Süden und Westen Deutschtirols finden sich Gebiete mittleren und kleinen Menschenschlages. Zu den erstenen zählen zunächst die Gerichtsbezirke Bozen, Lana und Kastelruth mit 34 bis 37 Prozent Großen und 11 bis 12 Prozent Kleinen, während die Bezirke Kaltern und Neumarkt mit 18 und 21 Prozent Kleinen und nur 25, beziehungsweise 26 Prozent Großen sich bereits an den kurzwüchsigen Schlag Wälschtirols anlehnen. Das westliche Gebiet mittleren Schlages erstreckt sich auf die Gerichtsbezirke Landeck und Ried mit 32, beziehungsweise 35 Prozent Großen und 12, beziehungsweise 13 Prozent Kleinen; die südwärts davon an der Westgrenze Tirols sich hinziehenden deutschen Bezirke Nauders, Glurns und Schlanders enthalten wieder einen kleinen Menschenschlag mit nur 23 bis 27 Prozent Großen und 12 bis 17 Prozent Kleinen.

Bemerkenswerth ist, daß die ladinische Bevölkerung im Osten des Landes sich hinsichtlich der Körpergröße keineswegs gleichmäßig verhält. Während der an das Pustertal unmittelbar angrenzende Gerichtsbezirk Enneberg, ähnlich wie Ampezzo, ein Verhältniß von 41 Prozent Großen und 8 Prozent Kleinen aufweist, sinkt der Prozentsatz der Großen in den Gerichtsbezirken Buchenstein und Fassa auf 29.9, beziehungsweise 18.8 herab und erhebt sich dagegen die Zahl der Kleinen auf 16, beziehungsweise 19 Prozent. Wieder anders verhält es sich im Grödental, wo die Großen die beträchtliche Prozentzahl von 32.7 erreichen, jedoch mit 21 Prozent Kleinen vermengt sind.

Der italienische Anteil Südtirols beherbergt beinahe ausschließlich einen kleinen MenschenSchlag. Anschließend an Kaltern und Neumarkt zählt der Gerichtsbezirk Lavis noch 25 Prozent Große. Auch im Thal der Brenta erhält sich die Zahl der Großen annähernd auf derselben Höhe, jedoch mit einer Beimengung von 16 bis 20 Prozent Kleinen. Ja in dem anstoßenden Gerichtsbezirk Pergine steigt die Ziffer der Großen sogar



Wälschirolein.

auf 37,5 Prozent an, während die der Kleinen auf 9 Prozent herabsinkt. Hier findet sich der größte MenschenSchlag Wälschirols, denn in den übrigen Bezirken schwankt die Anzahl der Kleinen zwischen 16 und 25 Prozent, die der Großen zwischen 17 und 24 Prozent. Der kleinste Schlag findet sich in den Bezirken Arco und Mori mit 15, beziehungsweise 13 Prozent Großen und 29 Prozent Kleinen. Am unteren Laufe des Avisio, im Gerichts-

bezirk Cembra endlich fällt die Zahl der Großen bis auf 12 Prozent, während die der Kleinen 25.5 Prozent beträgt.

Vorarlberg besitzt durchwegs einen mittleren Menschenenschlag mit 32 bis 37 Prozent Großen und 10 bis 13 Prozent Kleinen. Nur im Bezirk Bludenz fällt die Zahl der Großen auf 28 Prozent und in Montavon die Zahl der Kleinen auf 7.8 Prozent herab.

Hinsichtlich der Kopfform der tirolischen Bevölkerung haben die bis nun vorliegenden Untersuchungen zu dem Ergebnis geführt, daß, ähnlich wie bei den Nachbarvölkern, in allen Theilen des Landes verschiedene Schädeltypen vermengt vorkommen, und zwar dieselben Typen, welche über ganz Mitteleuropa verbreitet sind. Was aber die prozentuale Vertheilung derselben betrifft, zeigt sich allerdings in Tirol und in den einzelnen Gebieten des Landes manches Bemerkenswerthe.¹

In Deutschtirol ist im Allgemeinen der Kurzbau des Schädels (Brachykephalie) in seinen verschiedenen Abstufungen weitans am meisten verbreitet, und zwar in Verbindung mit einem verhältnismäßig langen und schmalen Gesicht. Zum mindesten vier Fünfttheile aller Tiroler Schädel fallen in diese Kategorie. Das Etschtal, das Lechthal, das Ultenthal, Passeier und Nonsthal weisen ein noch höheres Prozentverhältniß dieser Schädelform auf; ja in manchen Gegenden, wie im westlichen Pusterthal, im Ennebergischen und im Grödenthal scheinen langgebaute (dolichoide) Schädel nur als vereinzelte Ausnahmen vorzukommen.

Von höchstem Interesse und geradezu bezeichnend für die deutschtirolische Bevölkerung ist die verhältnismäßige Häufigkeit eines hohen Grades von Kurzbau des Hirnschädels — der Hyperbrachykephalie. Es sind dies Schädel von rundlicher oder kurz-ovaler Form, beträchtlicher oder mindestens mittlerer Höhe, mit breitem, stark abgeflachtem und steil abfallendem Hinterhaupt. Wenn man die Länge des Hirnschädels gleich 100 setzt, so beträgt die relative Breite eines solchen Kopfes (sein Längen-Breiten-Index) 85 oder mehr. Der flache Scheitel verjüngt sich nach vorne zu einer mäßig breiten Stirne; der Übergang des Scheitels in das Hinterhaupt wird durch eine annähernd rechtwinklige Abbiegung der Scheitelbeine unmittelbar hinter den Scheitelhöckern bewirkt, so daß sich etwa das hintere Drittheil beider Scheitelbeine in eine Ebene mit der Schuppe des Hinterhauptbeines einstellt. Der hinter der Ohrgegend ausladende Anteil des Schädels ist demgemäß ganz auffallend kurz.

Diese Schädelform wird mit Vorliebe — ob mit Recht möge dahingestellt bleiben — als die der alten Räthier angesehen; sie ist in allen Theilen Tirols verbreitet,

¹ Den diesbezüglichen Ausführungen sind nebst eigenen Erfahrungen wesentlich die Mittheilungen von Professor M. Holl und von Dr. Fr. Tappeiner zu Grunde gelegt.

vorwiegend in den von Ladinern bewohnten Thälern, wie überhaupt in allen jenen Gebieten, in welchen der Kurzbau des Schädels am meisten vorherrscht. Sie erstreckt sich dort bis auf die Hälfte aller Schädel und selbst darüber hinaus. Unter allen Tiroler Schädeln dürften die hyperbrachycephalen etwa den dritten Theil ausmachen. Weitauß am spärlichsten scheinen sie sich im Ziller- und Duxerthal zu finden, wo sie kaum mehr als 10 Prozent betragen dürften.

Die dolichoide Form des Schädels tritt demnach in Deutschtirol ziemlich stark zurück; höhere Grade derselben (Dolichocephalie, mit einem Index von 75 und darunter) treten zumeist ganz vereinzelt auf, nur im Ziller- und Duxerthal erheben sie sich über 5 Prozent, im Unterinntal und im Wippthal über 2 Prozent. Ein mäßiger Grad von



Frauen aus Dornbirn (Vorarlberg) und aus Wörgl (Unterinntal).

Langbau (Mesokephalie mit einem Index zwischen 75 und 80) wird etwa in 15 Prozent aller Tiroler Schädel getroffen. Er ist am stärksten im Zillerthal vertreten (42 Prozent), ferner im Unterinntal (25 Prozent), im Wippthal, Burggrafenamt, Sarnthal und Bintschgau, sowie im östlichen Pusterthal (15 bis 20 Prozent). In anderen Landesgebieten werden, wie schon bemerkt, auch die mesokephalen Schädel seltener, ja sie erscheinen nur ganz ausnahmsweise und räumen so dem brachycephalen Typus vollständig das Feld.

Das Gesichtsskelet zeichnet sich im Allgemeinen durch längliche Form aus, wengleich allenthalben auch kurze und breite Gesichter zur Beobachtung kommen. Am zahlreichsten und am ausgeprägtesten scheinen die letzteren im Burggrafenamt, im Ultenthal

und im Etschthal vorzukommen; ist ein solches an einen hyperbrachycephalen Schädel gefügt, so verleiht es dem ganzen Kopf eine auffallend gedrungene rundliche Figur. Durch besonders langes Gesicht zeichnen sich viele Wipptaler und Pusterthaler, insbesondere aber die Kaiser- und Tischtaler aus.

Während die Vorarlberger hinsichtlich der Schädelbildung ähnliche Verhältnisse wie die Deutschtroler aufweisen (ein beträchtliches Vorwiegen der Brachy- und Hyperbrachycephalie scheint sich auf das Walserthal und auf Montavon zu erstrecken), fällt im Bereich Wälschtirols das häufigere Vorkommen dolichoider Schädelformen und das erhebliche Zurücktreten der Hyperbrachycephalie auf. Aber auch hier gibt es nicht unbedeutende Verschiedenheiten in der prozentualen Vertheilung der einzelnen Formen. Im Balsugana, in Judicarien und im italienischen Anteil des Nonsberges finden sich 60 bis 67 Prozent Brachycephale, von welchen etwa nur 15 Prozent in das Bereich der Hyperbrachycephalie fallen. Etwa 30 Prozent sind Mesokephale und 3 Prozent, in Judicarien sogar nahezu 7 Prozent sind Dolichocephale. Der italienische Anteil des Etschthals weist nur mehr 49 Prozent Brachycephale mit 8 Prozent Hyperbrachycephalen auf, hingegen 45 Prozent Mesokephale und 6 Prozent Dolichocephale. Im Fleimsthal endlich sinkt die Zahl der Brachycephalen auf 45 Prozent mit nur 2·6 Prozent Hyperbrachycephalen, wogegen sich die Mesokephale auf 51 Prozent erheben. Die Dolichocephalen betragen aber hier nicht mehr als 4 Prozent.

Der Haar- und Bartwuchs ist zumeist von mäßiger Dichte und Stärke, bei den Wälschtirolern im Allgemeinen voller und üppiger. Das Haupthaar ist vorwiegend ein schlichtes, doch kommen allenthalben, häufiger in Wälschtirol, auch wellige, lockige und gekräuselte Haare in allen Farbenabstufungen vor; selbst der schwarze Krauskopf findet nicht nur unter den italienischen, sondern auch unter den deutschen Landeskindern ab und zu Vertreter.

Im ganzen Lande sind hellhaarige und dunkelhaarige, sowie helläugige und dunkeläugige Personen untermengt, doch gibt es Gebiete, in welchen die einen oder die anderen entschieden die Mehrheit bilden. Im Lechthal und im östlichen Pusterthal sind blonde Haare neben blauen oder grauen Augen die Regel; auch im Sarnthal und in Passeier, im unteren Innthal und im westlichen Pusterthal wiegen sie auffallend vor. Grauen Augen begegnet man am häufigsten in den östlichen Grenzbezirken Deutschtrols. Dem gegenüber erscheint der ganze italienische Anteil des Landes als ein Gebiet, in welchem braune Augen mit dunkelbraunem oder schwarzem Haar entschieden viel reichlicher vertreten sind als in irgend einem Theil Deutschtrols. Am auffallendsten tritt dies in Judicarien, im Fleimsthal und im Balsugana hervor. In dem deutschen Anteil Südtirols scheint insoferne ein Übergangsgebiet zu bestehen, als in den Bezirken Kaltern,

Neumarkt und Bozen, selbst noch in Klausen und Brixen, der braune Typus in einem ansehnlichen Prozentverhältniß neben dem blonden zur Geltung kommt. Unter den Ladinern herrscht braunes Haar mit grauen oder braunen Augen sichtlich vor. In Vorarlberg besitzt hingegen wieder der blonde Typus den unbestrittenen Vorrang, wenngleich stellenweise, insbesondere in Montavon, die Brauen die Mehrheit der Bevölkerung auszumachen scheinen. Das größte Prozentverhältniß der Blondinen stellen Feldkirch und Dornbirn. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß auch das rothe Haar mit seinen verschiedenen Abtönungen in Tirol und Vorarlberg keineswegs eine seltene Erscheinung ist. Allerorts kann man es finden, jedoch scheinen es durchwegs bestimmte Familien zu sein, welche eine größere oder kleinere Zahl von Trägern derselben liefern. Ob es in dem italienischen Anteil des Landes mehr verbreitet ist als in Deutschtirol oder in Vorarlberg, ist vorerst nicht sicher zu entscheiden.

Der Grad der körperlichen Rüstigkeit der Bevölkerung findet nach einer gewissen Richtung hin seinen Ausdruck in der Verhältniszahl der stellungspflichtigen Jünglinge, welche mit Rücksicht auf ihre Körperbeschaffenheit zum Militärdienst tauglich sind, zu denjenigen, welche wegen körperlicher Gebrechen als untauglich erscheinen. Dieses Verhältniß stellt sich für Tirol im Vergleich mit den anderen Kronländern der Monarchie im Allgemeinen als ein recht günstiges dar, allerdings nicht gleichmäßig im ganzen Lande. Abgesehen davon, daß die größeren Städte, wie allenthalben, einen hohen Prozentsatz von wegen Körpergebrechen untauglichen Stellungspflichtigen aufweisen (Trient 74·5 Prozent, Rovereto 70·2 Prozent, Bozen 70·9 Prozent, Innsbruck 65·1 Prozent), muß es ganz besonders auffallen, daß sich diese Prozentszahl auch in manchen ländlichen Bezirken schönen Menschenchlages auf sehr bedeutender Höhe hält. So sind im Jahre 1890 im Sarntal 74·6 Prozent, in Windischmatrei 67·7 Prozent, im Kästertal 66·7 Prozent, im Schnalstertal sogar 81·8 Prozent der Stellungspflichtigen wegen körperlicher Gebrechen als untauglich befunden worden. Die kleinste Ziffer der Untauglichen weisen die Bezirke Sterzing (49·3 Prozent), Umpezzo (47 Prozent), Passeier (46·9 Prozent) und Bruneck (46·5 Prozent) auf. In ganz ähnlichen Grenzen schwankt dieses Verhältniß auch in Welschtirol. Hingegen behauptet sich die Zahl der wegen Körpergebrechen Untauglichen in Vorarlberg durchaus auf sehr ansehnlicher Höhe: von 62·3 Prozent in Dornbirn bis 74·1 Prozent im Gerichtsbezirk Bregenz. Bemerkenswerth ist das hohe Prozentverhältniß von 71·8 im Bregenzer Walde.

Von den in dieser Hinsicht in Betracht kommenden Gebrechen sind verhältnismäßig häufig: Missbildungen des Rumpfes, Plattfuß, Blähhals und Kropf und chronische Hautkrankheiten. Eine verhängnißvolle Bedeutung nehmen überdies die Geisteskrankheiten in Anspruch, deren verschiedene Formen, abgesehen von dem sporadisch vorkommenden

Kretinismus, sowohl in Tirol wie in Vorarlberg in nachweisbar zunehmender Häufigkeit auftreten. Ererbte Anlage, Mißbrauch geistiger Getränke und Gemüthsbewegungen mannigfacher Art werden als die hervorragendsten Ursachen dieser betrübenden Erscheinung angesehen.

Eine Frage von allergrößter Tragweite, nämlich die nach dem Einfluß der Lebensverhältnisse auf die physische Beschaffenheit der Landesbewohner, kann nur ganz kurz gestreift werden. Nichts ist gewiß geeigneter den Körper zu stählen und gegen Erkrankung widerstandsfähig zu machen, als die frühzeitige Gewöhnung an harte Arbeit in freier, frischer Gebirgsluft, verbunden mit ausreichender, kräftiger Nahrung. Unter solchen Verhältnissen befindet sich in der That ein großer Theil der bäuerlichen Bevölkerung des Landes und ihnen verdankt sie vorzugsweise die Erhaltung ihrer körperlichen Rüstigkeit. Leider aber sind die wirthschaftlichen Verhältnisse und die Beschaffenheit des Bodens nicht allenthalben derart, daß das Land seine Bewohner ausreichend zu ernähren vermöchte. In vielen Familien herrscht jahraus, jahrein Mangel und Noth; ganze Ortschaften und Thalstriche befinden sich in drückendster Armut, deren Gipelpunkt in einzelnen Gegenden Wälschtirols durch das sporadische Vorkommen der Pellagra bezeichnet wird, welche man mit Recht die Krankheit der Ärmsten, Mal della miseria, nennt. Insoferne nicht ein Erwerb in der Fremde oder eine angemessene industrielle Beschäftigung Abhilfe zu schaffen vermag, hat die Verarmung der Bevölkerung und der mit dieser gewöhnlich gleichen Schritt haltende Mißbrauch geistiger Getränke eine sichtlich zunehmende Verschlechterung der körperlichen Beschaffenheit im Gefolge.

Es liegen aber auch Anhaltspunkte vor, welche unzweideutig darauf hinweisen, daß die industrielle Beschäftigung, sei es in Form der Haushandwerke, sei es in Form der Fabriksarbeit (Textilindustrie), in jenen Theilen des Landes, in welchen sie zu intensiver Entwicklung gelangt ist, einen ungünstigen Einfluß auf die Körperbeschaffenheit der betreffenden Personen geübt hat. Ganz auffallend tritt dies in Vorarlberg hervor. Erfahrene Ärzte des Landes bezeugen, daß der Gesundheitszustand und die körperliche Rüstigkeit bei den Fabriksarbeitern entschieden ungünstiger ist als bei der bäuerlichen Bevölkerung. Bleichsucht und Blutarmuth junger Mädchen kennt man in Vorarlberg erst seit der Einführung der Stickmaschinen. Skrofulose und Lungenschwindsucht mehren sich mit der Ausbildung des Fabrikswesens und mit der durch dieses bedingten Veränderung der Lebensweise und Ernährung der Bewohnerchaft. Trotz der hoch anerkennenswerthen, ja geradezu mustergültigen Bemühungen, welche ein Theil der Fabriksherren Vorarlbergs für das körperliche Wohl der Arbeiter verwendet, erhalten sich die letzteren nur dort in sichtlichem Wohlbefinden, wo ihnen die Möglichkeit geboten ist, sich neben der Fabriksarbeit auch mit der Landwirthschaft zu beschäftigen.

Die Ausbreitung der Lungenschwindsucht¹ ist denn auch in Vorarlberg eine sehr beträchtliche, insbesondere im Gerichtsbezirk Feldkirch, in welchem sie den fünften Theil aller Todesfälle veranlaßt. Auch auf die früher berührte hohe Ziffer der zum Militärdienst Untauglichen übt sie ohne Zweifel einen erheblichen Einfluß. In Tirol tritt die Tuberkulose nicht in sehr erheblichem Maße auf, abgesehen von einzelnen Theilen des oberen und des unteren Innthals, in welchen industrielle Betriebe eine hervorragendere Rolle spielen und ihr häufigeres Vorkommen begünstigen. Es scheint insbesondere, daß die bäuerlichen Bewohner hochgelegener Ortschaften Tirols verhältnismäßig selten von ihr befallen werden; ja manche von diesen, wie beispielsweise Gerlos, Finkenberg, Gschätz, Gries, Brenner, Gossensaß, Bals, Afers, Wimbach, Hollbruck, St. Martin in Gföß, Wolfenstein im Grödenthal, Corvara, Colfuschg, ferner Oßana, Comafine und Pejo im Sulzberg und andere haben in den Jahren 1882 bis 1886, bezüglich welcher amtliche Berichte vorliegen, keinen einzigen Todesfall infolge dieser Krankheit zu verzeichnen.

Ungeachtet der vielfach recht mißlichen Daseinsbedingungen gestalten sich die Verhältnisse der Lebensdauer in Tirol und Vorarlberg doch im Allgemeinen sehr befriedigend — ein weiterer Beleg für die körperliche Tüchtigkeit und Kernhaftigkeit der Bevölkerung. Nach den Ergebnissen der Volkszählung vom 31. December 1880 standen von 1.000 Einwohnern im Alter von 70 Jahren und darüber: in Nordtirol 43·5, in Mitteltirol 43·4, in Vorarlberg 33·5 und in Wälschtirol 31·9. Für die gesammte westliche Reichshälfte beträgt diese Ziffer nur 22·7. Ein ganz ähnliches Verhältniß zeigt sich hinsichtlich der Personen zwischen dem 50. und 70. Lebensjahr, so daß also die höheren Altersklassen, insbesondere in Nord- und Mitteltirol, einen sehr erheblichen Anteil an der Zusammensetzung der Bevölkerung nehmen. Das 20. Lebensjahr erreichten nach einem mehrjährigen Durchschnitt von 1.000 geborenen Knaben in Tirol und Vorarlberg 598, in der gesammten westlichen Reichshälfte nur 519. Auch die Sterblichkeit im frühen Kindesalter erweist sich als eine verhältnismäßig nicht sehr beträchtliche. Es starben nach einem vierjährigen Durchschnitt von 1.000 lebendgeborenen Kindern während des ersten Lebensjahres: in Nordtirol 219·7, in Mitteltirol 201·5, in Vorarlberg 220·5 und in Wälschtirol 230. Auch in dieser Hinsicht erscheint also der deutsche Anteil des Landes, namentlich aber Mitteltirol gegenüber Wälschtirol im Allgemeinen auffallend begünstigt; es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, daß mehrere Bezirke Deutschtirols diesbezüglich eine recht unerfreuliche Ausnahme machen, während gewisse Bezirke Wälschtirols sehr befriedigende Verhältnisse aufweisen. Es starben beispielsweise von 1.000 lebendgeborenen

¹ Das statistische Material hinsichtlich der Gesundheitsverhältnisse und der Lebensdauer ver dankt der Verfasser theils privaten Mittheilungen des Herrn Ministerialsecretärs Dr. J. Daimer, theils ist es dem von diesem im Jahre 1886 herausgegebenen Sanitätsbericht für Tirol und Vorarlberg entnommen.

Kindern während des ersten Lebensjahres in den Bezirken Kufstein 175·5, Schwaz 183·7, Kitzbühel 190·7, hingegen im Gerichtsbezirk Innsbruck Umgebung 266·5, in der Stadt Innsbruck 235·7, im Bezirk Landeck 236·7, im Bezirk Reutte 225·5. Für Wälschtirol ergab sich die größte Sterblichkeit rücksichtlich der Kinder aus dem ersten Lebensjahr in den Gerichtsbezirken Primiero (265 pro Mille), Cles (261 pro Mille) und Tione (245 pro Mille), die geringste dagegen in den Stadtbezirken Trient (183 pro Mille) und Rovereto (190·5 pro Mille). In Vorarlberg ist in dieser Beziehung ein erheblicher Unterschied zwischen den verschiedenen Bezirken nicht hervorgetreten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Sterblichkeit der Kinder im ganzen Lande eine noch viel geringere sein könnte, wenn nicht die Pflege und Ernährung derselben gar Vieles zu wünschen übrig lassen würde. Nur wenige Mütter stillen ihre Kinder selbst und sehr wenige durch die ganze gebotene Zeitdauer. Dieser, wie es scheint, schon von alter Zeit herkömmlichen Unterlassung oder ungenügenden Ausübung einer hochwichtigen Verrichtung mag es wohl zuzuschreiben sein, daß in Tirol wie in Vorarlberg eine sehr große Zahl von selbst wohl ausgebildeten Müttern nicht befähigt ist, ihren Kindern die erforderliche Menge der naturgemäßen Nahrung zu bieten, oder daß die Quelle derselben schon nach wenigen Wochen zu versiegen beginnt. Die Verwendung von Ammen, welches Wort übrigens in Tirol nicht im Sinne einer „Nährmutter“, sondern in dem einer Kinderwärterin gebraucht wird, kommt nur als äußerst seltene Ausnahme in den Städten vor; der bäuerlichen Bevölkerung ist sie völlig unbekannt. Allerdings steht im ganzen Lande vortreffliche Kuhmilch als Ersatz der mütterlichen Nahrung leicht zu Gebote, und darauf wird es zurückzuführen sein, daß die öffentliche Meinung das Selbststillen keineswegs als eine unerlässliche Mutterpflicht erachtet. Wird aber, wie es in der That sowohl in Tirol als in Vorarlberg geradezu Landessitte ist, die künstliche Nahrung dem Säugling in unzweckmäßiger Form dargereicht und wird überdies bei dem Gebrauch der Saugflaschen die Sorge für peinlichste Reinlichkeit außer Acht gelassen, so ist es die unausbleibliche Folge, daß so mancher Säugling den „Fraisen“ oder einem Darmkatarrh erliegt oder daß im zartesten Alter der Keim zu Erkrankungen und zu dauernder Körper schwäche gelegt wird. Nicht zum geringsten Theil ist es daher in die Hand der tirolischen Frauen und Mütter gegeben, für die Hebung des physischen Wohles der Bevölkerung zu wirken — durch vernünftige und naturgemäße Pflege der Kinder.

Volksleben der Deutschen in Tirol.

Volkscharakter. Es dürfte wohl kaum ein Alpenland geben, in dem sich der Volkscharakter so verschiedenartig ausprägt wie in Tirol. Hierbei sind wie anderswo Natur, Stammesart und Lebensweise, Erwerb und Beschäftigung von nachhaltigem

Einfluß gewesen. Nicht nur hat der eingreifende Gegensatz von Nord und Süd diesseits und jenseits des gewaltigen Centralgürtels, der Tirol in zwei Hälften trennt, den klimatischen Verhältnissen entsprechend auf die Bewohner eingewirkt, sondern auch innerhalb dieser zwei großen Bezirke erzeugten die örtlichen Verhältnisse augenscheinliche Verschiedenheiten. Der „Bergler“, der hoch oben an der Bergflanke wohnt, ist ein anderer als der Bewohner der Thalhöhle, auf den er mit Stolz herabblickt; der „Thölderer“, der die bis an den Eisstock sich hinziehenden Nebenthäler belebt, unterscheidet sich sowohl von dem Bewohner des Hauptthals, wie nicht minder von dem seines Nachbarthals, obgleich ihn nur ein schmäler Gebirgsrücken von ihm trennt. So ist der Zillerthaler verschieden vom „Alpäcker“ (Alpacher), der Ötthaler verschieden vom Pitzthaler und Paznauner; dasselbe gilt in Südtirol vom Bewohner der Seitenthäler, z. B. vom Villgrattner und Tieferegger, vom Sarnthaler und Ultner. Die große Abgeschlossenheit dieser Thäler hat diese Verschiedenartigkeit des Charakters erzeugt.

Noch einschneidender macht sich die Abstammung der Bewohner geltend.

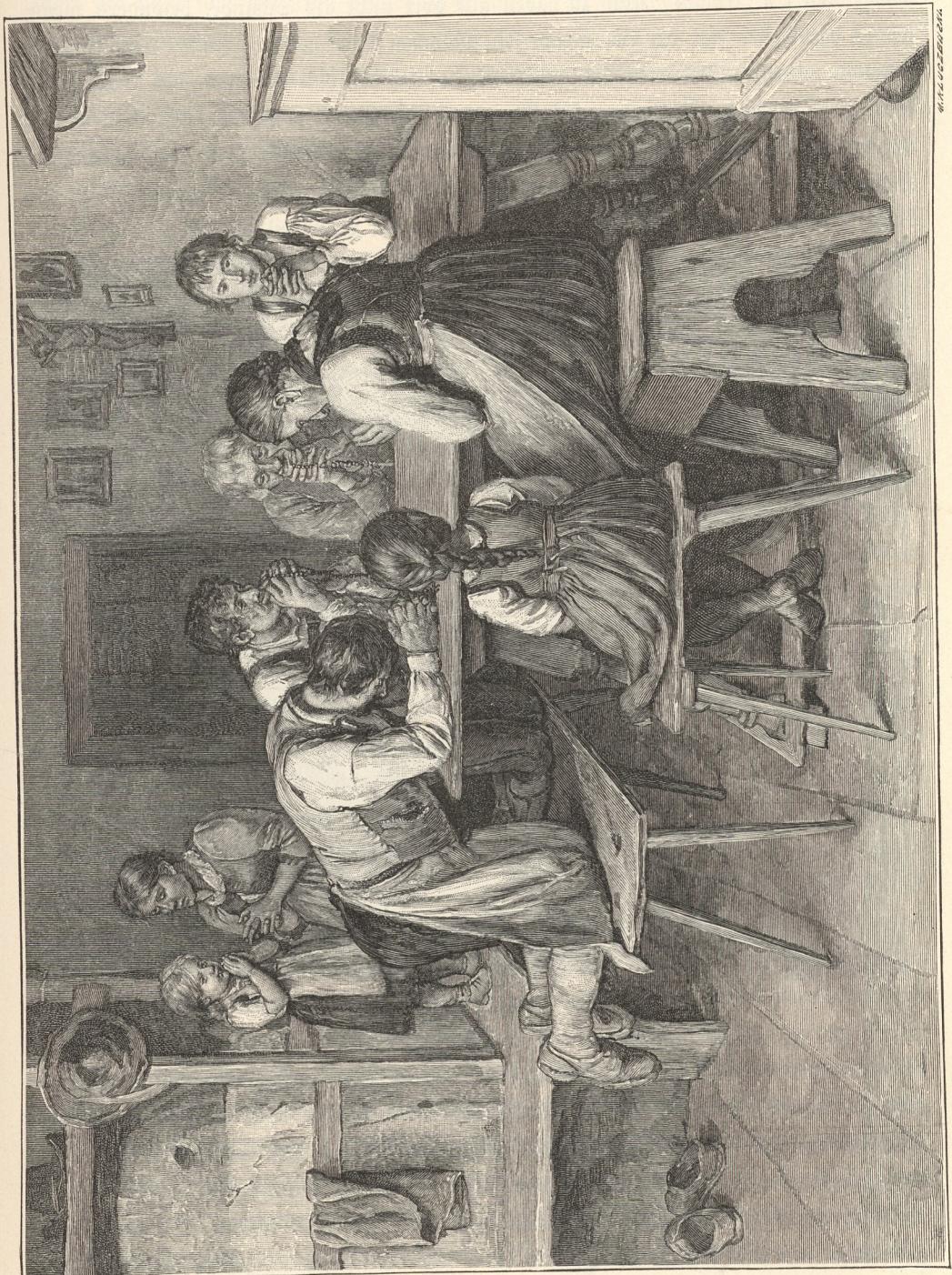
Die beiden großen Hauptstämme der Bajuwaren und Alamannen, erstere in den östlichen, letztere in den westlichen Thälern ansässig, weisen noch in voller Stärke ihre körperliche, geistige und gemüthliche Eigenart auf. Am auffallendsten zeigt sich dies im Innthal. Der alamannische Oberländer, dessen Gebiet bis hart an die Mauern von Innsbruck reicht, ist von dem Unterländer, obwohl er dasselbe offene Thal mit ihm bewohnt, hinsichtlich des ganzen Charakters so grundverschieden, daß sich aus diesem Gegensatz der Anlagen und Neigungen eine förmlich feindselige Stimmung entwickelt hat. Dazu kommt noch, selbst wenn wir von den Rückständen untergegangener feßhafter Stämme, der Longobarden, vielleicht auch der Gothen und anderer abssehen wollen, der unverkennbare Einfluß, den die Slaven und die frühere romanische Bevölkerung ausübten. So ist z. B. der Charaktertypus der Romanen im alamannischen Wintgau noch scharf hervortretend, deßgleichen wird jeder feinere Beobachter im bajuvarischen Unterpusterthal die Einwirkung der südlich angrenzenden „krautwälischen“ Bevölkerung, im Hochpusterthal den Einfluß der einstigen slavischen erkennen. Vollständig scheidet sich das ruhige Wesen des Burggräflers aus, der schon durch seine körperliche Erscheinung verrät, daß er mit den genannten Stämmen nichts gemein hat.

So haben sich in Tirol unter dem Einfluß von Orts- und Stammesverhältnissen nach und nach vier oder, wenn man will, fünf große Charaktertypen herausgebildet, welche nach ihrem ganzen äußeren und inneren Sein vollständig verschieden und infolge dessen auch sofort erkennbar sind: der ernste und rauhe Oberinntaler, der gemüthliche und biedere Unterinntaler, der kluge Wintger, der erwerbsmäßige Pusterthaler, der bedächtige Burggräfler. Die Bewohner des Wippthals zeigen in ihrem Wesen eine

Mischung des Allamannischen und Bajuvarischen, die Bewohner des Etschthals, sowie der untere Etschländer nähern sich dem Pusterthaler. Es darf daher nicht wundern, wenn diejenigen Züge und Eigenthümlichkeiten, welche den Charakter eines Volkes ausmachen, bei der Bevölkerung Tirols nicht einheitlich vertreten sind, sondern zum Theil in verschiedenem Ausmaße vertheilt sich offenbaren.

Was die geistigen Fähigkeiten des Tirolers anlangt, so ist derselbe durchgehends reich begabt. Das zeigt die verhältnismäßig große Anzahl bedeutender Männer, die das Land auf den verschiedensten Gebieten der Wissenschaft und Kunst hervorgebracht hat. Am stärksten ist diese Anlage beim Oberinntaler vorhanden, der an Schärfe des Verstandes alle anderen übertrifft. Ebenso ist bei ihm, wie überhaupt beim Tiroler, der Kunsttrieb hochentwickelt. Fast scheint es, als ob sich hinsichtlich dieser ausgesprochenen Anlage eine Nachwirkung der früheren romanischen Bevölkerung geltend mache. Heller Verstand zeichnet auch den Pusterthaler und Binstger aus, nicht ohne Beigabe klug berechnenden Sinnes. In dieser Hinsicht stehen diese letztnannten Beiden bei ihren nördlichen Landesangehörigen in etwas schlimmem Geruche und das landläufige Sprichwort: „Der Pusterer hat a Kuh g'stohlen und der Binstger hat sie ihm außerg'slogen“ zeigt jedenfalls, daß sie nicht auf den Kopf gefallen sind und eine gewisse Überorthodoxie ihnen zu eigen ist.

Neben dem klaren Verstande ist ein gewisser Zug von Gemüth jedem Tiroler angeboren. Ausgesprochen tritt er nur beim Unterinntaler zu Tage, der ob dieser harmonischen Mischung der liebenswürdigste und uneigennützigste der tirolischen Bewohner genannt werden muß. Daneben macht sich bei ihm laute Lebenslust mit stark hervortretender Sinnlichkeit geltend. Deshalb ist auch im Unterland die Heimat des Volksgesanges, der in keinem Landestheile so hell erklingt. Dieser bald mehr bald weniger ausgeprägten Gemüthsanlage der Tiroler entspricht auch ihr tief religiöser Sinn. Zeugniß dafür sind die vielen und schönen Kirchen und zahllosen Kapellen, die allorts dem Wanderer entgegengrüßen. Besonders im armen Oberinntal ist die Religion Herzenssache und nirgends ist rührendes Gottvertrauen so zu Hause als dort. Der Besuch der Messe leitet den Tag ein, wie der abendliche Rosenkranz denselben beschließt. Arme Leute, fromme Leute. Im Zusammenhang damit steht die große Achtung, welche die Geistlichkeit im Volke genießt, wie umgekehrt der große Einfluß, den erstere auf das letztere ausübt. Mit der Sittlichkeit ist es im Großen und Ganzen nicht viel besser bestellt als in anderen Alpenländern, aber auch gewiß nicht schlechter. Irrig wäre jedenfalls die Ansicht, daß Tirol ein jungfräuliches Land sei. Auch hier muß nach der Gegend wohl unterschieden werden. Während in den alamannischen Bezirken, besonders im Oberinntal und Binstgau, auf Zucht und Sitte streng gehalten wird und ein gefallenes Mädchen in der Gemeinde fast vervehmmt ist, nimmt man es im lebenslustigen Unterinntal, wie auch im Pusterthal in dieser Hinsicht nicht so



Wohlfahrtsarbeiten.

streng und ein „lediges“ Kind zu haben gilt dort nicht als Schande, besonders wenn, wie es häufig der Fall, der Betreffende sein Mädchen später heiratet. In der That erklären sich viele uneheliche Geburten aus dem Umstände, daß die späte Abtretung des heimatlichen Gutes dem Sohn das Heiraten erst spät ermöglicht. Bedenkt man noch, daß die strohende Kraft dieser Bergbewohner und die reichliche Gelegenheit, welche durch das unbeachtete Beisammensein der beiden Geschlechter auf der Alpe, beim Bergmahl etc. geboten ist, diesem Naturtrieb leichter Vorshub leistet, so wird man bei Beurtheilung des ziemlich hohen Procentsatzes unehelicher Geburten gewiß einen billigeren Maßstab anlegen.

Hervorgehoben zu werden verdient auch die große Offenheit, Ehrlichkeit und Verlässlichkeit des Tirolers, sowie sein starkentwickeltes Rechtsbewußtsein. Die Häuser auf dem Lande sind noch gegenwärtig häufig unversperrt, Geldangelegenheiten und Verträge werden meist durch bloßen Handschlag bei einer Flasche Wein, die nicht fehlen darf, abgemacht. Glaubt der Tiroler im Recht zu sein, so ist er schwer davon abzubringen, und mancher aus Rechthaberei entstandene Proceß hat einen Bauern um Hab und Gut gebracht.

Arbeitslust und Erwerbstrieb sind beim Tirolerbauern nicht in dem Maße entwickelt, wie es wünschenswerth wäre, und der Spruch: „Wenn der Bauer nicht muß, röhrt er weder Hand noch Fuß“ hat in gewissem Sinne Berechtigung. Er arbeitet eben nur so viel, als er zum Lebensunterhalt und zum Steuerzahlen braucht und läßt im Übrigen den lieben Herrgott einen braven Mann sein. Dies gilt in erster Linie von den sogenannten Dörchern oder Lantigern, einer ethnographischen Eigenthümlichkeit Oberinnthals und des oberen Winstgaus, welche Zigeuner Tirols mit ihren Karren, ihrem — Weibe und einer Schar verwahrloster Frauen als Pfannenflicker, Korbblechter, Obst- oder Geschirrhändler, in Wirklichkeit aber der Mehrheit nach als vagabundirende Bettler landauf landab ziehen, oft bis tief nach Kroatien und der Türkei, und nach Hause zurückgekehrt sich auf Gemeindekosten verpflegen lassen.

Aber selbst der einfige Bauer ist die Ertragsfähigkeit seiner Äcker und Wiesen zu steigern in seltenem Falle bedacht. Es hängt dies mit dem Mißtrauen zusammen, daß der Tiroler im Allgemeinen Neuerungen, besonders auf landwirthschaftlichem Gebiete, und mögen sie noch so ersprießlich und fruchtbringend sein, entgegenbringt. Im Übrigen ist der Tiroler sparsam, ja knickerisch und dreht einen Kreuzer zweimal um, bis er ihn ausgibt. Freilich muß man auch hier bei den Bewohnern der verschiedenen Thäler unterscheiden. Das Gleiche gilt von der Mäßigkeit im Essen und Trinken. Der Südtiroler, besonders der Burggräfler, isst und trinkt sehr viel, ebenso wird im Unterinnthal und Pustertthal beim Eßtisch tapfer zugegriffen, während der ärmere und nüchterne Oberländer mit geringerer Rost zufrieden ist. Bedauerlich ist der fast in allen Landestheilen, vorzüglich aber im Innthal verbreitete übermäßige Bramitweingenuß, welche Pest seit Ende der Bierziger-

Jahre ins Land kam und trotz Entgegenwirkung der Priester und der Obrigkeit in steter Zunahme begriffen ist.

Sind nun die aufgezählten guten und schlimmen Charaktereigenschaften je nach den Thälern und Stämmen in verschiedenem Maße vertheilt, so gibt es doch zwei Vorzüge, welche allen Tirolern in gleicher Weise gemeinhsm sind, nämlich die Liebe zur Heimat und zum Vaterland. Der Tiroler liebt sein Land wie sich selber und seine am



Eine Dörcherfamilie.

Abhang klebende Hütte, die er immer wieder an denselben Fleck hinbaut, wenn sie ihm die Muhr oder die Lawine dreimal fortgetragen hat. Treibt auch Suche nach Arbeit und Erwerb viele Landeskinder in die Fremde, sie kehren doch in ihren alten Tagen wieder zum Heimatherd zurück. Damit hängt auch die unerschütterliche Treue des Tirolers gegen Kaiser und Reich zusammen, welche Unabhängigkeit er in guten und bösen Tagen bewahrt hat. Macht sich auch oft am Wirthstisch sein Unmuth über schlechte Verhältnisse und Steuerlast in derber Weise Luft, daß ein Nichteinheimischer meinen möchte, er habe einen

halben Revolutionär vor sich — wenn der Kaiser ruft, so eilt er um seinen Stützen und gibt seinen letzten Tropfen Herzblut. Will man daher ein zusammenfassendes wahres Urtheil über die Bewohner des Landes abgeben, so muß man bekennen, der Tiroler ist im Durchschnitt ein grundehrlicher, fester und gemüthlicher Charakter, ein Mensch, der Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat und den Feder liebgewinnen wird, der in der rauhen Schale den guten Kern zu finden weiß.

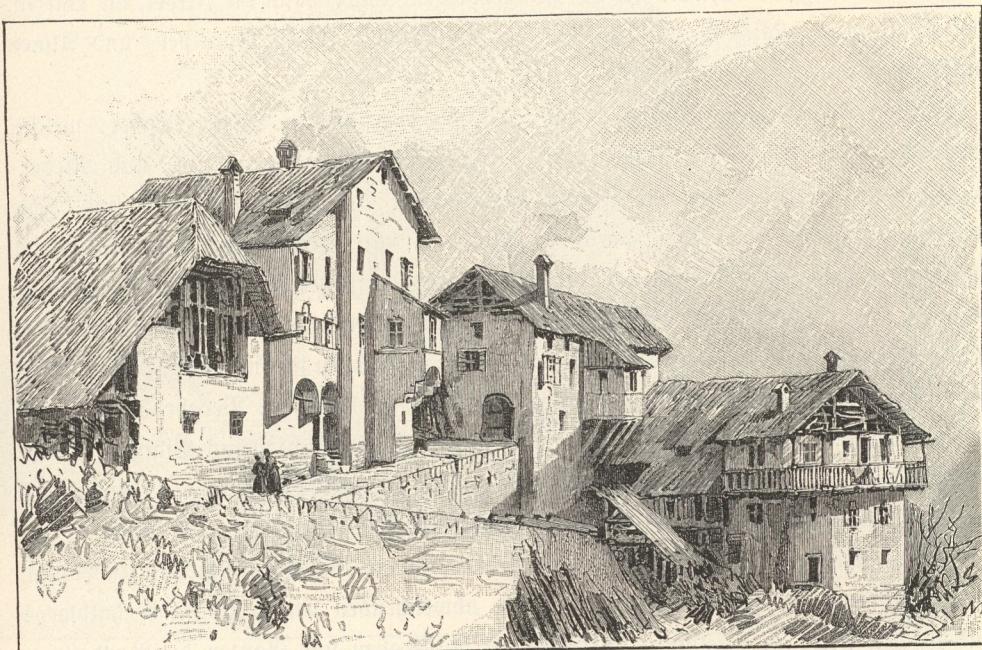
Besiedelung, Ortsanlagen und Wohnungen. Wie überall in den Alpen, erfolgte auch in Tirol zuerst die Besiedelung der Höhen. Hierzu drängte nicht nur die für Feldbau und Wirthschaft günstige Bodenbeschaffenheit der Mittelgebirgsterrasse gegenüber der auartigen und versumpften Thalshöhle, sondern auch der Umstand, daß der Winter oben erfahrungsgemäß wärmer und milder, der Sommer kühler ist. Starke Bergbäche und kleine Quellwässerlein boten dem Ansiedler leichte Gelegenheit zur Tränke des Viehs, wie zur Berieselung der Felder und Wiesengründe. Zugleich befand er sich in nächster Nähe von Wald und Alpe. Deshalb gehen auch alle alten Straßenzüge Nord- und Südtirols über die Höhen. Fanden Ansiedlungen im Thale statt, so wählte man fast ausnahmslos die ruhig gewordenen fruchtbaren Schuttkegel, die sich am Ausgang der Seitenhöcher und Klammen fächerartig ausbreiteten, oder niedere Uferterrassen des Hauptthals, die vom wechselnden Lauf des Stromes nichts mehr zu fürchten hatten. Hierbei hatte, wie auch bei den Hangsiedlungen die Sonnenseite vor der Nörder-(Nord-Schatten-)seite den Vorzug.

In welcher Art nun die Besiedelung vor sich ging, ob hofmäßig oder dorfweise, läßt sich wohl mit vollständiger Sicherheit nicht mehr feststellen. Wahrscheinlich war beides der Fall. Man trifft Gelände, welche, wie z. B. der Anger-, Volder- und Niederndorferberg mit Einzelhöfen ganz übersät sind, und wieder andere Gegenden, z. B. Stubai, wo sich nur Dörfer befinden und das Zwischenland fast keinen Hof aufweist. Jedenfalls hat dem germanischen Wesen entsprechend die hofmäßige Ansiedelung eine große Verbreitung gehabt. Lassen sich ja selbst nach der neuesten Forschung eine große Anzahl von Namen gegenwärtiger Dörfer, z. B. Göhens, Frizens, Hatting und andere auf Personennamen zurückführen. Die dorf mäßige Ansiedelung dürfte sich vorzugsweise auf die Besitzergreifung bereits vorhandener älterer Niederlassungen beschränkt haben.

Was nun die gegenwärtige Gestalt der tirolischen Dörfer anlangt, so bestimmen Lage und Bodenverhältnisse, Lebensweise und Brauch, Wohlstand und kärglicher Erwerb deren Charakter. Das Dorf in der Thalshöhle ist in der Regel behäbiger und schöner als das jedenfalls ältere auf dem unebenen und schwerer zugänglichen Mittelgebirge, dieses wieder entwickelter als die armeligen Weiler enger und unsicherer Hochhöcher, wo die Häuser oft kaum ein ruhiges Plätzchen zum Standort finden. Ein Dorf, dessen Bewohner hauptsächlich Viehzucht und Alpenwirthschaft treiben, unterscheidet sich schon im Äußenen

wesentlich von jenem, das mit seinen reichen Feldern auf Ackerbau angewiesen ist. Die Lage einer Ortschaft an der Landstraße mit ihrem regen Verkehr, ebenso Erwerbstätigkeit, Handel und Industrie prägen denselben einen bestimmten Charakter auf. So entstanden die eingassigen Straßendorfer längs den Verkehrsadern durchs Wipp- und Eisackthal, desgleichen durchs Oberinntal; anderseits kann das durch seine Eisenschmieden bekannte Bulpnes im Stubaithal als Industriedorf gelten.

Auch die Eigenthümlichkeit des Volksstamms wirkt bestimmd mit. Der alamannische Oberinntaler und der mit romanischen Elementen versezte Südtiroler und



Eine Häusergruppe bei Gries nächst Bozen.

Binntgauer baut seine Steinhäuser eng aneinander gereiht, während der bajuvarische Unterinntaler sein Heim möglichst abgesondert von den Nachbargehöften liebt.

Im Allgemeinen pflegt man geschlossene und zerstreute Dörfer zu unterscheiden. Erstere sind seltener und gehören fast ausschließlich der Ebene des Hauptthals an. Sie beleben mit ihren reinlichen Häusern und der stattlichen Kirche die Landschaft, letztere bildet den malerischen Schmuck des Gebirges. Hier steht oft nur ein Trüpplein Häuser, darunter Widdum, Wirthshaus und Schule gedrängt um die Kirche, die anderen Gehöfte liegen mehr oder minder vertheilt über das Gelände. In den engen Bergthälern und Kesseln mußten eben die Ansiedler das Fleckchen zum Hausbau benützen, wo es sich fand, darum kleben dort die Höfe wie vom Sturmwind zerstreut an den Lehnen herum. So ist es

z. B. in Kals; auch St. Vigil in Enneberg, St. Gertraud in Ulten, Mühlen im Mühlthal, Lavis, Sellrain, Alpach, Neustift sind zerstreute Dörfer.

Einen eigenen Typus tragen einige alamannische Dörfer des Oberinntals, z. B. Barwies und Ehrwald. Da steht die Kirche inmitten eines weiten grünen Planes, den eine ehrwürdige Dorflinde schmückt, während rings herum die getrennten Gehöfte stehen. Auch Beerberg am südseitigen Mittelgebirge des Unterinntals verdient wegen seiner eigenthümlichen Dorfanlage Beachtung. Es besteht aus einer einzigen im Halbkreis die Bergflanke umschlingenden Gasse von getrennten Einzelgehöften, welche derart liegen, daß an der Bergseite dahinter sich die dazugehörigen Anger, dann die Felder, die Wiesen, der Wald und endlich die sich am Berg hinanziehenden Alpen (Voralpen) und Almen anschließen.

Von eigenartigem Charakter sind auch die sogenannten Sommerdörfer, welche, theils den vorarlbergischen Maiensäßen entsprechend, sich auf den Alpen und Niederlegern befinden, theils auf der Fläche ausgedehnter Bergmähder gelagert sind. Sie werden nur im Sommer zum Zweck der Almwirthschaft oder Heufechtung bezogen, im Winter stehen sie verlassen. Manche derselben waren in früheren Zeiten das ganze Jahr bezogen und besaßen selbst eine Kirche mit einem Geistlichen, mußten aber schließlich infolge Holzmangels im Winter aufgegeben werden und dienen jetzt nur mehr der ins Thal gezogenen Bevölkerung als bäuerliche Sommerfrische zur Zeit des Bergheumahdes. Zu dieser Gattung von verlassenen Alpendörfern gehört z. B. Bischlabs in Pfafflar, welche oberinntalische Ortschaft bis auf wenige Höfe verödet ist, während Plangeros im Pitzthal aus gleichem Grunde in Kurzem einem ähnlichen Schicksal entgegenzugehen droht.

Das tirolische Bauernhaus ist, was Bauart, Größe und Bequemlichkeit anbelangt, sehr verschieden, so daß es schwer wird, die abweichenden Typen zu einem halbwegs einheitlichen Bilde zu vereinigen. Trotzdem ist im Großen und Ganzen die Vertheilung der Räumlichkeiten und deren Einrichtung, weil aus dem gleichen Bedürfniß hervorgegangen, ziemlich dieselbe, so daß man, besonders wenn man untergeordnete Verschiedenheiten des ober- und unterinntalischen, sowie des etschländischen (vinstgauischen) Hauses festhält, gut von einem tirolischen sprechen kann.

Die ältesten Häuser befinden sich in Dux und Pfersch, die schönsten im Unterinntal. Daselbst trifft man auch, besonders in der Thalebene, zweistöckige Häuser, während sie sonst fast durchwegs einstöckig sind.

Die am häufigsten vorkommende Form des tirolischen Bauernhauses ist jene, bei welcher es der seine Front zuspitzende Giebel gewissermaßen in zwei Hälften theilt. Die eine meist bis zum Beginn des einen Dachflügels hinauf gemauerte Hälfte enthält die Wohnungen, nämlich Stube, Küche und Kammern, die andere hat nur einen

gemauerten Unterbau, in dem sich der Stall befindet, und einen Überbau aus Holz, der die Tenne und den Heuboden umfaßt. Auf einer Seite, wenn der Raum es gestattet, vorne, bei engen Dorfgassen rückwärts, führt eine breite Holzbrücke zum großen Tennenthor. Darunter ist der Eingang zum Stall. Liegt die Tennenbrücke rückwärts, so befindet sich der Haupteingang zum Stall an der Vorderseite des Hauses und rückwärts nur ein kleiner Stallausgang, der im Winter geschlossen bleibt. Die Thür des eigentlichen Wohngebäudes



Dorfansicht von Pfunds.

stößt mit dem sich dahinter öffnenden Haugang (Flur) knapp an den Stall, steht also fast in der Mitte des ganzen Gehöftes. Die Fenster nebenan, gewöhnlich zwei an der Front und zwei an der Flanke, gehören zur Stube. Unter den Fenstern des oberen Stockwerkes läuft ein hölzerner Gang, im Unterinnthal Sommerlauben genannt. Wo, wie meist im Unterinnthal, der ganze Vorderbau gemauert ist, umrahmt derselbe oft drei Seiten des Hauses und mündet dann in einen unaussprechlichen Ort. Wo kein Gang ist, hat man statt dessen einen „Solder“ (Söller) an der Hausfront angebracht. An alten Häusern, besonders des Oberinnthals, sieht man denselben noch manchmal am Eingang zur Haustür, die also im Hochparterre liegt. Dann führen rechts und links oder auch nur auf einer Seite mehrere Stufen hinauf. Neuere mehrstöckige Häuser haben denselben am oberen

Stockwerk oder es führt vom Dachboden eine Thür heraus. Auf der Brüstung des zierlich ausgeschnittenen Holzgeländers prangen Blumen, besonders die beliebten Nelkenstöcke mit den vollen dunkelrothen Blüten, daneben hängt Wäsche oder im Herbst am darüber angebrachten Gestänge Erbsen- und Bohnenstroh. Auch Samen, Obstschneide oder was sonst an der Luft trocknen und dörren soll, gibt man auf langen Brettern auf das Ganggeländer. Über dem „Solder“ unter dem First des weit vorspringenden Daches prangt der „Almbüschel“, den die von der Alm heimkehrende „Stafelkuh“ getragen hat. Er besteht im Oberinthal aus einem Bündel von feingeschnittenen, sich lockenförmig aufrollenden Holzspänen, mit groben künstlichen Blumen und bunten Bändern geziert. Ihn überragt die „Palmlatte“, die der Bub nach seiner Rückkehr von der Palmweihe durch eine Dachlücke herausgesteckt hat, damit durch die geweihten Zweige das Haus vor Blitz und sonstigem Unglück bewahrt bleibe.

Die gemauerte Front oder Halbfront des Hauses schmücken häufig Madonnenbilder oder die Bilder von Heiligen, insbesondere bewährter Schutzpatrone. Manche Häuser sind von oben bis unten mit Gemälden überdeckt, so das hochinteressante Altwirthshaus in Öz und das in ähnlicher Weise verzierte alte Gerichtsgebäude in Wenis am Eingang ins Pitzthal. Unter oder neben den Bildern, oft für sich allein steht der Hausspruch. Häufig findet er sich auch am Kranzbaum mit dem Namen des ersten Hausbesitzers und seiner Frau, sowie des betreffenden Zimmermanns nebst der Jahrzahl eingeschnitten und schwarz bemalt oder eingearbeitet.

Die Sprüche sind entweder religiösen Inhaltes, z. B.:

Gott beschütze dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus.

oder sie enthalten ernste und allgemeine Lebensregeln, die oft von ergreifender Schönheit und Tiefe sind, z. B.:

Ich leb, weiß nicht wie lang,
Ich sterb und weiß nicht wann,
Ich fahr und weiß nicht wohin,
Mich wundert, daß ich so fröhlich bin.

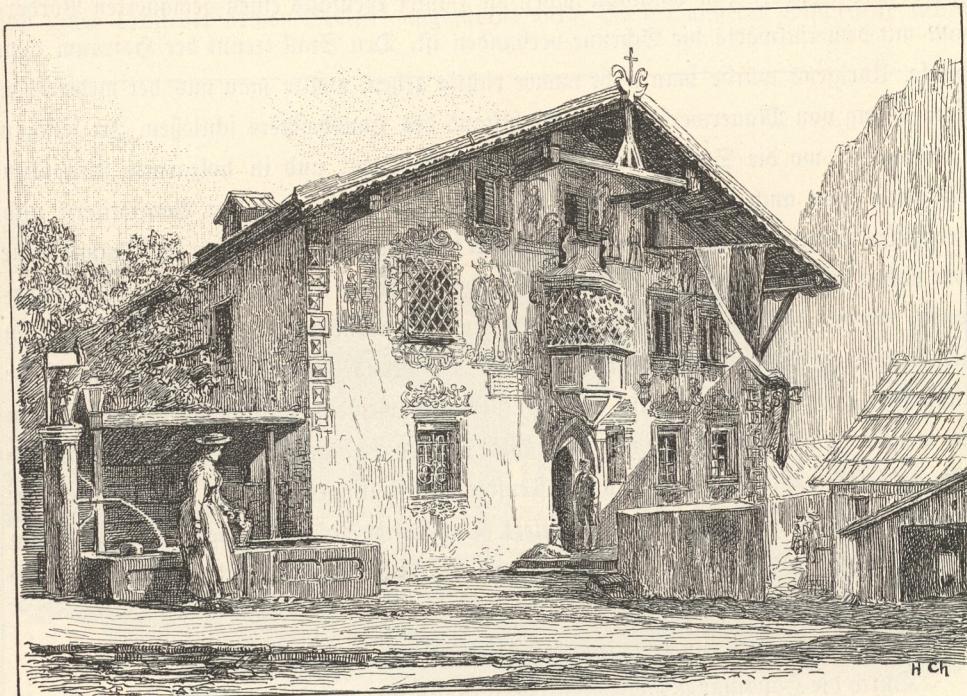
Nicht selten finden sich auch Verse, welche der Kritisirsucht der Nachbarn vorbeugen sollen, so die allbekannten:

Wer will bauen an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen;
Rede jeder, was er will,
Ich wünsche jedem noch so viel.

Zu dieser Ausschmückung der Außenseite des Hauses gehören auch die in die Scheune als Luftlöcher eingeschnittenen Zierrathen, als Herzen, Blätter, Ziffern, Buchstaben,

Handwerkszeug ic. Den Hauptschmuck bildet aber das kunstvoll ineinander gefügte Fachwerk des Raumes unter dem Giebeldach mit seinen schön geschnitzten Trägern und Spreizen. Solche Häuser mit prächtigem Fachwerk — gewöhnlich sind es Bauten aus dem XVI. und XVII. Jahrhundert — findet man z. B. auf dem reichgesegneten südlichen und besonders südwestlichen Mittelgebirge von Innsbruck in den Dörfern Lans, Götzens, Axams.

Sämtliche Räumlichkeiten der Häuser überdeckt das ringsum vorstehende häufig in gekreuzte Pferdeköpfe ausgiebelnde ziemlich flache Schindeldach. Die Schindeln, aus



Oberinntaler Haus: das bemalte Altwirthshaus in Öß.

Lärchen- und Fichtenholz geklöben, werden an vielen Orten nicht genagelt, sondern nur übereinandergelegt und mit zahlreichen auf festgemachten Querstangen ruhenden Steinen niedergeschwert, damit sie der Wind nicht vertrage. Zu fünf bis zehn Jahren, je nach dem Holz, pflegt ein sorgsamer Hausvater die Schindeln umzudrehen, weil sie dann einige Jahre länger halten. Ein derartiges Dach nennt man ein „Rottdach“. In Gegenden jedoch, welche heftigen Winden ausgesetzt sind, genügt diese Bedachungsart nicht mehr, sondern die Schindeln müssen festgenagelt und überdies durch feste Querstangen niedergehalten werden. Strohdächer sind fast nur auf den Mittelgebirgen des Etsch- und Eisackthals im Gebrauch. Auf den Dächern der unterinntalischen Bauernhäuser, die überhaupt ein äußerst malerisches Aussehen haben, sitzt ein kleines Holzthürmchen mit der Essensglocke,

mittelst welcher das Gefinde von den ringsum gelegenen Wiesen und Feldern heimgesucht wird.

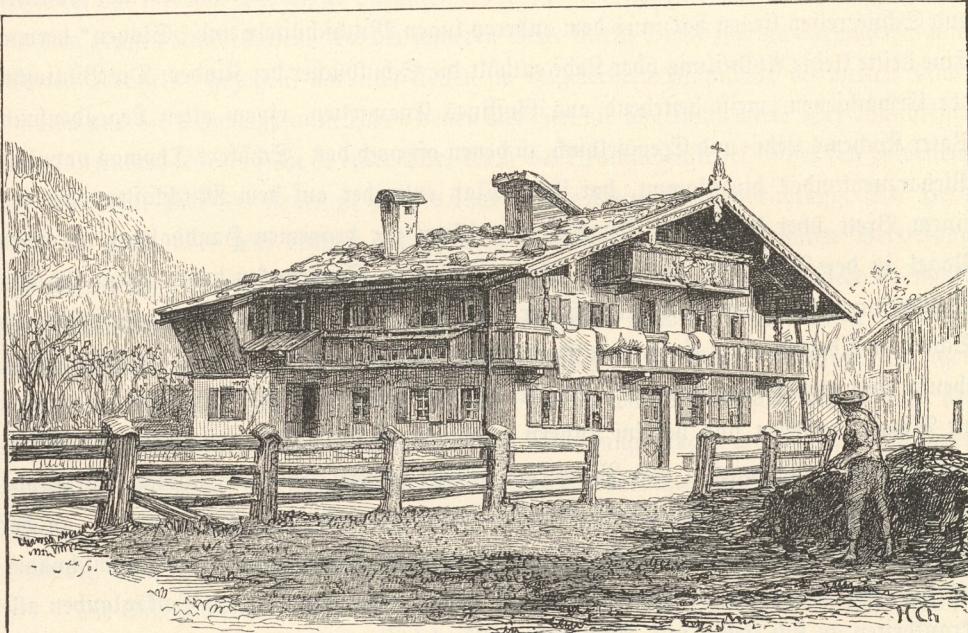
Wie schon oben erwähnt, zeigt die eben beschriebene Hauptform der tirolischen Bauernhäuser je nach den Thal- und Bodenverhältnissen mancherlei Abweichungen. So bildet im Oberinntal das gemauerte Wohnhaus häufig den ganzen Bordertheil des Gehöftes, an den sich an der Rückseite, jedoch unter einem Dach Stall und Scheune anschließen. Im Pusterthal trifft man diese beiden Räumlichkeiten auch oft vom Wohngebäude abgesondert. Im Brixgau haben die Häuser ebenfalls einen gemauerten Borderbau, mit dem rückwärts die Scheune verbunden ist. Den Stall trennt der Hofraum vom Hause. Übrigens würde man nicht immer richtig gehen, wollte man aus der mehrfachen Anwendung von Mauerwerk auf den Wohlstand des Hausbesitzers schließen. Im felsigen Oberinntal, wo die Steine nichts kosten als die Fuhr, und in holzarmen Gegenden Südtirols baut auch der Arme sein Häuschen aus Stein, auf den Bergweilern und Berghöfen Unterinntals, z. B. in Alpbach, holt selbst der begüterte Bauer die Baumstämme vom nahen Walde, statt mit viel Mühe und Kosten Steine herzuschleppen. Bei den Holzbauten werden die behauenen Stämme mit den Enden aneinandergefügzt und die Fugen mit Bergmoos ausgestopft. Innen erhalten die Wände eine Bretterverkleidung; die Außenseite wird entweder ebenso gefertigt oder mit weißem Kalkanwurf überzündet. In den meisten tirolischen Häusern mit Ausnahme der neuer gebauten, vorzüglich aber an den eben genannten Blockhäusern sind die Fenster unverantwortlich klein und überdies der Sicherheit halber mit Eisenstangen vergittert. Das Lüften der Wohnung ist dadurch ebenso zur Unmöglichkeit gemacht wie das Entrinnen bei Feuersgefahr, wie zahlreiche Beispiele noch in jüngster Zeit bezeugen.

Beschaffen wir uns nun das Innere eines mittleren tirolischen Bauernhauses.

Durch die Hausthür gelangen wir zuerst in den hier und da gewölbten Flur, „Saal“ genannt, der gewöhnlich durch das ganze Haus und rückwärts in den Baumgarten, „Bangert“ führt. Hier hängen an den weißgetünchten Wänden verschiedene Geräthschaften und zum bäuerlichen „Arbeitsplunder“ gehörige Gegenstände, wie Sensen, Kummets, das sind Toche für das Ochsen- und Kuhgespann, Fischerneße sammt Angel und Latten und Ähnliches. Gleich nach den ersten paar Schritten öffnet sich links und rechts eine Thür. Die eine kleinere führt in den Stall, die andere erschließt die Stube, den wichtigsten Raum im ganzen Bauernhause, den Versammlungsort der Familie und des Gefindes beim Essen, bei der häuslichen Andacht, der gemeinsamen Arbeit zur Winterszeit und beim Heimgarten.

Die Stube ist fast überall getäfelt, der Oberboden überdies mit verschiedenem Zierrath, z. B. Kränzen, Quadraten, Leisten geschmückt. In der Ecke zwischen den Fenstern

steht der große viereckige Eßtisch, entweder von Ahornholz oder silberfarbig angestrichen und mit rothen und blauen Blumen bemalt. Über ihm in der Ecke hängt das Crucifix mit ein paar Heiligenbildern. Die ausgestreckte Hand des Gefreuzigten trägt die zwei größten Maiskolben des vergangenen Jahres, und zwar einen weißen und einen rothen als Dank für den Erntesegen. Die schönsten Kornähren hat der Hausvater hinter das Kreuz gesteckt, auch geweihte Palmzweige haben dort ihren Platz. Vor diesem einfachen Hausaltar schwiebt meist ein kleines Öllämpchen, das alle Samstage zu Ehren der Muttergottes und „zum Trost der armen Seelen“ angezündet wird. In der anderen Stubenecke neben



Unterinntaler Haus: sogenanntes Schweizerhaus.

der Thür macht sich der große Ofen breit. Derselbe ist gewöhnlich gemauert und mit einer Reihe von Vertiefungen aus grün glasirten Kacheln versehen, in welchen zur Winterszeit Äpfel gebraten werden. Den ganzen Ofen umgibt ein hölzernes Gerüst, G'stang oder G'schall genannt, welches zum Trocknen der Wäsche und nassen Kleider benutzt wird. Die Eßäulen dieses Gestänges reichen hoch über den Ofen hinaus und tragen über letzterem ein Dach mit einem Polsterbrett, der „Dörre“ oder Ofenbrücke, das ist eine Art Lotterbett, auf dem Bauer oder Knecht im Winter faulzen und sich fast buchstäblich rösten lassen. Ein zweites Ruhebett bildet die breite Ofenbank, die ebenfalls zum Ausruhen und Schlafen dient und zu dem Zweck auch oft ein schiefes Brett oder einen Polster für den Kopf des Ruhenden hat. Der Raum zwischen Ofen und Stubenwand heißt die „Hölle“ oder das

„Höllenmäuerl“, die Fläche auf dem Hals desselben das „Plattele“. Im Oberinnthal ist in die Mauer neben dem Ofen noch „das Kamin“ eingefügt mit einem Eisenblech. Darinnen flackert an den langen Winterabenden ein duftendes Kranewitfeuer, um das Kinder und Chehalten (Gefinde) pfeifenschmauchend sitzen, während der Haussvater oder der „Nöni“ Märchen und Geschichten zum Besten gibt. Die übrige Gesellschaft sitzt dabei auf den Bänken, die fast um die ganze Stube an den Wänden herumlaufen. Der Raum unter diesen Bänken gilt als Rumpelkammer. Da liegt das Pfannholz, das Tabakbrettchen, das Tabakmesser, der Hanffamen für die Vögel, wenn solche da sind, sammt dem Quetschstein. Auch sind einige Behälter da, in deren einem der Bauer die Ketten, Stricke, Fußseisen und Schneereifen liegen hat; aus dem anderen lugen Milchschüsseln und „Stozen“ hervor. Eine dritte kleine Abtheilung oder Lade enthält die Schulbücher der Kinder. Die Bibliothek der Erwachsenen, meist bestehend aus Goffines Evangelien, einem alten Legendenbuch, Pater Kochems Lehr- und Exempelbuch, zu denen oft noch des „Schäfers Thomas populäre Bieharzneykunde“ hinzukommt, hat ihren Platz entweder auf dem Milchkaſten oder auf einem Brett über der Thür. Der Kalender hängt zur bequemen Handhabung an einem Nagel in der Nähe des Eßtisches. Die zwei übrigen Stubenecken haben ebenfalls ihre Bestimmung. In einer befindet sich der Uhrkaſten, in dem eine alte rauchgeschwärzte Schwarzwälderuhr ihren eintönigen Pendelschlag mißt, in der zweiten steht der Milchkaſten, ebenso bunt angestrichen wie der Tisch. Er ist vorn offen, nur mit einem Vorhang gegen die Fliegen versehen und hat im Innern querslaufende Brettchen, auf welche die Milchschüsseln nebst Rahmgefäß und Milchseige gestellt werden. Zur Einrichtung der Stube gehören noch ein oder zwei Scheibenstühlen und wohl auch eine Flinte, welche an der Wand ihren Platz haben. Gewiß fehlt aber in keiner Bauernstube ein Krummschnabel, der in engem Drahtkäfig an der Zimmerdecke hängt, weil er nach altem Volksglauben alle Krankheiten an sich ziehen soll. Auch andere Vögel hält man gern, besonders im Oberinnthal. Im Winter läßt man sie frei in der Stube herumfliegen, denn mit dem Entkommen hat es keine Noth, da den ganzen Winter kein Fenster geöffnet wird. Was sich infolge dieser unsinnigen Geprägtheit aus dem Dampf feuchter Wäsche und Lodenjoppen, die am heißen Ofen trocknen, aus Speisengeruch und dem Dampf schlechten Tabaks für eine Atmosphäre entwickelt, läßt sich leicht denken. Dazu kommt noch, daß man Schwerkrankmeist in die Stubebettet, weil diese das einzige heizbare Local ist. Das Schlimmste aber ist nun, daß diese ganze Ausdünstung durch das Loch, das sich gewöhnlich über dem Ofen an der Zimmerdecke befindet, in die bäuerliche Schlafkammer des ersten Stocks hinaufgeleitet wird. Solche Umstände lassen es begreifen, warum ansteckende Krankheiten, wie Blattern, Typhus *sc.* auf dem Lande, und zwar besonders auf Berghöfen so furchtbar wirken.

Die Küche befindet sich meist gleich hinter der Stube. So ist es wenigstens bei den Bauernhäusern, welche die Wohnräumlichkeiten auf der einen, Stall und Tenne auf der anderen Seite haben. Wo aber letztere den Rücktheil des Hauses bilden, also der ganze Vorderbau bewohnt ist, liegt sie entweder gegenüber der Stube oder, wie im Winstgau, rückwärts durch einen Verschlag von derselben getrennt. Die Küche ist überall sehr geräumig und mit blinkendem Messing- und Kupfergeschirr ausgestattet, denn reichliches Küchengericht ist der Stolz der Bäuerin. Auf der sauber gescheuerten Schüsselstelle oder dem „Rahmen“ stehen die Reihen der Schüsseln und Teller, obwohl letztere nur an Festtagen benutzt werden. Die Bank darunter trägt das Wasserschaff mit der „Wassergaße“ und dem großen Knödelhafen. Auf der anderen Seite ist ein Strick für die messingenen und eisernen „Gazeln“ gezogen, darunter stecken im eingekerbten Pfannholz die weiten Muspfannen und die Schmalzpfannen, von denen das Fett nie abgespült wird. Der Waschkessel von glänzendem Kupfer steht in einer Ecke. Auch ein Bramtweinkessel findet sich zuweilen. Um den Kessel über das Feuer zu hängen, hat man oft eine Drehvorrichtung. Der Herd selbst ist groß, aber sehr einfach aus Ziegeln gemauert, mit einer seichten Vertiefung versehen, in der das offene Feuer brennt. Daneben ist die Aschegrube. Der Herd ist immer einer Ecke angepaßt. An der Hinterwand auf demselben steht die Hennensteige, von der ein Mauerloch ins Freie leitet. An der Seitenwand ist die „Herdbank“ befestigt. Da sitzen an Winterabenden die Männer, stellen die Füße auf die warme Feuerstatt und schauen der Bäuerin beim Kochen der Abendmahlzeit zu. Im Rauchfang hängen an langen Holzstangen Speckstücke, Schwein- und Schafffleisch; die übrigen Eßvorräthe, mit Ausnahme des Mehlfästens, birgt der anstoßende Gaden. Hier winken die appetitlich gelben Butterknollen, Schmalz, Eier, kurz alle Lebensmittel, die man nicht der Kühle halber im Keller aufbewahrt.

Die Schlafkammern befinden sich fast immer im ersten Stock, nur im Oberinthal und Winstgau, wo der ganze Vordertheil des Hauses bewohnt ist, schlafen wenigstens Cheleute und kleine Kinder im Erdgeschoß, während sich oben die „Stubenkammer“ und die „Küchenkammer“ für die erwachsenen Söhne und Töchter, sowie für das Gesinde befinden. Vom Haustgang führt eine meist steile Holzstiege hinauf. Die große Kammer vornheraus über der Stube ist das Schlafgemach des Bauern und der Bäuerin. Es ist mit allem bauerlichen Luxus ausgestattet. Da steht das breite doppelspännige Ehebett, schön himmelblau angestrichen und bunt bemalt. Häufig sieht man darauf das Auge Gottes abgebildet und darunter den Spruch:

Gott lieben ist die schönste Kunst,
Die schönste Kunst auf Erden,
Wer anders liebt, der liebt umsonst
Und kann nicht selig werden.

Neben dem Ehebett hat die Wiege für den jüngsten „Bügel“ ihren Platz. An der Wand prangt der Braukasten, entweder aus hartem Holz und zierlich eingelegt oder bunt bemalt. Gewöhnlich sind auch die Namen des Ehepaars und das Jahr der Vermählung verzeichnet. In diesem Kasten werden alle Sachen von Werth verwahrt, die Festkleider der Bäuerin, die Rollen der „hauswirchenen“ das heißt im Hause gesponnenen Leinwand, in den kleinen Schubladen der Silber- und Granatschmuck nebst den Schatzthalern der Kinder. Die andere Wand zierte ein „Schubladenkasten“, auf dem verschiedene Prachtstücke glänzen, z. B. bunte Gläser und Kaffeetassen, die einmal als Hochzeit- oder Taufgeschenk ins Haus gekommen, ein paar blinkende Leuchter &c. und inmitten dieser Herrlichkeiten ein kleiner Glasschrank mit einem wäschernen, mit Blumen und Flitterwerk puppenhaft verzierten Christkind. Ist der Bauer Scheibenstücke, was häufig der Fall, so sind in einem Glasschrank wohl auch noch die glänzenden „Veste“ mit den langen Seidenbändern und den blinkenden Ducaten oder Guldenstückeln zu sehen. Außer diesen Möbeln befinden sich in der Kammer noch ein Tisch und ein paar hölzerne Stühle. An den Wänden hängen Heiligenbilder, über dem Bett ein Kreuz und neben der Thür das Weihbrunnkrügel. Einfacher sieht es in den Schlafkammern der größeren Kinder und der Knechte und Mägde aus. Ein Bett, in dem wenigstens zwei Burschen oder zwei Dirnen zusammen schlafen, ein paar Stühle, eine Kleidertruhe, höchstens noch ein Tisch und ein rohgearbeiteter Kasten, das ist die ganze Einrichtung.

Eine geräumige Kammer des ersten Stocks ist für die Kornkisten bestimmt; in derselben, auf dem „Brothängel“, im Oberinnthal auch „Drehnla“ genannt, ein hölzernes, oft auch drehbares Gestell mit Fächern, in denen die Brotlaibe liegen. Eine andere kleine Kammer enthält Handwerkszeug: Hobelbank, Schnitzbank, Schleif- und Weißstein, Lade- und Dengelzeug &c. Anderes Hausgeräth hat seinen Platz auf der „Dille“ (Unterdachraum), zu der man mittelst einer Leiterstiege gelangt.

Vom Hausgang des oberen Stocks oder auch schon von der Stiege aus führt eine Thür in die Tenne. Hier ist zuerst der aus starken Tannenpflöcken festgefügte Dreschboden. Dahinter, von der Tenne durch den etwa zwei Meter hohen „Barrenschalter“ getrennt, thürmt sich in drei Abtheilungen (Pallen) der Heustock auf, dann das Grummet und das Sauere oder Galthen. In einem Nebenwinkel stehen allerlei Geräthe, sowie die Windmühle, die Gsotbank, Heu- und Garbgabeln, Dreschflegel, Sensen, Sicheln &c. An passenden Stellen neben den Heustöcken befinden sich die Futterlöcher, durch die das Heu in die Krippen des unmittelbar darunter liegenden Stalls gesteckt wird. Dieser bietet den Raum für das Vieh, also in erster Linie für die Ochsen, Kühe und Kälber; in einer Abtheilung werden im Winter auch die Geißen und Schafe untergebracht. Sind Pferde da, so ist ein Theil des Stalls als Rößtall eingeräumt. Die Schweine haben meist einen eigenen ans

Haus angebauten kleinen Stall. Ans Haus angehlossen oder in nächster Nähe steht die „Wagenschupfe“.

Hinter dem Hause breitet sich der schattige „Bangert“ (Baumgarten) aus, an den sich dann die Wiesen und Felder anschließen. Vergessen dürfen wir nicht den Frucht- oder Hausratgarten, der sich fast bei jedem Gehöfte findet und neben einem duftenden Blumenflor verschiedene Nutzpflanzen enthält.

Volksleben, kirchliche und weltliche Festbräuche und Belustigungen. — In diesen Gehöften nun, mögen dieselben vereinzelt an der Berglehne stehen oder sich im Dorfe befinden, spielt sich das gleichförmig zwischen Arbeit und Vergnügen verlaufende Leben des Gebirgsbewohners ab.

Der Hof eines Bauern umfaßt in der Regel nur eine Familie. Jedoch in jenen Landestheilen Tirols, wo die Güterzerstückelung üblich ist, wie im Oberinntal und Binstgau, kommt es auch vor, daß zwei Brüder mit ihren Familien ein Haus bewohnen. In diesem Falle ist Stube und Küche getheilt, ein trauriger Vorshub für Armut und Unfrieden. Gewöhnlich aber geht das Besitzthum ungeschmälert an Grundstücken auf den Erben über und die „Weichenden“, das sind die Geschwister des Bauers oder der Bäuerin, lassen sich entweder ihren Anteil an Geld herauszahlen oder bleiben im Hause und versehen da das Amt von besser gehaltenen Dienstboten.

Herr im Hause ist der Bauer, der Schaffer, wie er gemeiniglich genannt wird. Ihm zur Seite steht die Bäuerin als ebenbürtige Gefährtin. Geistiges und gemüthliches Band besteht zwischen den Eheleuten nicht immer. Ursache hiervon ist der Beweggrund der Eheschließung, wobei stets der praktische Sinn gegenüber dem Herzen die Oberhand gewinnt. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß eine Heirat aus Liebe gar nicht vorkommt. Je weniger Geldmittel und Besitz bei der Wahl mitzusprechen haben, desto mehr tritt die Neigung in ihre Rechte. Aber auch mancher stolze Großbauer holt sich ein auffallend schönes Mädchen, wie manche reiche Bauerntochter einen armen Schlucker, der ihr gefällt, sich durch Vermittlung anwerben läßt. Doch ist in beiden Fällen, besonders aber im zweiten die Verbindung nicht immer glücklich und das materielle Mißverhältniß kommt bei ehelichen Zwistigkeiten oft genug zum kräftigen Ausdruck. Übrigens wird die eheliche Treue gewissenhaft gehalten; auch schaffen Pflichtgefühl und Gewohnheit nach und nach ein gemüthliches Zusammenleben.

Die Kinder läßt man meist aufwachsen wie das Gras. Man befiehlt und verbietet ihnen nicht viel, daher gibt es auch wenig Ungehorsam und Strafe. Im Großen und Ganzen kann man sagen, daß das Verhältniß zwischen Eltern und Kindern ein schönes ist. Zärtlichkeiten kommen nicht vor, aber ebenso wenig vergißt der Sohn oder die Tochter die schuldige Ehrfurcht gegen die betagten Eltern zu beobachten. Sind die Kinder größer,

so müssen sie, wenn es nicht Söhne oder Töchter eines Großbauern sind, schon tüchtig bei der Arbeit mithelfen. Sonst fällt dies in erster Linie den „Ehehalten“, das ist den Dienstboten, Knechten und Dirnen zu.

Die Feld- und Hausharbeit geht durchs ganze Jahr, wenn auch nicht immer in gleich strengem Maße. Am härtesten ist der Korn- und Heuschnitt, besonders in jenen Gegenden, wo Heu und Garben eingetragen werden müssen. Auch die winterliche Herabsschaffung des Bergheues und Holzes ist sehr anstrengend. Trotzdem verlieren Knecht und Dirne den guten Humor nicht, wozu nicht zum mindesten die Ergötzlichkeiten beitragen, welche die bäuerliche Arbeit begleiten. So herrscht beim Pflügen folgender Brauch. Wenn nach der Bearbeitung des Ackers die „Hauerinnen“, welche mit ihren „Hauen“ die ausgehobene Erde zerkleinern und ebnen, vor den Rossen nach Hause kommen, so werden leßtere zum Spott mit Kuhgeschellen und der Haussglocke feierlich eingeläutet. Man nennt diese zweifelhafte Ehre „Röheinläuten“. Ein ähnlicher ergötzlicher Vorgang ist beim herbstlichen Pflügen der Fall. Wenn der betreffende Bauer mit der Bearbeitung des Grundes unter Hilfe der Nachbarsleute bis Abend nicht fertig wird, so daß ein Stück noch unbebaut liegen bleiben muß, so wird ihm der „Bär gemacht“. Einer verkleidet sich mit Lappen als „Bär“ und wird von den Anderen unter dem weithin hallenden Rufe „Bär, Bär, Saubär!“ über die Anhöhen gejagt, mit Erdschollen und Holzprügeln beworfen und endlich „geschossen“, welches Ereigniß er dadurch zu erkennen gibt, daß er über den Rain hinabfällt. Um diesem Spott zu entgehen, suchen die Leute schon nachmittags mit der Arbeit fertig zu werden. Man sieht, daß diese Bräuche einen sehr praktischen Nebenzweck haben, den nämlich, das Gefinde zu möglichster Beschleunigung der Arbeit anzuhalten. In ähnlicher Weise wird beim sommerlichen Heuen dem säumigen Mäher von der hinter ihm folgenden Worperin „der Hund gemacht“ oder „aufgegeigt“, indem sie ihm heimlich den Wehstein aus dem Kumpfe nimmt und damit über ihr Taschenmesser fährt, singend:

Hätt'jt du net a so an' guten Wehstein,
Könnt'jt du net so fein abmahn,
Ig kannft'n lei (gleich) g'halt'n
Dein Wehstein, dein' alt'n.

Der Gefoppte mag nun zusehen, daß er wieder zu seinem „Weher“ kommt, und da die Dirnen alle zusammenhelfen, so entwickelt sich oft eine heiße Balgerei, zu der die anderen Mäher mit ihren Wehsteinen, die sie schräg über die Sensen streichen lassen, eine ohrenzerreißende Musik machen. Auch das Garbenschneiden und Dreschen weist derartige komische Zwischen- oder besser gesagt Endacte auf. Wer die letzte Garbe schneidet, hat den „Alten“, wer den letzten Drischelschlag macht, hat den „Hennendreck erschlagen“ und muß sich mit einer Narrenhaube aus Strohwickeln und rothen Bändern auf einen Karren setzen und

unter lautem Spott als „Henneler“ durchs Dorf ziehen lassen. Selbst das poesievolle Getriebe der Brechlerinnen, welche in den duftig blauen Herbsttagen die reizende Staffage der Landschaft ausmachen, haben die schwere Arbeit durch das Aufstellen des „Brechelbusches“ gewürzt, den zu rauben Aufgabe der Dorfburschen ist.

Diese letzteren bilden überhaupt das belebende Element des Dorfes. Sie sind die Veranstalter aller bäuerlichen Belustigungen, die wir später kennen lernen werden, vom tollen Fasching angefangen bis zum Perchtenlaufen am Vorabend des Dreikönigstags. Von ihnen wird auch aller jener Schabernack ausgeheckt, den sie trügigen Dirndeln wie alten Jungfern bei allen nur möglichen Gelegenheiten anthun. Jeder thörliche Vorgang, der sich im Dorf ereignet, jeder schlimme Zufall, jede Unznielichkeit, die, sei es von Burschen oder Mädchen begangen wird, wird schonungslos gegeißelt und der öffentlichen Rüge und dem Spott der Dorfbewohnerchaft preisgegeben. Wie dem Bauern, dessen Alpenvieh am wenigsten Milch abwarf, die Spottgeige ans Haus geruhtigt wird, kommt der nächtliche Besuch eines Burschen beim Mädchen durch Aufstreuen von Sägespänen ans Tageslicht. Insofern bilden die Dorfburschen eine Art Sittenpolizei, die sich in manchen Thälern, z. B. Ulten, wo die sogenannten Nachtraupen ihr Unwesen treiben, zu einer förmlichen Behme, ähnlich dem Haberfeldstreichen in Baiern, ausgebildet hat.

Das Hauptmoment im Leben des Dorfburschen bildet natürlich das Verhältniß zum anderen Geschlecht. Wann der erste Flaum über der Lippe sproßt, spuken ihm die sauberen Dirndeln schon gewaltig im Kopfe herum. Borderhand zwar, so lange das Herz noch frei ist, erstreckt sich das Interesse auf alle, welche ein paar rothe Wangen und glänzende Augen haben, und macht sich vorzüglich im Necken und Trühen kund, das beim abendlichen Heimgarten, beim sonntäglichen Kirchgang, auf dem Tanzplatz und bei sonstigen ähnlichen Gelegenheiten Stoff genug zum Lachen und Schäkern gibt. Ernstest wird die Sache schon beim nächtlichen „Gasslgehen“ und „Fensterlen“. Diese Sitte mit all den dabei vorkommenden Abenteuern, Schwänken, tollen Streichen und den nicht selten folgenden Eifersuchs- und Rachescenen bildet die Einleitung zum bedeutendsten Abschnitt im Herzensroman jedes Burschen, wie tausend Lieder und Schnaderhüpfeln beweisen. Beim Gasslgehen sind fast immer mehrere Burschen, von denen der beste „Sprecher“ erst das Mädchen durch ein eigenthümliches „Schnaggeln“ mit der Zunge weckt, worauf zwischen beiden der Reimstreit beginnt. Diese „Gasselreime“ sind ähnlich den Hochzeitsprüchen voll derben Humors und werden natürlich nach Gutedünken verkürzt oder verlängert. Mancher Bursche hat ein bewunderungswertes Geschick in dieser Stegreifdichtung und setzt die Scherzeime oft halbe Stunden lang fort, während ihm oben das gefeierte Mädchen und unten seine Kameraden zuhören. Zum Schluß schließt ersteres in Jacke und Kittel und reicht Schnaps und Brot dem Burschen durchs Fenster heraus, der sich nun mit seinen

Gefährten am feurigen Maß gütlich thut. „Fensterlen“ geht in der Regel nur der Bursche allein, der mit einem Mädchen ein erklärtes Verhältniß hat. Es ist das immer ein gefährliches Unternehmen, besonders wenn das Einverständniß bereits ein inniges ist und der Liebhaber zur Geliebten in die Kammer schlüpft. Der bissige Haushund, wie der zornige mit Stock oder Ochsenziemer bewaffnete Bauer bedrohen den nächtlichen Eindringling, wie drollige Volkslieder in drastischer Weise schildern. Dauert ein solches Liebesverhältniß jahrelang fort, so bleibt es fast nie ohne Folgen und das gefallene Mädchen muß dann besonders in jenen Thälern, wo man es mit Zucht und Sitte strenger nimmt, im vollen Sinn des Wortes erfahren, wie „Liebe mit Leide lohnt“. Bitterer gestaltet sich noch die Lage, wenn, wie es häufig der Fall, der Liebhaber des Mädchens überdrüssig wird und sie verläßt. Viele Volkslieder schildern in ergreifender Weise das Weh der Getäuschten. Hält er aber treu zu ihr und gestatten es die Verhältnisse, so macht der Bursch mit der Geliebten richtig und es gibt lustige Hochzeit.

Eine Bauernhochzeit — wir sprechen selbstverständlich nicht von einer sogenannten stillen, sondern von einer echten und rechten, wobei der rothe Wein in Strömen fließt und sich beim Mahl die eschenen Tische biegen — ist nicht nur für das Haus, sondern auch für das ganze Dorf ein wichtiges Ereigniß. Der Bauer liebt es, diesen folgenreichsten Tag seines Lebens mit allem möglichen Glanz zu feiern; selbst der sparsame Oberinntaler bleibt in dieser Beziehung nicht zurück. Im heitern Zillerthal beträgt die Zahl der geladenen Gäste oft 300 bis 500. Hier herrscht allerdings die schöne Sitte, daß jeder Geladene sich sein Essen selbst bezahlt und daneben noch bei seinem Erscheinen fünf Zwanziger oder Gulden „weist“, auf welche Art dem zu gründenden Hausstande ein ganz ansehnliches Heiratsgut zufällt.

Sobald nun der Festmorgen heraufdämmert, weckt das Krachen der Pöller das Brautpaar und das ganze Dorf. Beiläufig um acht Uhr beginnen die Feierlichkeiten, und zwar gewöhnlich mit der Morgensuppe. Die Sitte schreibt da fast in jedem Thale etwas Anderes vor. Im Unterinntal thun sich die Hochzeitleute im Hause der Braut bei Nudelsuppe und Würsten gütlich, während der Bräutigam beim Wirth seines Heimatdorfs auf den Hochzeitszug wartet. In Paznaum versammeln sich die „Spausa“ und der „Späussling“ (Braut und Bräutigam), erstere mit ihrer G'spanin, letzterer mit seinem G'span, und alle Geladenen in einem bestimmten Hause, von wo aus sie den Auszug halten wollen. Im Pusterthal sind bei der Braut die Weiber, beim Bräutigam die Männer zu Gäste. In Gröden und Proveis versammeln sich einerseits die Verwandten der Braut mit dem Brautführer und dem „Borjüngling“ (Bruder der Braut) im Hause derselben, anderseits die Verwandten des Bräutigams in seinem Hause. Hat man sich nun an der Morgensuppe gelabt und ist die Braut zum Kirchgang bereit, was etwa um 10 Uhr vormittags der

Fall ist, so erscheint mit mehr oder weniger Ceremonien der Brautführer, Brautvater oder eine vom Bräutigam abgesandte Deputation und begehrt von den Eltern der Braut die Hand ihrer Tochter. In Gröden und Palù ist dieses „Brautbegehren“ mit viel Spectakel verbunden, im Pusterthal und Unterinnthal macht man weniger Umstände und folgt dem Abgesandten, der in einem langen Reimspruch um die Braut bittet, dieselbe aus, worauf der Zug in die Kirche langsam und in regelrechter Form beginnt.

Die Gruppierung ist fast überall anders. Gewöhnlich aber gehen voran die „Spielleute“, einen lustigen Hopser spielend, ihnen folgen paarweise die „Hochzeitsbuben“, hierauf der Bräutigam mit dem „Beistand“ an der Seite, dann die beiderseitigen männlichen Verwandten, Väter, Großväter, Brüder, Vettern und der Schullehrer. An sie schließt sich der weibliche Theil des Zuges. Erst kommen die rosiges Kranzeljungfern, dann die „Gothel“, die Baseln der Braut, die Brautmutter, endlich sie selbst, geleitet vom Brautführer und gefolgt von der Schar der übrigen Festteilnehmer. Befindet sich das Brautpaar an einem weiter entfernten Orte, so wird für die Braut ein Wagen genommen. Er ist hochzeitlich verziert, die Pferde haben die Mähnen in Zöpfe geflochten und sind um und um mit bunten Maschen herausstaffirt. Kommt nun der Zug zum Kirchthor, so müssen zuerst die Brautleute die Schwelle überschreiten. Nun erfolgt am „Glander“ (Communiongitter) die Einsegnung des Paars, die Ringe werden gewechselt und laute Pöller unweit des Gotteshauses verkünden den feierlichen Augenblick. Bei dem nun folgenden Amt wird nach dem Kyrie um den Altar herum „zum Opfer“ gegangen; nach der Wandlung bringt der Messner in einem Kelch geweihten Wein, den sogenannten St. Johanniswein, und gibt ihn zuerst dem Brautpaar, dann den Zeugen, dem Brautführer und den übrigen Anwesenden zum Trinken.

Ist die kirchliche Feier vorüber, so geht man in derselben Ordnung ins Wirthshaus zum Hochzeitsmahl. Oft ergeben sich noch Hindernisse durch das „Brautaufheben“ oder „Brautauffangen“, indem ähnlich wie bei der Überführung des „Wazum“ oder Heiratsgutes der Weg durch eine Stange oder ein Seil gesperrt wird. Ein gutes Trinkgeld hebt den Zoll auf. Beim Wirthshaus angelangt, werden die Brautleute und Gäste von Wirth und Wirthin mit Glückwünschen empfangen und hinauf in den „Saal“, wo längst Alles zum Empfang bereitet ist, geführt. Da stehen die langen sauber gedeckten Tische, auf denen zwischen riesigen „Buschen“ die rothen Weinflaschen funkeln. Die Brautleute, der Geistliche und die nächsten Verwandten nehmen am „Brauttiisch“ Platz, das ledige Volk hat einen eigenen Tisch, ebenso die Männer und Weiber. Nun wird aufgetragen. Nudelsuppe, Kraut und Fleisch, frisches und geräuchertes, Knödel (Klöße), „schweinernes Bratl“ mit Salat, „Eingemachtes in der sauern Brüh“, Küchel, Nudel, Krapfen erscheinen in verschiedener Reihenfolge in riesigen Schichten, denn der Wirth setzt seinen Stolz darein,

seinen Gästen mit Vielem und Gutelem aufzuwarten. Was an Fleisch und Mehlspeisen nicht gegessen wird, kommt als „Bescheidessen“ auf einem Extrateller für jeden Einzelnen auf die Seite, der es dann mit sich nach Hause nimmt. Wenn die eigentliche Nationalspeise, Knödel mit Sauerkraut, aufgetragen wird, so erdröhnen draußen die Pöller und geben das Zeichen zu einem inhalts schweren Moment. Die Brautmutter „glüft“ nämlich der Braut das Kranzel ab und heftet es dem Bräutigam, der ebenfalls seinen Armkranz wegnimmt, auf den Hut.

Nach dem Hochzeitsmahl beginnt der Tanz. Die Musikanten setzen ihre Instrumente an und bald erklingt ein verlockender „Ländler“ durch den Raum. Den ersten Tanz machen nach altem Brauch Braut und Bräutigam. Dreimal drehen sie sich im Kreise, jedesmal von einem kräftigen „Tusch“ begleitet. Nun folgen die anderen Paare und gleich einem entfesselten Strom brecht nun die volle Jugendlust durch. Während das Tanzgewühl am ärgsten ist, schleichen sich einige Burschen zur Braut und entführen sie so schnell als möglich in ein anderes Wirthshaus, wo sie auf Kosten des Brautführers, der auf die Braut zu wenig achtgegeben hat, zechen. Das ist das sogenannte „Brautstehlen“. Bald aber merkt jener den ihm gespielten Rossen, macht sich auf und bringt die Entführte unter Fauchzen wieder ins alte Gasthaus zurück, wo nun das Tanzen, Schmausen und Trinken mit erneuter Kraft fortgesetzt wird. Wenn das Fest sich allmälig dem Ende zuneigt, erhascht der Hochzeitsläder einen passenden Moment, erhebt sich und spricht den „Hochzeitsdank“: „Das Hochzeitfest ist nun zu End' gebracht, die Uhr zeigt wirklich schon die Stund' der Nacht, darum mein Bräutigam muß ich auf dieser Seiten bei deiner liebsten Braut dir einen Sitz bereiten u. s. f.“ Die weiteren Verse enthalten weise Lehren, sowie Glück- und Segenswünsche und schließen mit dem Trinkspruch: „Vivat sollen leben die Brautleute, vivat sollen leben die Zeugen, dann die Brautmutter, die Kranzeljungfern, die Junggesellen u. c.“ Draußen krachen wieder die Pöller, je öfter es knallt und pufft, desto besser ist es. Nun geht es an ein nicht enden wollendes Anstoßen und Gratulieren. Die Frau Wirthin aber bringt der Braut ein süßes Backwerk, auf dem oben eine zierliche Wiege aus Lebkuchen mit einem Kindlein drin prangt. Zu noch größerem Spaß erscheinen noch drei Masken, die eine Kindspfanne, einen Musbesen und eine Klappe tragen und die bedeutungsvollen Simbilder der erröthenden Braut übergeben. Sie muß dafür mit allen dreien einen Tanz machen.

Unterdessen ist es Abend geworden oder schon dunkle Nacht und der Bräutigam schickt sich zum Heimgehen an. Meistens wird er von allen Gästen unter Vorantritt der Spielleute begleitet, die jedoch meist wieder ins Wirthshaus zurückkehren und hier den Kehraus tanzen. Ist die Heimat der Neuvermählten weiter entfernt, so fahren sie unter Musik, Fauchzen und Schnalzen davon. An manchen Orten geht es nach dem officiellen



Palmeselumgang in Taur.

Schluß des Hochzeitsfestes noch sehr laut her. So gehen im Unterinnthal die „Werktagsburschen“, das sind jene, die nicht eingeladen wurden, um acht Uhr Abends „nachzaggeln“; ähnlich ist es in Tieferegg.

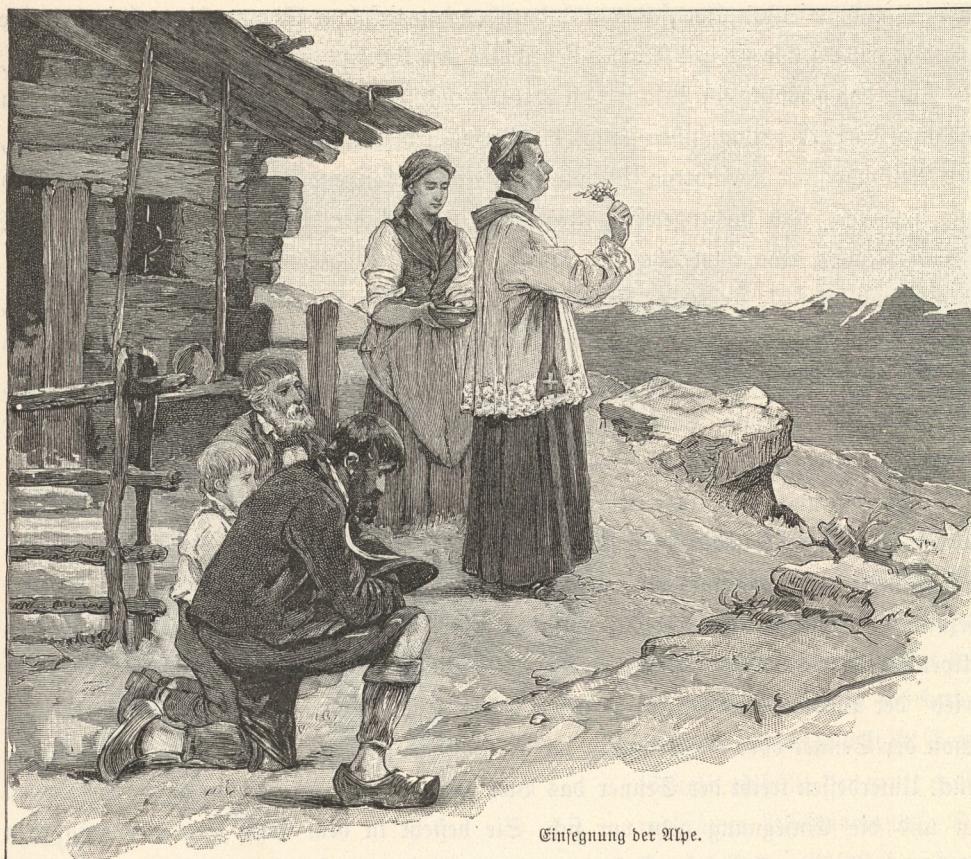
Betreffen nun Festlichkeiten, wie Hochzeit, Tauffeierlichkeit und ähnliche, mehr die Familie, so ist anderseits der Verlauf des bäuerlichen Lebens von einer Reihe kirchlicher und weltlicher Feste und Belustigungen durchweht, an denen sich die ganze Dorfbewohnerchaft, in erster Linie natürlich die junge, betheiligt.

Besehen wir zuerst die kirchlichen.

Hier ist vor Allem der Palmesel zu gedenken, welche am Palmsonntag, also am Beginn der ernsten Charwoche stattfindet. Darauf freut sich vorzüglich die männliche Jugend, denn was den Mädchen das Kranzaufsetzen am Frohnleichtnamstag, das ist den Buben das Palmtragen. Der „Palm“ ist eine riesige, schwante, buntbemalte Stange welche am oberen Ende mit Buzzweigen umwunden ist. Am abwärts gebogenen Wipfel bilden Weidenruthen nebst den Zweigen des Sevenbaums und der Stechpalme einen Büschel. Vom Grün bekommt man indeß wenig zu sehen, denn Goldfitter und bunte Seidenbänder bedecken es vom Gipfel bis zur Mitte; auch kleine Brezeln, eigens für diesen Zweck gebacken, hauneln zwischen dem flatternden Schmuck. Vom kleinsten Knirps in den ersten Hößlein angefangen, der vom „Göth“ geführt in die Kirche trippelt, bis zum hochaufgeschossenen Burschen trägt jeder stolz seinen Palm zur Weihe. Das ist ein

Gewühl der gaffenden und flüstern den Jugend, ein Streit und Wetteifer, wer den höchsten und schönsten Palm habe, also „Palmrobler“ sei. Die kirchliche Function beginnt, den Einzug in Jerusalem darstellend. Wie ein wandelnder Wald wogt die rauschende und schwankende Palmprozession durch und um die Kirche. An vielen Orten wurde dabei in früherer Zeit auf einem ziehbaren Wagengestell ein Christusbild, auf einem geschnittenen Esel sitzend, in blauem Mantel und mit dem Ölzweig in der Hand, herumgeführt. Jetzt ist diese Sitte wegen des Unfugs, den man mit dem „Palmesel“ trieb, allseits abgekommen. Nur im unterinntalischen Dorfe Taur bei Hall ist die Sitte noch üblich, wo man vom genannten Orte zum Taurer Schloß hinaufzieht, von dort zum Dorfe Rum absteigt und dann wieder nach Taur zurückkehrt. Bei dieser Palmprozession, welche mittags ihren Anfang nimmt, wird Christus auf dem Esel sitzend in braunrotem wirklichem Rock und hochrotem Mantel, in der Linken den Palmzweig, die Rechte segnend erhoben, von 25 bis 30 Paaren festlich gekleideter Kinder und begleitet von der frommen Volksmenge, die palmtragend, betend und singend mitzieht, den genannten Rundgang herumgeführt. Dieser bunte Zug der Palmträger und Beter, der die frischgrünen Hügel hinanwallt, während ringsum das erneute Leben aus tausend und tausend Knospen bricht, hat etwas ungemein Erhebendes und Poetisches.

Überhaupt ist die Charwoche mit ihrer Vorführung der heiligen Geheimnisse reich an frommen Gebräuchen. So zogen früher am Montag, Dienstag und Mittwoch die Männer des Dorfes Zirl vermummt ein großes und schweres Kreuz auf den Kalvarienberg. Am Gründonnerstag geht man im Unterinntal, Eisack- und Etschthal in den Obstanger „Baumbeten“ zur Erinnerung an das Angstgebet Christi im Öl Garten. Große Sorgfalt wendet man in ganz Tirol dem Aufrichten des „heiligen Grabes“ zu, das in der verdunkelten Kirche in Form einer Grotte dargestellt wird, umgeben von einem Garten duftender Blumen, flimmernder Lichter und funkender „Grabkugeln“, an deren leuchtenden Farben sich die Kinder nicht satt sehen können. Am Charsamstagmorgen, an dem die kirchliche Function der Feuerweihe vorgenommen wird, herrscht fast allerorts ein merkwürdiger Brauch. Auf dem Friedhofe wird nämlich zumeist aus den alten Grabkreuzen ein Scheiterhaufen errichtet. Raum hat nun der Priester über den aus „neuem Feuer“ entzündeten Holzstoß die üblichen Segnungen gesprochen und den Rücken gefehrt, so stürzt sich die andächtig herumstehende Menge, voraus die Burschen, über den glühenden Holzhaufen und raubt die halbverbrannten Scheiter. Diese werden im Triumph nach Hause getragen und an ihnen das Herdfeuer neu entfacht. Man nennt diese Sitte das „Holzrauben“. Mit diesen Kohlen werden auch Äcker „gepalmt“; ebenso werden sie bei heraufziehendem Hochwetter in die Herdflamme geworfen. Abends findet dann die „Auferstehung“ statt, die gleichfalls, besonders im Inn- und Eisackthal, mit alsem Pomp gefeiert wird.



Einsegnung der Alpe.

In ähnlicher dramatisch lebendiger Darstellung geht auch die Himmelfahrt Christi vor sich. Nach der Einsegnung des Priesters steigt der Erlöser von Engeln umgeben unter Orgel- und Glockenschall zur Höhe, während ihm von oben herabschwebende Engel mit brennenden Kerzen entgegenkommen. In früherer Zeit wurden in der Meraner Gegend, nachdem Christus in der Öffnung an der Decke verschwunden war, aus derselben Kastanien, Nüsse, Äpfel, Oblaten und brennendes Berg herabgeworfen, welche geweihte Sachen besonders von den Kindern mit Eifer erhascht und als wunderkräftig lange Zeit aufbewahrt wurden.

Das lieblichste der kirchlichen Sommerfeste ist jedoch das Frohleinchnamfest auf dem Lande, besonders wenn sich ein blauer Himmel wie ein Riesenbaldachin über Thal und Höhen spannt. Der lange Zug der Beter mit den bunten wehenden Fahnen und bekränzten Heiligenbildern, die von Jungfrauen getragen werden, die malerischen Schützentrachten, die weißgekleideten Kinder, die das Sanctissimum begleiten, die ernsten Männer und Weiber, die den Zug schließen, diese ganze Staffage hineingestellt in die grünen

Wiesen und reifenden Kornfelder und darüber der tiefblaue Sommerhimmel, in dem die Verchen trillern, bis sie das Krachen der Pöller und Knallen der Gewehrsalven verscheucht, — Alles das gewährt ein Bild so voll Andacht und Poesie, daß die prunkhafte Feier in den Städten dagegen verschwinden muß. Im Dorfe Tirol bei Meran wird der heilige Urban, der Beschützer der Weinberge, auf einem Thronfessel sitzend, in päpstlichem Ornat und mit Trauben- und Rebengewinde umgeben, in feierlicher Proceßion zum Segenbühel hinaufgetragen, was, vom Thal aus gesehen, einen wirkungsvollen Eindruck macht.

Auch die stille Feier der Kräuterweihe am Maria Himmelfahrtstag (15. August), wobei die während der vom Volke hochverehrten Zeit der „Dreißgen“ (15. August bis 8. September) gepflückten sogenannten Dreißgenkräuter, als da sind: Himmelbrand, Wermuth, Wohlgemuth, Tausendguldenkraut und vor Allem Karbendel, vom Priester geweiht werden, gehört zu den Sommerfestlichkeiten des Gebirgsvolkes.

Hier ist auch noch einer kleinen christlichen Feier zu gedenken, die hoch oben auf den Almen vor sich geht, nämlich der Einsegnung der Alpe durch einen Priester der Gemeinde. Es geschieht dies nicht nur, um Hütte und Vieh vor dem Spuk und Einfluß böser Wetterhexen und schadenfroher Kobolde zu bewahren, sondern auch, um für den Ertrag des Alpennußens den Segen des Himmels zu ersuchen. Es geht daher bald nach dem „Auftrieb“ der Pfarrer oder der Hilfspriester, begleitet vom Messner, hinauf zur Alm, wo ihn schon der Senner oder die Sennerin im Festtagkleid erwartet. Dort nimmt er ein Frühstück. Unterdessen treibt der Senner das Vieh in den Hag, ein anderer zündet die Kerzen an und die Einsegnung geht vor sich. Sie besteht in dem Lesen von diesbezüglichen Gebeten und darauf folgender Besprengung und Einsegnung der Hütten, sowie der Geräthschaften, des Personals und des Viehs, das klingend und brüllend die Gruppe umsteht. Auf größeren Alpen, bei denen sich häufig ein kleines Kirchlein oder eine Kapelle befindet, wird das Gebet in dieser vorgenommen.

Den größten Reichthum von sinnigen Gebräuchen weist die heilige Weihnachtszeit auf. Den Beginn macht der Advent mit dem kindererfreuenden Nikolausfeste. Weihnachten als Beschenkungstag kennt man, wenigstens auf dem Lande, nicht. Die Stelle des Christkindes und des freundlichen lichterstrahlenden Weihnachtsbaums vertritt der Nikolaus, der „goldene Mann“, den das fromme Gemüth der Alpler mit allem poetischen und unpoetischen Zauber ausgeschmückt hat. Deshalb beten die Kinder, wenn es gegen diese Zeit geht, vor dem Schlafengehen:

Heiliger Nikolaus, du goldener Mann,
Bring uns allerhand Sachen zusamm,
Allerhand „Gutthaten“, kräftige Sachen,
Mußt uns heute die Schüssel voll machen.



Die Klööbler im Sarnththal zur Adventzeit.

Und er kommt wirklich im abendlichen Zwielicht, nicht als Abstratum, sondern leibhaftig in aller Pracht und Herrlichkeit, wie er auf dem Altar so würdevoll und lieblich dargestellt ist. Seine Gestalt umhüllt der weite goldverbrämte Bischofsmantel. Die Hand hält den Goldstab und auf

der langlockigen Flachsperücke sitzt die strahlende Engel. So zieht er von Stube zu Stube, von Haus zu Haus, legt den Kindern Fragen aus dem Katechismus vor und beschenkt die Fleißigen mit Obst und Nüssen und anderen „Gutthaten“. Den Unwissenden aber droht er mit dem „Klaubauf“, der in grimmigster Ausstattung hinter ihm steht. Zottiges Pelzwerk umhüllt ihn von oben bis unten. Auf dem Kopfe sitzen mächtige Bockshörner, aus der rüzzgeschwärzten Larve funkeln feurige Glotzaugen, aus dem Maule hängt eine schuhlange feurige Zunge. In den Klauen trägt er eine große Rute und über dem Rücken hängt der gefürchtete Sack, dessen schauerliche Bestimmung er von Zeit zu Zeit durch unzweideutige Geberden kundgibt. An Orten, wo der heilige Nikolaus in Person nicht erscheint, stellen die Kinder nachts eine Schüssel vors Fenster, die sie dann am Morgen mit Gaben gefüllt antreffen.

Zu den Adventgebräuchen muß auch im Hinblick auf den gewiß ursprünglich religiösen Charakter die Begehung der „Klöpfelsnächte“ gerechnet werden. So nennt man nämlich die drei letzten Donnerstage vor Weihnachten. Um diese Zeit zieht im Unterinntal

der gabensammelnde „Anklöpfelzel“ herum, der nicht selten von einem Gefolge bunter Masken begleitet ist. Am ursprünglichsten und ausführlichsten wird das „Klöckeln“ oder „Klöpfeln“ im Sarnthal geübt. Der Zug der „Klöpfler“ besteht gewöhnlich aus einem Sackträger, einem Hornbläser, einem sogenannten Abdanfer und zwei „Zuseln“, einem „Zuselmannl“ und einem „Zuselweibl“. Letztere sind ganz in enganliegendes Stroh eingehäut und tragen Schellen am Hals, die andern haben farbige schlichte Kleider, der Sackträger, auch „Klöckelmannl“ genannt, hat einen Sack auf dem Rücken und eine Zippelmütze oder einen Cylinder auf dem Kopfe. Zur Ausstattung des Zuges gehört auch noch ein Schlitten, auf dem das „Zuselweibl“ sitzt und absichtlich wiederholt abgeworfen wird. So ziehen die Klöckler unter unaufhörlichem Schellen und Getute vor den nächsten Hof, wo sie Halt machen. Hier wird zuerst das „Klöckellied“ angestimmt, das von der Empfängniß Mariä, von Johannes dem Täufer, von Jesus Christus und den Altvätern handelt und in die Bitte ausläuft:

Ein helllicher Stern geht über das Haus,
Gar a ehrsame Hausmutter geht ein und aus;
Iß hören wir schon die Schlüssel erklingen,
Iß wird man uns bald a Stück Bratavurst bringen,
Ja sei's a Bratwurst, sei's a Stück Spöck,
Dann gehn halt wir Klöckler mit Freunden a wöck.

Dieser deutlichen Aufforderung wird nicht sofort entsprochen, denn nun folgen erst die sogenannten Aufsinglieder, in denen der Witz und Scharfzinn der Klöckler auf eine harte Probe gestellt wird. Die Bauersleute, oder besser gesagt der „Aufsinger“ derselben singt nämlich Reimfragen zum Fenster hinaus, auf welche die Klöckler gereimte passende Antwort geben müssen, z. B.:

Von innen:

Wenn ös (ihr) so witige Klöckler wöllt sein,
Müßt ös wissen, wie a Deck' mit neun Ecker sollt' sein?

Klöckler:

Drei unten, drei oben und drei daneben,
Dann werb's wol a Deck' mit neun Ecker a' geben u. s. f.

Haben die Antworten befriedigt, dann ruft sie der Bauer mit dem Vers:

Die Wurst liegt auf'n Tisch zu 'nem Kranz,
Geht's nur auer (herauf) und mach'ts der Dirn an' Tanz.

Nun begeben sich dieselben mit den Zuseln und den Musikanten in die Stube. Da herrscht nun die eigenthümliche Sitte, daß einer der spinnenden Dirnen das Spinnrad — gewöhnlich hat man schon ein altes zu dem Zweck vorbereitet — zertreten wird. Als Entschuldigung tanzt dann das Klöckelmannl mit ihr. Nun folgen noch Tänze, ein fingirter Streit zwischen den beiden Zuseln und ähnliche derb possehaftes Scenen. Zum

Abschied singen die Klöckler das „Dancklied“. Dann heißtt sie der Bauer noch tüchtig auf seinen Feldern herumspringen, damit es ein gutes nächstes Jahr gebe, die Hausfrau aber füllt den Ranzan des „Sackträgers“ mit Speck und den sogenannten Klöcklerwürsteln, welche dann am „Losenpfinstag“, das ist der letzte Donnerstag im Advent, gemeinsam verzehrt werden.

An die Klöpfelsnächte schließen sich die drei Rauchnächte, welche die eigentliche Weihnachtszeit, vom heiligen Abend bis heiligen Dreikönig, begrenzen. Der heilige Abend gilt in ganz Tirol als eine hochheilige Zeit. Wirft man da einen Blick in ein Gehöft, so trifft man Alles in voller Thätigkeit. Das ganze Haus muß blank gefegt und gefäubert, das letzte „Wizele“ Flachs am Rocken rein abgesponnen sein, sonst „niftet die Berchtl darin“. In der Küche steht die Bäuerin am prasselnden Feuer und kocht Schmalzrapfen in riesiger Menge, denn tagsüber hat man gefastet und der mitternächtige Gang zur Christmette in der eiskalten Nacht ist oft lang und beschwerlich. Vor dem Essen wird nach alter Gebräuchlichkeit „geräuchert“. Der Bauer nimmt die Glutpfanne, worauf die während der heiligen „Dreifzenzeit“ gesammelten Weihkräuter nebst Weihkörnern gelegt werden, geht voran, ihm folgt das Gesinde mit den Kindern. So zieht man räuchernd und betend unter dem Spruch: „Glück ins Haus, Unglück hinaus“ durch Haus, Stall und Tenne, ja sogar auf die Felder. Auch der am Thomastag gebackene Weihnachtszelten bekommt sein Theil.

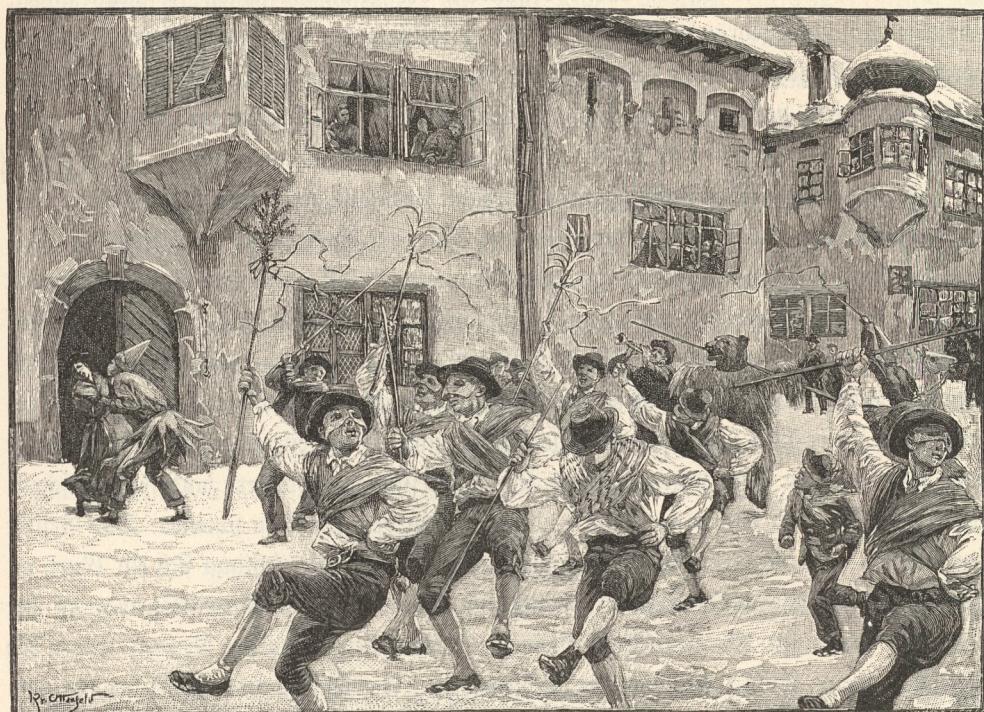
Gegen Mitternacht rüstet sich Alles zum Kirchgang. Die „Krenteln“ (Kienfackeln) werden angezündet, die Schneereifen, wenn nothwendig, umgebunden, so macht sich Jung und Alt — höchstens der „Nähnl“ bleibt als Haushüter zurück — auf den dunkeln Weg. Dieser nächtliche Kirchgang hat etwas ungemein Poetisches. Von nah und fern, einzeln und in Gruppen, eilt Alles bei Fackelschein zum Gotteshaus. Von beiden Thallehnen, oft von den höchsten Bergen, wo noch Einzelhöfe stehen, sieht man die Lichter sich dem Thal zu bewegen, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Dabei hört man in der Stille der Nacht jeden Laut, jedes Geräusch. Die rauhen Stimmen der Männer, die hellen der Kinder, daneben das Geschwätz und Kichern der Weiber kann man genau unterscheiden. Hier und da hallt ein ferner langgedehnter Tucherer eines Burschen, dem sein Mädel mehr im Kopfe liegt als die Mette, durchs Thal, bis endlich Fackel um Fackel erlischt und nur mehr die hellerleuchteten Bogenfenster durch die Nacht schimmern. Die nächtliche Feier besteht in der Mette, an die sich die gesungene Messe, das sogenannte Hirtenamt anschließt. Hierbei wird, wenigstens in Nordtirol, nach der Wandlung ein „Hirtenlied“ gesungen. Nach der Mette trachtet Alles so rasch als möglich nach Hause zu kommen, wo an manchen Orten die müden Kirchgänger Würste und weißer Wein, sowie die Reste der schmalzigen „Blattelfüchel“ erwarten.

Der Weihnachtstag selbst ist ein stiller Tag. Kein Wagen fährt und die Wirthshäuser stehen leer. Dafür ist er im Hause einer der Hauptfeiertage des Jahres. Den Kindern bringt Weihnachten eine längsterwartete Bescherung, nämlich die „Krippe“. Sie wird meist schon am Weihnachtsabend „aufgemacht“ und besteht aus einem stufenweise sich erhebenden mit bekleideten Hadern überkleideten Gerüste, auf dem in anachronistischer Zusammensetzung Hirten mit ihrer Herde, Kaiserjäger, Einfiedler, dann vor Allem die Stadt Bethlehem gruppirt sind. Unten im Vordergrund erblickt man den Stall mit dem Jesuskindlein. Daneben findet in der Kirche das „Kindelwiegen“ statt, wobei das Bild des neugeborenen Heilandes in einer Wiege unter Gesang von den Kindern gewiegt und dem Volke zum Küffen gegeben wird.

Je stiller der Weihnachtstag verrinnt, desto lauter geht es am folgenden Stephans-tage zu. In der Kirche findet früh die Salz- und Wasserweihe statt. Die Leute bringen das Wasser in großen „Brenten“, Flaschen und Fläschchen zum Gotteshaus. Für das Salz, das man in blanken schöngemodelten Zinngeschirren herbeiträgt, ist im Presbyterium ein eigener Tisch hergerichtet. Nach der Predigt weiht der Priester mit dem Sprengwedel beides. Am Stephanstag fanden früher im Unterinntal auch Pferderennen statt, jetzt hat sich von Bräuchen nur mehr das an diesem Tage übliche „Zeltenanschneiden“ erhalten, das besonders für den Liebhaber eines Mädchens von hoher Bedeutung ist. Die Festlichkeiten, welche sich an den Neujahrstag und Dreikönigstag als die zweite und dritte Rauchnacht anschließen, tragen mit Ausnahme des „Sternsingens“, von dem später die Rede sein wird, mehr weltlichen als kirchlichen Charakter. Denn das wilde Perchtenlaufen, das am Vorabend des letzteren Festes in den östlichen Theilen Tirols noch im Schwung ist und im tollen Herumrennen verummünter und peitschenknallender Burschen besteht, kann bereits als Vorspiel zu den bäuerlichen Faschingsmaskeraden gelten, womit wir den Reigen der weltlichen Belustigungen des Alplers beginnen.

Es ist deren eine so bedeutende Menge, daß wir uns mit der Aufzählung der wichtigsten begnügen müssen. Zum Theil sind es heitere Frühlingsgebräuche, welche wie das Langes- (Lenz-)wecken und Grasausläuten als Reste uralter Frühlingsfeier angesehen werden müssen und, wie schon der Name sagt, durch ernstkomische Umzüge und Schellenklingen die Erweckung der erstorbenen Natur zu neuem Leben darstellen sollen. Dahin gehört auch das „Todaustreiben“, das sich nur mehr als Kinderspiel erhalten hat, sowie der Gregori-Umgang und das im Binstgau geübte Wildemannspiel. Auch von den Faschingsbräuchen gehören einige dahin, so die Vorführung des „Egarthansels“ im Etschthal, das Haarsangreiten im Sarnthal, der Haar- (Flachs-)tanz im Wippthal. Alle diese leicht genannten sind einstmalige nunmehr zum Mummerschanz degradirte religiöse Gebräuche unserer heidnischen Voreltern. Ja selbst der auch außer Tirol wohlbekannte Faschings-

brauch des „Bloch“ oder „Blockziehens“ ist seinem Kern nach höchstwahrscheinlich nur ein der altgermanischen Ehegöttin Isa gewidmeter Umzug. Dieses Fasnachtsspiel wird auch gewöhnlich nur dann aufgeführt, wenn während des Faschings im Dorfe Niemand geheiratet hat. Es besteht in dem Herumziehen eines entlaufenen, mit Blumen, Kränzen und Bändern geschmückten Baumstamms. Auf dem „Block“, der auf einem Schlitten ruht, läuft, läuft hin und her balancirend, unter allerlei wunderlichen Grimassen ein als Schalksnarr verkleideter Bursche, der den Begegnenden Spitzreime zuruft und in derben Knittel-



Das Schellenklopfen in Matrei zur Faschingszeit.

versen das Thun und Treiben der Dorfbewohner, besonders der Mädchen, bespöttelt. Um den Schlitten aber tummelt sich ein buntes Gewühl von Masken, als Türken, Sterngucker, ein Barbier, Dörcher, Zigeuner und derlei Schabernack treibendes Volk.

Ein ähnlicher Faschingsbrauch ist das „Grättziehen“ im Vinxtgau, der Schrecken aller alten Jungfern, deren freiwillige oder unfreiwillige Chelosigkeit schonungslos verhöhnt wird. Der Aufzug ist wirkungsvoll genug. Umringt von einem Gefolge vermummter Burschen und abenteuerlich gekleideter Masken kommt der „Graten“ (Karren, italienisch *caretta*) angefahren, der bestimmt ist, die alten Jungfern auf das Sterzingermoos zu führen, damit sie sich dort mit Ameisenringeln, Leinsamenaufflözeln *et c.* die Zeit

vertreiben. An der Spitze des Zuges paradirt hoch zu Roß der Hauptmann. Auf dem Dorfplatz angelangt, verliest er mit lauter Stimme die Namen jener alten Jungfern, die „aufgeladen“ werden sollen. Sofort stürmen die „Aufleger“ in die Häuser, wo die betreffenden alten Jungfern wohnen, zerren sie — natürlich nur verkleidete Burschen — unter endlosem Gelächter der Zuschauer hinter der Haustür hervor und laden sie trotz ihres Widerstrebens auf den Wagen. Ist die „Fuhr“ voll, so geht es in die Dorfschenke, wo unter Absingung des bekannten „Sterzingermoosliedes“, das die Fahrt dieser alten Jungfern in höchst draftischer Weise behandelt, der Schwank seinen Abschluß findet. Beliebte Faschingsgebräuche sind auch das „Faschingerreiten“ im Zillerthal, wobei verummierte Burschen beritten das Dorf umziehen und auf dem Dorfplatz den gefürchteten „Faschingsbrief“ verlesen, sowie das „Schleicherslaufen“ im Oberinntal, welches unter andern auch Szenen aus dem Leben des Alplers zur Darstellung bringt.

Zu den originellsten Faschingsbräuchen zählt jedenfalls das sogenannte Schellen- oder Schemenschlagen, ein Vorgang, der mehr den Charakter einer religiösen Fastenceremonie als den eines Faschingscherzes trägt. Der Brauch wird fast im ganzen Inntal, auf den Dörfern des Mittelgebirges von Innsbruck, sowie im Wipptal von den Dorfburschen geübt. Die „Schemen-“ oder „Schellenschläger“ tragen saubere weiße Hemden, kurze schwarze Lederhosen und blühweiße Strümpfe, dazu leichte Buntschuhe. Tropfen tragen sie nicht, statt dieser sind schöne buntfarbige Seidentücher kreuzweise über die Achseln gelegt und beiderseits an den Hüften befestigt. Die Hüte sind mit Bändern und Federbüscheln geziert, welche — so will es die Sitte — die Mädchen den Burschen schenken. Das Gesicht verhüllt ein Tuch oder eine künstliche Holzmaske. Um die Mitte schlingt sich ein Gurt, an dem rückwärts eine große Schelle befestigt ist, welche bei jeder Vorwärtsbewegung der „Spieler“ anschlägt. Die linke Hand ist in die Seite gestemmt, in der Rechten tragen die Burschen theils Stöcke, theils grüne Fichtenzweige. Gewöhnlich sind zwölf bis fünfzehn solche „Schellenschläger“ nebst einem „Hauptmann“. Das Gehen derselben besteht in einem eigenthümlichen, in langsamem Takt sich fortbewegenden Hopfen, ähnlich dem pathetischen Schritt bei theatralischen Krönungsügen. Hierbei wiegen die Burschen den Körper abwechselnd nach links und rechts, indem sie zugleich mit ihren Stöcken nach dem Takt des „Hauptmannes“ nach der betreffenden Seite schwenken. Bei jedem Schritt ertönen einstimmig die Schellen, was von fern wie ein dumpfes regelmäßiges Getöse sich anhört. So ziehen die „Schellenschläger“ ernst und feierlich durch die Dorfgassen, begleitet vom hellen Jubel der Kinderscharen und dem beifälligen Kopfnicken der Erwachsenen. Ersterer gilt übrigens meist mehr der faschingsmäßigen Begleitung des ernsten Zuges. Hierzu gehören vor Allem zwei oder drei mit riesigen Peitschen versehene Masken, welche unter ohrenbetäubendem Gebrüll den Zug umschwirren. Auch das sogenannte Fasserrößl, ein

Mann, der ein hölzernes Rößlein herumtummelt, beziehungsweise dasselbe trägt, und Stelzengeher in weißen Hemden und weißen Hosen gehören besonders im Wippthal zur Begleitung des Zuges. Dasselbst (Matrei), wo überhaupt das Schellen Schlagen unter großer Betheiligung vorgeführt wird, sind die Theilnehmer um einen in „Baumbart“ gehüllten Bären gruppirt, der sich mit zwei Treibern und einem Trompeter in ihrer Mitte befindet und mit ihnen marschirt. Auch ein „Wurzengraber“, eine, wie wir oben sahen, bei Faschingschwänken beliebte Figur, zieht dasselbst mit. Er trägt seinen Rückkorb umgestürzt als Glocke mit einem Riesen Schwengel; auf dem Kopfe paradiert ein eingedrückter alter Cylinder. Der Zug der Schellen Schlager macht schließlich im Wirthshause Halt, wo die Ausübenden bewirthet werden. Man schreibt nämlich diesem Faschingsbrauch das Gedeihen des Flachs zu. Das Schellen Schlagen wird jedes dritte oder vierte Jahr vorgenommen.

Der Sommer hat, wenn man nicht den festlichen Auftrieb des Viehs zur Alpe am Veitstag zu den Belustigungen rechnen will, nur die feierliche Begehung des Sonnwendtages aufzuweisen. Da flammen am Vorabend des Johannistages (24. Juni) bei einbrechender Dunkelheit hunderte von Freudenfeuern auf allen Höhen und unter dem Fauchzen der Dorfburschen fliegen die feurigen „Sonnwendscheiben“ durch die Luft. Es sind aus trockenem Erlen- oder Buchenholz geschnittene Scheibchen von 5 bis 6 Centimeter Durchmesser, welche im Feuer glühend gemacht und mittelst eines Stocks in hohem Bogen vom Hügel ins Thal geschleudert werden. Dabei singt der Bursche:

Scheib aus, Scheib ein,
Wem soll die Scheibe sein?
Die Scheib' fliegt wohl über den Rain,
Die Scheib' soll der N. N. sein.

Dabei wird der Name des Mädchens genannt, dem die Scheibe gilt. Bei heiterem Himmel gewährt dieses nächtliche Sonnwendfeuer einen herrlichen Anblick.

Ein Fest, auf das sich Alt und Jung freut, ist endlich der lustige „Kirchtag“. Er ist gewissermaßen der abschließende feierliche Ruhetag nach der mühevollen Arbeitswoche des Sommers und Herbtes, dessen Fruchtegen nun wohlgeborgen in Stadel und Scheune liegt. Den Mittelpunkt bildet natürlich der abendliche Tanz, der die muntere Jugend und das ernste Alter in der Dorfschenke vereint. Bald ertönen auch die lustigen Klänge von der Spielbank her und nun wogt und dreht sich Alles durcheinander. Hier tanzt man nicht fein sittiglich wie im Salon, sondern jeder überläßt sich ungeniert dem Ausbruch seiner Fröhlichkeit. Da wird „Schuhplattelt“ und „getröstert“ und kopfüber aufgesprungen, daß die Fußsohlen die Stubendecke berühren, ja mancher gelenfige Tänzer springt sogar laut aufjauchzend über sein Mädchen hinweg, welches unterdessen allein fortanzt. Dann eilen sie

wieder zusammen, fassen sich eng, die heißen Wangen aneinander gelehnt, bis ein fecker Schwung sie wieder ins Gewühl der Paare reißt.

„Äst (dann) dreht sich das Dirndl,
Äst dreht sich der Bua,
Äst nimmt er's beim Miederl
Und juchzt dazua.

Berühmt ist besonders der Zeller Kirchtag wegen seiner tollen Lustigkeit, der beim erregbaren Temperament der Zillerthaler häufig am Ende des Tanzes in eine kleine Rauferei ausläuft.

Das sind im Großen und Ganzen die Hauptbelustigungen der Tiroler Bauern. Daneben entbehrt aber das Bauernleben nicht noch anderer Vergnügen, welche für die schwere Feldarbeit entschädigen. Dahin gehört in erster Linie das „Schießen“. Der Tiroler ist ein geborener Schütze. Schlendert man an einem Sonntag „übers Land“, so hört man es von allen Dörfern her lustig pöllern und knallen. Auf den Schießständen, deren fast jedes Dorf einen besitzt, herrscht ungezwungene Fröhlichkeit und die heitere Seite der Tirolernatur, die sich oft hinter mißtrauischer Scheu verbirgt, kommt hier mit aller Macht zum Ausbruch.

Am feierlichsten gestaltet sich das Schützenleben an den sogenannten Kaiserschießen, besonders wie sie früher abgehalten wurden. Dazu kommen aus den hintersten Gebirgswinkeln die „Thölderer“ (Thalbewohner) herausgewandert, den sichern Stützen auf der Achsel, um sich die ducatengeschmückten Seidenfahnen zu holen. Straßen auf, Straßen ab von früh bis spät wogt das festliche Gedränge der Schützen, bis sie alle am Haupfesttag der feierliche „Schützenaufzug“ vereint. Man muß einen solchen Aufzug mitgemacht haben, um sich ein Bild von dem Leben zu vergegenwärtigen, das sich da entrollt. Die Blüte des Landes, vertreten durch Söhne aller Thäler — ein Volk in Waffen — zieht in der malerischen Tracht unter Trommel- und Schwögelklang, die meisten von eigener schmetternder Blechmusik begleitet, mit flatternden Fahnen, Stützen schwingend und ununterbrochen jodelnd und jauchzend, durch die festlich geschmückte Stadt. So war es in den Huldigungsjahren 1816 und 1838, so im Jahre 1853 beim großen Schießen zur Errettung des Kaisers aus Mörderhand, so 1856 bei der Ankunft des Erzherzogs Karl Ludwig als Statthalter von Tirol, endlich am großartigsten im Jahre 1863, als Tirol seine fünfhundertjährige Vereinigung mit Österreich feierte, als das ganze Land seinem Kaiser begeistert zujubelte und den Schwur der Treue erneuerte, ein Fest, das einzig in seiner Art wie noch nie das Schützenleben und tirolische Volksthum zum Ausdruck brachte. Mit der neuen Regelung des tirolischen Schützenwesens, wobei mehr der ernste Zweck der Wehrfähigkeit des Volkes in den Vordergrund gestellt wurde, ist ein gut Stück Poesie, die

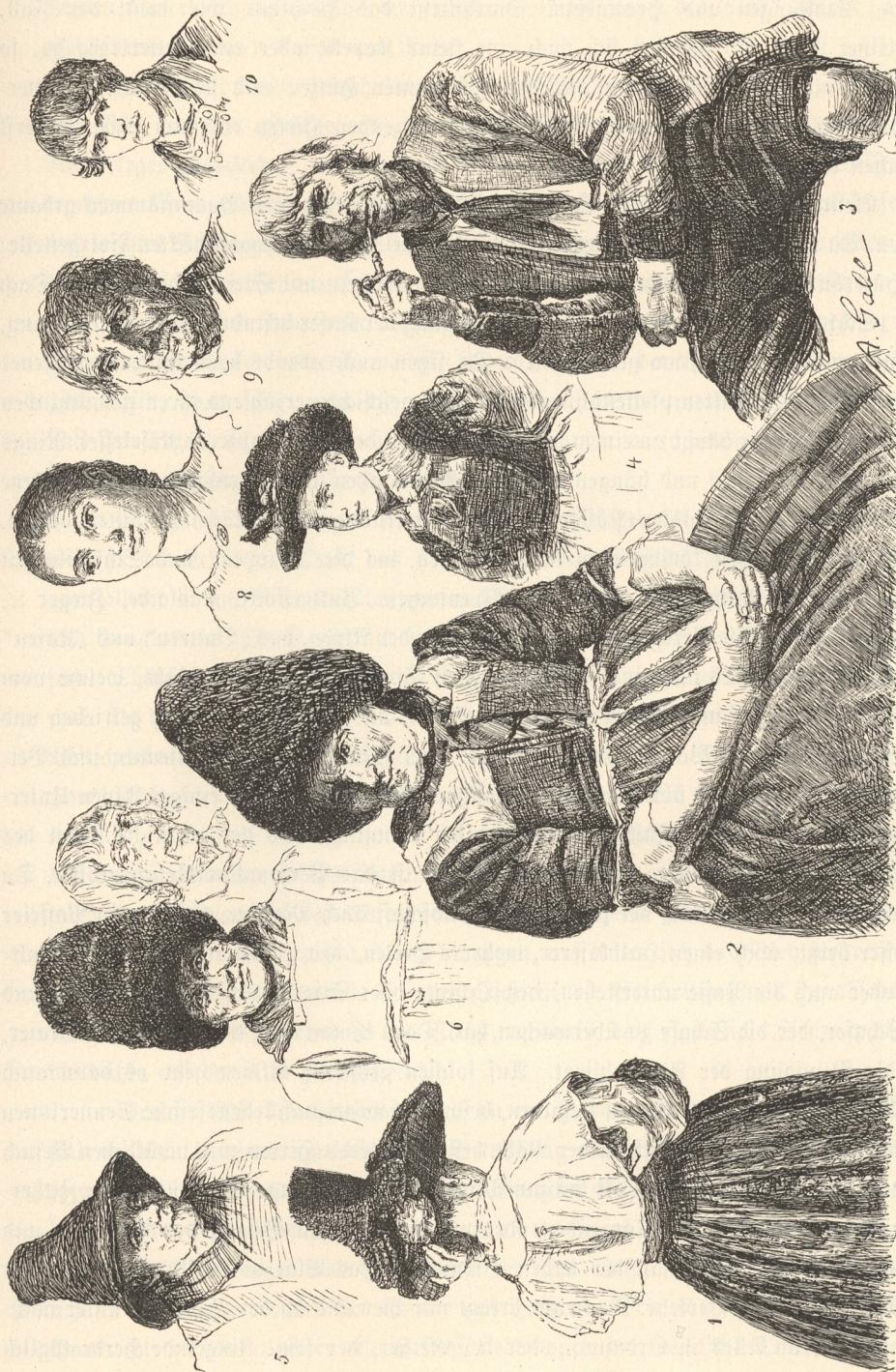
Ein Schützenfestzug.



dem früheren „Brettelbohren“ anklebte, verloren gegangen, aber der Eifer für das alte Vergnügen ist geblieben. Daß es dem tirolischen Bauer an Gelegenheit zur Unterhaltung und Ergötzlichkeit nicht fehlt, zeigt auch die „Sommerfrische“, die er jährlich mit der ganzen Familie hoch oben auf den „Bergmähdern“ genießt, im Winter aber das „Eisschießen“ und Rodeln oder Schlitteln, sowie die „Vogelbälle“ und ähnliche Vorgänge, die zu beschreiben den Rahmen überschreiten würde.

Ehe wir von Lebensweise, Sitten und Gebräuchen des Volkes in den Dörfern Abschied nehmen, müssen wir noch kurz einen Blick auf die Berge werfen, wo sich hoch über dem Thale während der Sommerszeit ein Leben ganz eigenthümlicher Art abspielt, nämlich das Almen- oder Sennnerleben. Der Futterreichthum der Thalshöhle würde zum Unterhalt des häuerlichen Viehstandes nicht genügen, hingegen bergen die Abhänge, Rücken und Einsenkungen (Kare) des Hochgebirges einen Schatz der kräftigsten Futterkräuter. Deshalb schickt jeder Bauer, der Vieh besitzt, dasselbe Mitte April auf die Alm oder Alpe, wo es bis anfangs, bei günstiger Witterung sogar bis Mitte October bleibt. Die Auffahrt zur Alpe ist nicht nur ein Fest für den betreffenden Hof, sondern auch für das ganze Dorf. Die Kühe, die um die Zeit des Auftriebes schon unruhig werden, sind mit den großen Glocken (Klumpern) und Schellen behangen, auch der Sennner hat einen riesigen Reisebüschel aus Rosmarin zum Geschenk erhalten und schreitet mit „Kraze“ und Bergstock pfeifend und singend dem sich ordnenden Zuge voraus. Hinter ihm geht zuerst die schöne Leitkuh, die schon öfters auf der Alm war und daher den Weg kennt, dann folgen die Milchkuhe und der Stier, der die Ketten tragen muß. Den Schluß macht das Galtvieh, Kälber, Schafe und Ziegen und die grunzenden Schweine, welche der beigegebene Knecht in Ordnung hält. Das wohlbepackte „Almwagerl“ mit Lebensmitteln und Geräthschaften fährt hintendrein. Sobald man aus dem Bereich der Wohnungen gekommen ist, nimmt man dem Alpenvieh die schweren Glocken ab, die kleinen Schellen läßt man ihm.

Gewöhnlich bezieht man nicht gleich die eigentliche Alm, sondern führt das Vieh zuerst auf die sogenannte Alsten, wo dasselbe von Mitte April bis Mitte Mai bleibt. Es sind dies Hütten, welche von einem umzäunten Mahd umgeben sind. Hier bleibt das Vieh, bis die Witterung die Auffahrt zur Hauptstation, dem sogenannten Niederleger gestattet. Hier ist die eigentliche Alm mit der Residenz des Senners. Gewöhnlich sind es weitgedehnte Grasböden, die sich oft bis ans Geschröffe hinanziehen und mit den würzigsten Futterkräutern, Marbel und Madauin, bewachsen sind. Bei großen Alpen befinden sich mehrere Senn- oder Almhütten, gewöhnlich Käsern genannt, auf dem Mahde vertheilt, so daß das Niederleger oft wie ein Alpendorf aussieht. Solche sind z. B. die große Alpe Lizum zwischen dem Watten- und Navisthal, die 10 Käser, 20 Vieh- und 11 Sauhäge besitzt, oder die „große Zemm“ im Achenthal mit 42 zur Hälfte gemauerten Senn-



Deutsttiroler-Trachten: 1. Bozner Bürgersfrau in alter Tracht. 2. Sippthal und Gsiaachthal. 3. Gsiaachthal. 4. Seefelder Hirschkirt. 5. Sipptal. 6. Gsiaachthal. 7. Gsiaachthal. 8. Gsiaachthal. 9. Gsiaachthal. 10. Rißbühel.

hütten, Stallungen und Heustadeln. Durchfließt das Hochthal, wie meist der Fall, ein kleiner Bach und befindet sich noch eine kleine Kapelle oder ein Wetterkreuz da, so gewährt eine solche Ansiedlung mit den gebräunten Hütten und den uralten Wettertannen, dem klingenden Alpenvieh und den jauchzenden Hirten ringsum einen äußerst lieblichen Anblick.

Kleinere Alpen haben nur ein paar niedrige aus behauenen Baumstämmen gebaute Hütten. Da hat der Senn seine Liegerstatt (Schlemm) auf dem moosbedeckten Holzgestelle; der Hüterbub muß bei Platzmangel oft unter dem flachen, mit Steinen beschwerten Dach seine „Schlafbritsch“ suchen. Gleich beim Eingang der Käser befindet sich eine Vertiefung, die ausgemauerte „Eß“, wo gekocht wird. Da sitzen auch abends beim knisternden Feuer die Sennleute und halten pfeifenschmauchend und geschichtenerzählend ihren gemütlichen Heimgart. Darüber hängt an einem drehbaren Gestell der große kupferne Käsekessel. Rings an den Wänden stehen und hängen außer den Milchgaßen und der rufzigen Melcherpfanne die Milchbrenten, das Käsker (Käseform), der Butterkübel und die Käss- und Tutenbottiche. Durch die Hinterthür kommt man in den Gaden, wo die „Stozen“ und Schüsseln mit blendend weißer Rahm米尔ch, sowie der Alpennüßen: Butterstücke, Käslaipe, Zieger &c. verwahrt werden. Die Bereitung dieser Erzeugnisse der Alpen, das „Buttern“ und „Käsen“ ist Sache des Senners und eines Gehilfen. Den Stoff geben die Milchkühe, welche vom Hüter jeden Morgen und Abend in den „Hag“, der die Sennhütte umgibt, getrieben und da gemolken werden. Wo sich auf einer Alpe zwei Sennerrinnen (Rechthennin und Beisennin) befinden, wie es übrigens mit Ausnahme Oberinntals und einiger Alpen Unterinntals selten mehr der Fall ist, theilt sich der männliche und der weibliche Theil des „Almvolkes“ in die Arbeit. Bei größeren Alpen ist das Personal natürlich größer. Da gibt es außer dem Senn, der je nach der Landschaft auch Melcher, Käserer, in Passeier Schaffer heißt, noch einen Halbkäserer, mehrere Hirten, den „Galterer“, dem das Galtvieh oder auch die Rossse unterstehen, den Ochsner oder Stierhirten, der die Ochsen, und den Schäfer, der die Schafe zu überwachen hat. Dazu kommt noch der Puizer oder Graser, dem die Reinigung der Alpe obliegt. Auf solchen größeren Almen geht es dann auch lebendiger und lustiger zu als auf kleineren, besonders wenn auch lebensfrische Sennerrinnen da sind und andere Alpen sich in der Nähe befinden, deren Hirten zum nächtlichen Besuch kommen. Da wiederholt dann oft bis zum Morgengrauen die enge Sennhütte beim Zither-
schlag vom Gestampfe der Tanzenden oder vom melodischen Gesang der Burschen und Dirnen, während der Enzian der nahen Brennhütte das Blut in Wallung bringt. Mit dem Thale ist wenig Verkehr. Nachricht bringt nur hier und da der Bauer, wenn er nachsehen kommt, ob Alles in Ordnung, oder der Geißer, der seine klingelnde Herde täglich herauftreibt und den neuesten Dorfklatsch mittheilt. Sonst verläuft mit Ausnahme der

kleinen Unterbrechung, welche die erwähnte „Einführung der Alpe“ bringt, das Leben gleichförmig zwischen Arbeit und Ruhe.

Im Hochsommer, gewöhnlich noch vor Peter und Paul (29. Juni), zieht man mit dem Vieh auf das „Hochleger“, wo man bis Ende August bleibt und dann wieder zum Niederleger zurückkehrt, um die paar Wochen bis zur Abfahrt das unterdessen nachgewachsene Gras abäsen zu lassen. Um den 21. September, wo gewöhnlich schon Reif und leichtes Schneegestöber einfällt, rüstet man sich zum Abzug. Zuvor wird Alles gereinigt, die Geräthschaften theils auf große „Kraxen“ verpackt, theils im verscherrbaren „Gaden“ eingeschlossen. Den kupfernen Käsekessel vergräbt man in die Erde, weil er nach der Meinung der Alpler dadurch wächst. Zwei Tage vor der Abfahrt wird zum letztenmal „abgekäst“, dann feiert man die „Schöppwoche“, welche nur mehr zum Essen, Trinken und Faulenzen, wie wohl auch zum Verfertigen der verschiedenen Holz- und Blumenzierden für die abziehende Herde benutzt wird.

Gleich der Auffahrt zur Alpe bildet auch die Heimkehr ein Fest für das Almwolk, wie für die Leute im Thal, das heißt, wenn kein Unglück geschehen, kein Stück Vieh „verfallen“ ist und keine Kuh verworfen hat. In diesem Falle zieht die Herde ungeschmückt und klanglos ein. Sonst aber ist ein solcher Alpenheimzug eine wahre Lust, besonders in jenen Thälern, wo Wohlstand und Viehzucht blühen, z. B. im Unterinnthal und Zillerthal. Da hört man die Woche vor Michaeli (29. September) nichts als Glockenklang und Peitschenknall, Singen und Jauchzen von nah und fern. Der „Melcherball“, wobei gewöhnlich zuletzt „gerobelt“ wird, macht den Schluss. Die Herabshaffung des „Alpennutzens“, d. h. der Erträge der Almwirthschaft geschieht bei kleinen Alpen dadurch, daß mehrmals während des Sommers Käse und Butter mittels „Kraxen“ herabgebracht wird, so daß man bei der Abfahrt nur mehr das kleine „Almwagele“ mit dem Rest zu bepacken braucht. Bei großen Alpen hingegen, auf denen sich das Vieh mehrerer Bauern, ja oft einer ganzen Gemeinde befindet, geschieht die Vertheilung und Herabshaffung erst einige Zeit nach der Heimkehr des Viehs, weshalb das eigentliche Sennerpersonal noch bis dahin auf der Alpe zurückbleibt.

Tracht. Die Tracht ist in Tirol im entschiedenen Absterben begriffen. Die Zeiten sind vorüber, in denen man die ganze Bekleidung einschließlich der Beschuhung aus selbst- erzeugtem oder gewonnenem Stoff durch Gevatter Schneider und Schuster im Hause auf der „Stör“ verfertigen ließ. Dies ist nurmehr in abgelegenen Dörfern, wie z. B. im tiefen Iselthal, Virgen und Prägratten der Fall. Jetzt, seit der erleichterte Verkehr die Thäler den Waarenlagern der Städte und größeren Orte nähergerückt hat, kauft sich der Bauer nur zu häufig seinen Kleiderstoff lieber dort, der weibliche Theil der Bevölkerung aber verschafft sich wohlfeile aber schlechte Stoffe von den zahlreichen Haußirern, welche

alle Dörfer und Einödhöfe abstreifen. So kommt es, daß man jetzt nur noch bei einigen Bezirken von einer eigentlichen Thaltracht sprechen kann, nämlich einer solchen, welche jahraus jahrein getragen wird. Sonst findet man dieselbe nurmehr als Feiertagskleid oder bei festlichen Gelegenheiten, wie Processionen, Schützenaufzügen, Hochzeiten und ähnlichen Anlässen.

Die schönste Tracht, welche auch noch als Alltagskleid getragen wird, hat der Burggräfler. Wenn man diese reckenhaften Gestalten von Algund oder Schenna auf dem Kirchplatz von Meran in ihren braunen Lodenjoppen mit den breit ausgeschlagenen



Deutschtiroler Trachten: 11. 12. Pusterthal. 13. Selrain. 14. Brigen.

scharlachrothen Brustlappen und den breiten grünseidenen Hosenträgern über dem rothen Leibchen dastehen sieht, so möchte man fast traurig gestimmt werden bei dem Gedanken, daß auch diese Tracht allmälig verschwinden wird. Dazu haben sie kurze bocklederne Hosen und blühweiße Strümpfe; die Füße stecken in sogenannten Bundschuhen, den Leib umspannt ein schön ausgenähter Gürtel, auf dem Kopfe sitzt ein schwarzer oder dunkelbrauner Hut mit breiten Krämpen. Der weibliche Theil der Bevölkerung ist nicht minder kleidsam ausgestattet. Den geschmeidigen Körper umhüllt ein verschnürtes Mieder und ein etwas schwerer blaubrauner Rock, von dem sich die brennrothen Strümpfe allerliebst abheben. Den Hals umschlingt ein seidenes Tuch, das sich rückwärts am Nacken tief einsenkt. Die meist blonden Haare sind glatt und nieder nach rückwärts gefäumt und hinten von einer bunten Nadel durchstochen.

Die Tracht der Passeirer, welche die Knie bloß tragen, unterscheidet sich nur wenig von der des Burggrafenamtes, ebenso ist die der Sarnthaler, die früher hochrothe Röcke trugen, nicht viel verschieden. Bei den Männern ist der rothe Aufschlag an der Soppe weggefallen, die Weiber haben die rothen Strümpfe mit sogenannten „Beinhöslen“ von heller oder dunkler Farbe vertauscht.

Außerst malerisch ist die Tracht der Ötthaler. Hier ist die braune Lodenjoppe an beiden Brüsten und an den Ärmeln mit bunter Seide zierlich ausgenäht. Die kurzen schwarzen Lederhosen sind von breiten rothen Bändern getragen, die auf dem weißen

Hemd vorn durch eine Querbinde zusammengehalten werden. Den Kopf beschattet ein breitkrämpiger, mit grünen Seidenbändern gezieter gelber Filzhut. Selbstverständlich fehlt um die Mitte nicht der mit Zinnstiften ausgeschlagene Bauchgurt. Weniger schön ist die Tracht des weiblichen Geschlechtes, welche durch das hohe steife Nieder die Taille zu lang erscheinen lässt und so dem Körper das Ebenmaß nimmt.



Deutschtiroler Trachten 15. Unterinntal. 16. Alte Innsbruckerin. 17. Amras.
18. Winfgau.

so schön zierte, haben dieselbe bis auf die grauwollene Jacke gleich den anderen Unterländern fast aufgegeben. Die kurze Lederhose ist beinahe verschwunden und hat dem langen städtischen Beinkleid Platz gemacht. Auch der weibliche Theil der Bevölkerung Zillerthals und Unterinntals hat hinsichtlich der Tracht das Typische verloren, indem städtische Bekleidung die bäuerliche überwuchert, oder besser gesagt ein seltsames Gemisch aus beiden sich allmälig herausgebildet hat. Nur der „Unterländerhut“ nebst dem immer beliebter werdenden niedern „Zillerthalerhut“ ist noch auf allen Köpfen der Dorfädchen zu sehen.

Sehr zu bedauern ist auch, daß die interessante Tracht der Selthaler allmälig in Verfall geräth. Da tragen die Männer lange, braune mit violetten Ärmelsbefäßen versehene Lodenjacken, die fast bis zu den Knieen reichen, ein weißes Wams, schwarze Lederhosen und weiße Strümpfe mit schönen Zwickeln. Die Kopfbedeckung ist ein hoher Spitzhut;

um den großen Hemdkragen tragen sie ein buntes Halstuch oder einen schwarzen Flor gewunden. Die Knie bleiben nackt, den Leib umgürtet, wie früher überall, die lederne Binde. Die weibliche Tracht des Tschelthals ist in originellster Weise durch den Anzug der Tefereggerinnen vertreten, welcher in seiner Art nur in dem der Alpbacherinnen oder der vorarlbergischen Walserthalerinnen ein würdiges Seitenstück findet. Man denke sich die ganze Gestalt in einen schweren groben Rock aus weißem oder braunem Loden gehüllt, der jede Taille verwischend knapp unter den Armen zusammengehalten ist. Über dem Mieder, das ebenfalls aus Loden verfertigt und mit rothen Nesteln verschnürt ist, sitzt eine kurze offene Jacke. Auf dem Kopfe klebt wie ein umgestürzter — Napf ein ganz kleines schmalfrämpiges Filzhütchen, unter dem die dicken mit rothen Bändern durchflochtenen Zöpfe herausabhängen. Diese ganz absonderliche weibliche Tracht wird noch durch den Gegensatz zu der des



Deutschtiroler Trachten: 19. Oberinntal. 20. Sarnthal. 21. Brixlegg. 22. Oberinntal. 23. Ötthal.

23

männlichen Geschlechts verstärkt, welches in feinem städtischen Anzug von seiner Teppichhandelschaft ins Thal zurückkehrt.

Die Tracht der Alpbacherinnen ist der der Tefereggerinnen ziemlich ähnlich. Auch hier umhüllt ein faltenreicher schwerer schwarzer Zwischrock in derselben unnatürlichen Anpassung die Gestalt fast bis zu den Schuhen, ebenso tragen sie darüber eine lange Jacke aus silberweißem Loden. Den originellsten Überzug aber haben die Schienbeine, über welche zweimeterlange Strümpfe, sogenannte „Hosen“, in Ringeln so zusammengefältelt sind, daß die Waden zu plumpen tonnenförmigen Wülsten ausgebaucht erscheinen. Diese „Beinhöseln“ reichen nur vom Kniebug bis zu den Knöcheln. Den Kopf bedeckt ein Spitzhut mit einer schwarzrothen Masche.

Ob sich im Verlaufe der Zeit wieder selbständige Thaltrachten entwickeln werden, ist bei dem unaufhaltsamen Ausgleichungsprozeß, in dem sich Tirol seit der Errichtung des Schienenstranges befindet, sehr fraglich. Es muß schon als ein günstiger Umstand betrachtet werden, wenn sich die malerischen Festtrachten der einzelnen Thäler erhalten.

Hierzu zeigt sich seit dem letzten österreichischen Bundeschießen im Jahre 1885, daß vielleicht zum letzten Male das ganze Volk in Nationalkostümen vorführte, ein läbliches, durch den Eifer wackerer Männer unterstütztes Bestreben.

Zum Schluß sei noch des originellen Anzuges der etschländischen „Saltner“ oder Weinhüter Erwähnung gethan, obwohl derselbe streng genommen nicht zu den Trachten gehört. Die breite Brust umhüllt ein rothes oder grünes Wamms mit breiten ledernen Hosenträgern, darüber hängt lose die lederne schwarze Zoppe ohne Kragen. Dünne Lederriemen verbinden dieselbe mit den Borderärmeln, so daß das grobleinene Hemd nach spanischer Mode dazwischen bauschig hervorschaut. Die Mitte des Leibes umgürtet die breite schwarzlederne Bauchbinde. Dazu kommen kurze Lederhosen und weiße Strümpfe mit kurzen ledernen Gamaschen. Quer auf dem Kopfe prangt das Ungethüm von einem Hut in der Form eines sogenannten Wolkensliebers oder Krapfenhutes, dreispitzig und aus schwarzem Filz. Von der ursprünglichen Gestalt desselben ist indeß wenig zu sehen, denn ihn bedeckt ein ganzer Wald von Hahnen-, Hennen- und Pfauenfedern; zum Überfluß hängen noch Fuchs- und Eichhornschwänze über die Krempe. Auch die Zoppe ist vorne mit zahlreichen Pfeifchen von Schweinzähnen verziert, die an gelben Drahtkettchen baumeln. In der Hand aber trägt der Saltner als Zeichen des Hüteramtes eine lange Hellebarde. In neuerer Zeit hat sich diese Tracht etwas vereinfacht, ist aber immer noch abenteuerlich genug, so daß man einen entsprungenen Indianerhäuptling zu erblicken glaubt, wenn die Gestalt eines solchen Weinhüters aus dem Halbdunkel der grünen Nebgänge plötzlich auftaucht.

Sage. Der Sagenreichthum Tirols ist ebenso groß als mannigfaltig, klebt ja fast an jeder Felswand oder altem Gemäuer eine anregende Überlieferung, wie anderseits Luft, Erde und Wasser, Wald und Wiese, Alpe und Haus von geheimnißvollen Wesen belebt sind. Viele tragen mythologischen Hintergrund. Dahin gehören die Sagen von der wilden Jagd, vom Wetterheiligen Oswald auf dem Ifinger, unter dessen Verhüllung ebenso wie beim Schimmelreiter die Gestalt des Göttervaters Wodan durchschimmert. Auf den Donnergott Donar beziehen sich die Sagen von der verzehrten Kuh und geschlachteten Gemse, welchen Thieren das Fleisch wieder nachwächst. Diese Göttergestalt kehrt auch in vielen Teufelssagen wieder, vor Allem aber in der tirolischen Riesen sage, welche wohl in keinem Lande so viele auf Donar weisende Züge enthält. Es sei hier nur beispielshalber an den Riesen Haimo von Wilten erinnert oder an die Riesenbrüder von Galzein, von denen einer wie weiland Donar den Steinbrunnen von Wiesing gleich einem Schäffchen zum Trinken an den Mund setzte. Auch viele der weitverbreiteten Wildemannsagen berühren sich mit dem Donnergott. Ebenso sind die Götterinnen Hulda und Nerthus in der mythischen Sage vertreten, letztere in der Sage vom silbernen Wagen im Zireiner See, erstere in der

poesievollen Sage von der Einführung des Flachsbaues und den lieblichen Huldgestalten der „Saligen“, ihren Begleiterinnen.

Als komischer Gegensatz hierzu erscheinen die zahlreichen Sagen von den Nörggelen und neckischen Pühen, in welchen zweifellos die verblaßte Erinnerung an die zurückgedrängte ursprüngliche Bevölkerung Tirols erhalten ist.

Einen Hauptbestandtheil der tirolischen Sage bilden die unerschöpflichen, von Geschlecht zu Geschlecht sich fortvererbenden Erzählungen von Hexen, Truden und anderen den Menschen abholden Gespenstern. Über Hexen und ihre höllischen Künste, unter denen natürlich Wettermachen, Milch stehlen oder verderben, Kinder und Vieh beschreien in erster Reihe stehen, ließe sich ein ganzes Buch füllen, ebenso über die Hexenplätze und Hexenringe, von denen es in Tirol eine Unzahl gibt.

Dies führt uns zu den örtlichen Sagen. Hierher gehören die Sagen, die vielen wilden Bergformen und Schrofen anhängen. Die bekannteste ist die Sage von der Frau Hütt, welche gleich der griechischen Niobe zur Strafe für ihren Übermuth — sie hatte mit Brot ihr Kind gereinigt, einem hungrigen Weibe aber, das sie darum anslehte, einen Stein gereicht — in einen Felsen verwandelt wurde, der hoch von der Schneide der Gebirgsfette nördlich von Innsbruck drohend herabblickt. Auch an die Serles, jenen domartigen Dolomitriesen am Eingang des Stubaithals, knüpft sich eine ähnliche Sage. Überhaupt sind die meisten Volksüberlieferungen, die von verschütteten Almen und Wiesgründen, Bergstürzen, unheimlichen Seen handeln, auf Strafen für begangene Frevel zurückgeführt.

Hierher sind endlich noch die vielen Sagen über untergegangene Städte, sowie die Prophezeiungen über den einstigen Untergang von Ortschaften zu rechnen, wie z. B.:

Innsbruck verbrimmt,

Hall verbrimmt,

Schwaz verbrimmt;

oder vom Pfannhorn über Toblach:

Reicht die Muhr bis an die Spitze des Horn,

So ist Toblach und Wahlen verlor'n.

Zu den geschichtlichen Sagen gehören die Erinnerungen an die Schweizerkriege des XV. und XVI. Jahrhunderts, welche in den Überlieferungen an die Schlacht auf der Uffiswiese und an anderen Orten wiedergepiegelt sind, wenn man darin nicht Nachklänge an den urgermanischen Glauben vom Weltuntergang erblicken will.

Volkslied und Volkschauspiel. Daß in Tirol, welches Land ein so reich entfaltetes Volksleben aufweist, auch das Volkslied in voller Blüte steht, ist selbstverständlich, selbst wenn dieses nicht durch „tirolische Nationalsänger“ in alle Welt getragen worden wäre. Doch erfreut es sich nicht in allen Thälern der gleichen Pflege. So ist

der Volksgesang in Südtirol, besonders im ganzen Etschthal, wo er im Mittelalter so hell ertönte, mit dem Sinken des Volkslebens fast ganz ausgestorben; im Eisackthal hat er sich fast nur mehr auf dem Mittelgebirge von Kastelruth und Völs erhalten. Hingegen



Ein Saltner (Weinhüter) bei Meran.

erklingt er noch laut und kräftig im Pusterthal, besonders in der Lienzer Gegend. Sehr viel wird auch im Innthal gesungen, wenn auch im oberen Theile desselben der Gesang nicht so verbreitet ist und auch anderen Charakter trägt als in der Gegend von Innsbruck und im heiteren Unterinnthal. Letzteres ist nebst Pusterthal der eigentliche Standort des

Tirolergesanges, und wer noch frische Volkslieder hören will, muß in diese zwei lebenslustigen Thäler gehen.

Träger des Volksgesanges sind in erster Linie die „Buben“, wie die jungen Burschen hierlands heißen. Sie sind auch meist die Dichter der Texte hierzu. Gewöhnlich finden sich mehrere solche „Singer“ zusammen und bringen die Lieder mit einer Virtuosität zum Vortrag, daß man gut geschulte Sänger vor sich zu haben glaubt. Hierbei sind die Stimmen so vertheilt, daß eine in der Fisstelstimme die „Weise“ trägt und die anderen secundiren. Nur in der Lienzer Gegend nähert sich die Art des Liedervortrages mehr der des benachbarten Kärntens, wo der Bariton die Hauptweise trägt. Charakteristisch für den Tiroler Volksgesang ist der Tödler, auch Lurler oder Lüdler genannt, welcher, man kann sagen, fast jedes weltliche Lied begleitet und auf dem oft geradezu das Hauptgewicht liegt. An Gelegenheit zu singen, fehlt es nicht. Der abendlische Heimgarten wie die lärmervollste Tanzstube, die stille Dorfgasse wie die grüne Hochalm und das Bergmahl wiederhallen vom Trutzlied der Burschen, wie vom Gesang der Almleute.

Dem Inhalt nach muß man füglich die zwei großen Abtheilungen, weltliche und geistliche machen.

Was die weltlichen betrifft, so tragen die meisten episch-lyrischen Charakter. Rein episch sind nur einige Wildschützlieder, darunter das vielfrophige: „Es zogen neun Schützen ins Elmau hinein“, das in der Gegend von Lermoos spielt und noch gesungen wird, sodann einige Almlieder, wie das weitverbreitete: „Wenn's amal schön aper werd, Und auf der Alma grün“. Hierzu muß man auch noch eine ziemliche Anzahl alter Lieder von balladenartigem Charakter rechnen, welche nicht in der Mundart gedichtet sind, sondern im Schriftdeutsch und so auch noch gesungen werden. Dazu gehören unter Anderem das weitverbreitete Blaubartlied „Es fuhr (ritt) ein Ritter wohl über das Gries (Ried)“, oder „Straßburg, Straßburg, du wunderschöne Stadt“ oder „Es wollt' ein Mädchen früh auffstehen“. Die anderen weltlichen Lieder theilen sich stofflich in solche, welche die Herrlichkeiten des Almenlebens und der älplerischen Liebe preisen, sodann in Jäger- und Wildschützlieder, welche das Lob des „Wilderns“ enthalten und woran sich meist die Presserei der Jäger durch Wildschützen schließt. Manche derselben sind ungemein lannig, wie z. B.: „I bi' halt a Wildschütz, a lebfrischer Bua“.

Den Hauptstock liefern natürlich die Liebeslieder. Wenn sie nicht in Form von Alm- und Wildschützliedern auftreten, so erscheinen sie fast ausschließlich im Gewande des „Schnaderhüpfels“. Diese beweglichen Vierzeiler oder richtiger gesagt Zweizeiler mit je vier Hebungen bilden die Form, in welcher das Volk, man kann sagen, die ganze Stufenleiter seiner Gefühle, wie nicht minder seine ganze Lebens- und Weltanschauung ausprägt. Die Geburtsstätte der „Schnaderhüpfeln“ ist neben dem Heimgarten vor Allem der Tanz-



Abendlicher Heimgarten zur Winterszeit.

boden und die Wirthsstube. Schon der hüpfende Dreivierteltakt sagt gleich dem Namen, daß es ursprünglich Tanzliedchen waren, wie sie denn noch gegenwärtig bei eigentlichen Bauernunterhaltungen den Rundtanz einleiten. Der Tänzer tritt nämlich mit seinem Mädchen vor die „Spielleute“ hin, wirft ein Geldstück auf den bereitstehenden Teller und singt ein Schnaderhüpfel, was als Aufforderung gilt, auf seine Kosten einen Tanz zu spielen. Nicht selten enthalten solche Liedchen Spottverse auf einen Nebenbuhler und werden so Anlaß zu Raufereien.

So weit als i's aufschaue,
Ist der Wald grüne
Und i laß zu mein' Dienst
Kein andern Bub'n gieh'n.

Eine noch größere Rolle spielt das Schnaderhüpfel als Trutzlied, falls sich entweder Rotten von Burschen feindseliger Dörfer begegnen oder wenn sie am Wirthshauertisch auf diese Weise einander zum „Robeln“ oder „Raufen“ herausfordern. Dann springen oft halbe Stunden lang die Trutzliedchen von Tisch zu Tisch, eines noch schärfer, höhnender und bissiger als das andere, bis endlich die beiden Gegner gehörig warm sind und einander „anfliegen“, das heißt zu robeln beginnen. Überhaupt zeichnet sich das

Tiroler Schnaderhüpfel gegenüber den ähnlichen Liedchen der anderen Alpenländer durch eine urwüchsige Kraft und Frische aus, wenn es auch nicht die Unnigkeit des kärntnerischen Pläppersiedchens besitzt. Daneben macht sich häufig ein humoristischer Zug, sowie eine gewisse Spottlust geltend, welche sich selbst an das Ehrwürdige wagt.

Dieser Drang zu spotten, der dem Tiroler stark innwohnt, zeigt sich auch in größeren selbständigen Liedern, mögen dieselben nun als „Buchstabill“ (Pasquill) ein Dorf in Allarm bringen oder als selbständige Lieder gesungen werden. Ich erinnere nur z. B. an das berühmte „Dansiglrieg“, das die Versuchung eines frommen Einsiedlers durch den Bösen zum Inhalt hat:

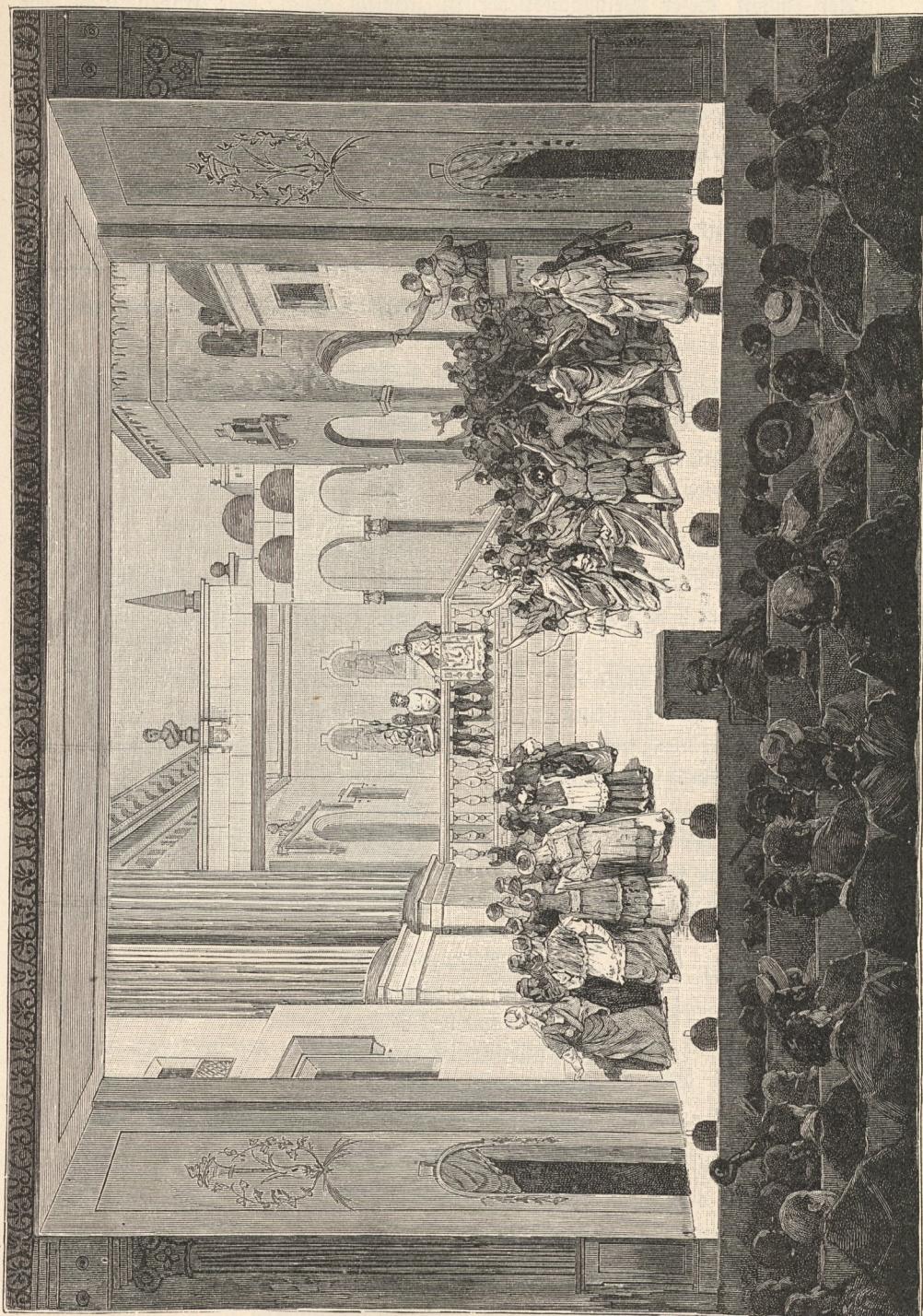
Dort oben auf der Hech,
Ss an Dansiedlerei,
Wachst nix als Boschen
Und Stoamnis dabei.

A Klausner is drin,
Der recht christla lebt,
Werchd (wird) allemeil frümmer,
Weil er Tag und Nacht bett u. s. w.

Andere sind „Der Simerl hat zum Nachbar g'sagt“ oder das weitverbreitete „Der Fensterstock“, das schon erwähnte „Sterzingermoosslied“, die „Sennerinbeicht“, „das Altejungfernlied“ *et cetera*.

Die geistlichen Lieder sind theils solche, welche sich auf allgemeine kirchliche Festzeiten, wie Lichtmeß, Ostern, Weihnachten und Dreikönig beziehen, theils Lieder und Lobgesänge zu Ehren der Heiligen oder solche, die allgemeineren religiösen oder moralisirenden Charakters sind und von Vergänglichkeit, Tod und Ewigkeit handeln. Die Menge derselben ist sehr groß. Sie schreiben sich, wie sich leicht nachweisen ließe, fast sämmtlich aus jener Zeit her, da in Tirol, wie anderswo in den Alpen, noch der reine Kirchengesang auf dem Lande allgemein üblich war. Jetzt haben Orgel und Chorgesang die frühere Art der musikalischen Feier verdrängt. Während nun aber die meisten der geistlichen Lieder so ihre eigentliche Unterlage verloren und, wie z. B. im Oberinthal, nurmehr bei profanen Gelegenheiten, besonders beim abendlichen Heimgarten gesungen werden, erhielten sich die Weihnachts- und Dreikönigssieder bis in die neueste Zeit als Theile der Kirchenmusik.

Dies gilt besonders von den erstgenannten. Sie machen den Hauptstock aus und werden von den Kirchensängern noch alljährlich entweder in der heiligen Nacht bei der Christmette oder am Weihnachtstag während des Amtes, meist beim Offertorium, gesungen. Bis in die Dreißiger-Jahre betheiligte sich auch das Volk an diesem Gesange in der heiligen Nacht, ja noch vor drei bis vier Jahrzehnten begleitete die Jugend das vom Chor herabklingende Hirtenlied mit kleinen Ratschen, Kinderklappern und Wispeln (Kinderpfeischen, mit denen man den Gesang der Vögel nachahmt), um dem Texte des Liedes die entsprechende dramatische Verstärkung zu geben.



Passionspiel in Bordesholm.

Der Inhalt dieser Weihnachtslieder ist ziemlich gleich. Sie tragen nicht den betrachtenden Charakter der geistlichen Lieder, sondern sind eigentlich „Hirtenlieder“; in äußerst lebendiger, fast durchgehends dramatischer Weise schildern sie die Wache der Hirten bei ihren Herden in der heiligen Nacht, bis ihnen zuerst eine ungewöhnliche Helle am Himmel, die sie sich nicht erklären können, und dann ein Engel den Grund dieser Erscheinung, nämlich die Geburt des Heilands, offenbart, worauf sie mit Geschenken zur Krippe eilen, um das göttliche Kind anzubeten. Diese Hirtenlieder sind oft von einer ergreifenden Innigkeit und Zartheit, daneben von einem unsagbaren Humor. Ich setze eines der weniger bekannten Lieder meiner Sammlung hierher. Es stammt aus dem XVII. Jahrhundert:

Holla Brüder, was g'schicht heunt,
Dass im Himmel so schön scheint,
Geh mi hin zum Fröbel, sag,
Dass um zwölf Uhr wird heunt Tag.
Die Vogelen singen all,
Laut schlägt die Nachtigall,
Der Stieglitz und der Zeisig singt,
Das Verhal voll Freud in die Höh' ausspringt.

Engel: „Nur auf, herzliebste Hirten all,
Dort in Bethlehem ist ein Stall,
Dort wird euer König sein
Als ein Kindlein so jung und klein.
„Geh Urban las nu' her,
Und Jaggel, du nimmst's Mehl,
Und i will lassen um an' Butter hinein,
I glab, der Bua werd hungrig sein.“

I woäß net, was dös Ding bedeut't,
Dass Guggu in den Winter schreit,
Hab' so schön g'schlafen ein,
I woäß nöt, was dös Ding soll sein,
Wie dort ein Engel schreit:
Ich verkünd' euch große Freud!
Sie singen das Gloria auch zugleich,
Der Fried' sei auf Erd' und im Himmelreich.

„Grüß di' Gott, du alter Mann,
Nimm von uns das Opfer an,
Seh' (sieh), da hast mei' rupfene Pfoad,
Mach daraus dem Kind a Kload,
Deck ihn a wenig zua,
Derfriert ja gar der Bua,
Dös Kindlein ist no gar zu klein
Hier bei Ochs und Ejelein.“

„O liebste Mutter halt nur an
Für uns bei dem liebsten Sohn,
Weil er nackend liegt im Stall,
Muß Leiden für uns Sünder all.
O Jesulein, du Kindlein rein,
Laß uns doch nit in d'Sünd hinein,
Wollst unsrer Seel' und Leib bewahren
Vor Krieg und Pest und allen Gefahren.“

Hirtenlieder dieser Art zählen in Tirol nach vielen Hunderten. Die große Anzahl derselben erklärt sich daraus, daß es den Schullehrern, die gewöhnlich den Gesang leiteten, daran lag, stets neue den frommen Zuhörern vorzuführen.

Außer den Weihnachtsliedern kommen noch die Dreikönigs- oder Sternlieder und die Adventlieder in Betracht. Diese werden nicht in der Kirche, sondern von herumziehenden Sängern vor und in den Häusern gesungen. Sternsinger sind gewöhnlich drei, aber es kommen auch vier heilige drei Könige vor, welche entsprechende Costüme tragen. Die Lieder behandeln meist gleich den Weihnachtsliedern die Ankunft der heiligen drei Könige und zeichnen sich ebenfalls durch große Originalität und Naivität aus. Manche von ihnen zeigen bereits dramatische Ansätze.

Vollständig dramatisch sind die Adventlieder, wenigstens jene, welche das Herumirren von Josef und Maria vor den Thüren der hartherzigen Bethlehemiten zum Inhalt haben und davon „Herberglieder“ heißen. Gewöhnlich sind die Sänger des Terzetts Josef und Maria und ein bethlehemitischer Wirth oder Hausherr.

Eines beginnt:

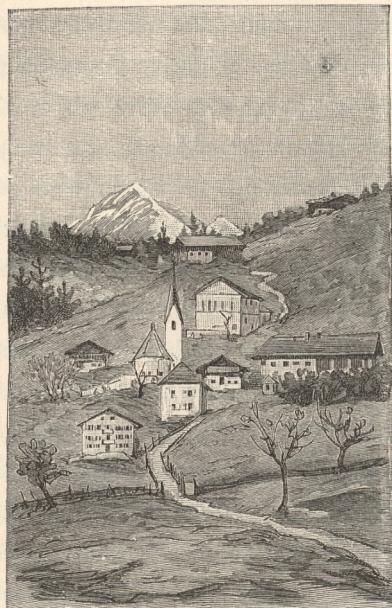
Wirth:	Wer klopft an?
Josef:	Zwei gar arme Leut!
Wirth:	Was wollt ihr dann?
Maria:	O gebt uns Herberg heut'.
Josef und Maria:	Durch Gottes Liebe wir Euch bitten Öffnet uns doch Eure Hütten.
Wirth:	O nein, nein, nein u. s. w.

Dem Wirth ist gewöhnlich die rauhe Bassstimme zugethieilt, um die Hartherzigkeit kräftig zu betonen.

Von diesen dramatisch gehaltenen und zum Theil dramatisch dargestellten Weihnachts-, Dreikönigs- und Herbergliedern ist nur ein verschwindender

Übergang zu den geistlichen Volksdramen, die in Tirol bis in die Bierziger-Jahre dieses Jahrhunderts eine große Verbreitung hatten und deren Wiederaufleben sich gerade gegenwärtig wieder kundgibt. Man möchte es nicht glauben, an wie vielen Orten Tirols besonders geistliche Stücke aufgeführt wurden. Hatte ja doch fast jede größere Ortschaft ihre bäuerliche Bühne. Die Stoffe entsprechen entweder jenen der geistlichen Lieder oder sie sind sonst aus der biblischen Geschichte, sowie aus den Legenden genommen.

Zu ersteren gehören die Nikolaus-, Weihnachts- und Dreikönigsspiele, sowie die Österspiele. Diese wurden gewöhnlich durch wandernde „Spieler“, die von Dorf zu



Vorderthiersee mit dem Theater.

Dorf und oft von Haus zu Haus zogen, aufgeführt und hießen mit dem gemeinsamen Namen „Untercomödien“. So führte noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit eine wandernde Spielgesellschaft aus Riez in Stams im Freien vor dem Kloster das „Dreikönigsspiel“ auf. Nur diejenigen Stücke, welche Legenden und Stoffe ähnlichen Inhalts, sowie solche, welche die Passion darstellen, also die eigentlichen Passionspiele werden auf der Dorfbühne gegeben. Letztgenannte Passionspiele sind auch die einzigen, die sich von den geistlichen Spielen noch erhalten haben und bekanntlich in Tirol nur mehr an einigen Orten, in Brixlegg, Thiersee und Inzing, aufgeführt werden.

Daneben blühte besonders im letzten und am Anfang dieses Jahrhunderts das „Bauerntheater“. Hier wurden neben Stoffen religiösen Inhalts, die besonders aus den Legendengeschichten genommen waren, vorzugsweise weltliche Stücke zur Darstellung gebracht. Diese Bauerncomödien, welche sich beim Landvolk großer Beliebtheit erfreuten, gehen ihrem Ursprung nach auf die Spiele, die an den Jesuitengymnasien im Schwung waren, zurück, wie denn auch die ganze Mache der „Bauernspiele“ den genannten entspricht. Von einer Volkstümlichkeit ist mit Ausnahme der „Episoden“ nichts zu spüren und die Handlung bewegt sich in steifen Alexandrinern fort. Da dieselben von den bauerlichen Spielern schriftdeutsch gesprochen wurden, so lässt sich denken, wie gezwungen und unnatürlich der Vortrag sich ausnahm. Nur die der Handlung à la Shakespeare eingefügten Zwischenstücke, meist derbkomischen Inhalts, sind mundartlich gearbeitet. Solche Bauerntheater gab es, um nur von der Umgebung Innsbrucks zu sprechen, in Sistrans, Lans, Wöls, Axams, Götzens, Mühlau, Pradl, Taur, Rum etc. Heute wird in dieser Art nur noch auf der halbstädtischen Bühne in Pradl bei Innsbruck gespielt, wo die Aufführungen alter Ritterstücke, z. B. „Wendelin von Höllenstein oder die Todtenglocke um Mitternacht“ und Ähnliches, wenn auch der erbsten Auswüchse der Komik veraubt, trotzdem noch ein ziemlich anschauliches Bild der früheren Bauerncomödien geben.

Über Lustspiele oder Possen, welche nach dem Schluß des Trauerspiels gegeben wurden, um die Rührthränen in Lachthränen zu verwandeln, ist wenig bekannt. Sie scheinen nach den spärlichen Resten in Hans Sachs'scher Manier gedichtet gewesen zu sein. Ein sehr beliebtes war unter anderen „Die alte Weibermühle“, welche noch vor wenigen Jahren im Unterimthal und in Stubai aufgeführt wurde. Der Hauptinhalt der Handlung bestand darin, daß in einen aufgestellten mühlartigen Kasten auf der einen Seite alte Weiber auf Wunsch der Ehegatten hineingesteckt wurden und auf der anderen Seite als junge Mädchen herauskamen, die natürlich von ihren früheren alten Männern nun nichts mehr wissen wollen.

Deutsche Dialecte in Tirol und Vorarlberg.

Während unser Land im Westen und Norden nur von Deutschen bewohnt wird und Deutsche zu Grenznachbarn hat, spricht man im Südosten auch romanisch und der Süden ist mit Ausnahme einiger deutscher Sprachinseln ganz von Romanen bewohnt. Die Grenzlinie zwischen beiden Nationalitäten verläuft ungefähr so: mit der Wasserscheide zwischen Noce und der oberen Etsch zusammenfallend, beginnt sie im Westen am Südabhang des Ortlers und zieht sich in vielfachen Windungen gegen Osten. Sie geht südlich der vier deutschen Gemeinden im Monsberg (Proveis, Laurein, Unsere liebe Frau im Wald und St. Felix) vorüber bis in das Gebirge nordwestlich von Eppan. Da wendet sie sich in einem rechten Winkel nach Süden und läuft längs der am rechten Etschufer aufsteigenden Kalkgebirge bis in das Thalgebiet bei Salurn. Dieser Ort und Kurtinig sind die beiden deutschen Grenzdörfer, anderseits S. Michele und Roverè della Luna die wälschen. Am linken Ufer der Etsch streicht die Grenzlinie am Eingang in das mittlere Avisiothal von Neumarkt her beim Bräuhaus Kaltenbrunn an der Straße vorbei und folgt dann jenem Gebirgsrücken, der die Wasserscheide zwischen Avisio, Cordevole und Boite einerseits, Etsch, Eisack und Rienz anderseits bildet. Im Avisiogebiet gibt es noch zwei deutsche Dörfer, Truden und Altrei, gegen Norden hin wiederum gehören Gröden und das Gaderthal fast ganz zum romanischen Sprachgebiet. Gegen Fassa gilt Wälschnofen als deutsches Grenzdorf, in Gröden sind die Ortschaften Pufels, Überwasser und Rungaditsch noch schwankend, St. Peter und Laien aber rein deutsch. Im weiteren Verlauf setzt sich die Trennungslinie längs der erwähnten Wasserscheide wieder fort und trifft im Gaderthal auf das Gasthaus Palfrad, südlich von den deutschen Gemeinden Unach, Plaurenz und Monthal. Östlich davon liegt sie zwischen Höllen- und Peutelstein, wo Ospedale die ladinische, Schluderbach aber die deutsche Mark ist. Von nun an fällt sie wieder mit der Wasserscheide zwischen Drau-Gail und Piave-Tagliamento zusammen, ist also zuerst ein Stück weit die Landesgrenze, dann aber reicht das Deutsche noch südlich über dieselbe hinaus.

Es gibt wohl nicht leicht einen so kleinen Erdenfleck wie das deutsche Sprachgebiet Tirols und Vorarlbergs, auf dem so mannigfaltige und von einander so verschiedene Dialecte gesprochen werden. Dies hat mehrere Gründe. Zunächst haben die verschiedenen Völkerchaften (Kelten, Räther, Romanen, Slaven und germanische Stämme), die gleichsam über einander gelagert sind und sich gegenseitig abgelöst haben, auch in der Sprache sowie in Ortsnamen unverkennbare Spuren zurückgelassen. Sodann hat die Nähe anderssprachiger Bewohner und der Verkehr mit ihnen die Sprache der deutschen Nachbarn nicht unwe sentlich beeinflußt. In einigen Landestheilen hat auch die, wenngleich kurze Fremdherrschaft die Aufnahme fremder Wörter zur Folge gehabt. Ebenso kommt in Betracht,

daß von einigen Thälern (z. B. Deferegggen) ein großer Theil der männlichen, in neuerer Zeit auch der weiblichen Bevölkerung in die Fremde geht und in allen Weltgegenden sich Geschäften widmet. Diese bringen manches dem Thal ursprünglich Fremde nach Hause, das allmälig Eingang findet. Den Hauptgrund dieser großen Mannigfaltigkeit in den Dialecten bildet jedoch die Hochgebirgsnatur, die überall der Individualisirung Vorschub leistet und bei der Abgeschlossenheit der Thäler eine Gleichförmigkeit nicht leicht aufkommen läßt. Allein auch der Charakter der Leute ist derart, daß sie nicht gerne von einem deutschredenden Nachbar etwas annehmen, viel eher von einem wälschen oder Fremden überhaupt. Es gibt Dörfer, ja einzelne Häuser, die in nächster Nähe von einander liegen, deren Sprechweise in manchen Punkten sich weiter entfernt als z. B. der Wiener Dialect vom steirischen. Und doch findet ein Ausgleich nicht statt, wird auch nicht stattfinden. So z. B. spricht man in einer und derselben Gemeinde des Thales Deferegggen für gehabt theils gihäpp, theils gihätt. Die Bewohner der Berglehne, die „Berger“, setzen vor jedes anlautende r ein h: hröern (weinen), hräfen (raufen), die Bewohner der Thalsohle thun dies nicht und machen sich darüber lustig.

Dazu kommt noch, daß Deutschtirol gerade in der Mitte zwischen den beiden Hauptdialecten des oberdeutschen Sprachastes liegt, dem baierisch-österreichischen im Osten und dem alamannisch-schwäbischen im Westen. So hat denn auch Tirol-Vorarlberg als echtes Grenzgebiet an beiden Hauptmundarten theil.

Bevor wir die baierisch-österreichisch-tirolischen Dialecte einer knappen Würdigung unterziehen, wollen wir einen Blick werfen auf die Ortsnamen und die fremden Bestandtheile. Sehen wir von den schwer zu bestimmenden rhätischen, desgleichen von den romanischen Ortsnamen ab, welch letztere mit kleinen Ausnahmen in ganz Tirol und Vorarlberg so zahlreich vorkommen, daß Beispiele überflüssig sind, so mögen als keltisch erwähnt werden: Bregenz (Brigantium, keltisch brig- Berg, Hügel), die häufigen Bergnamen fär, för, förl (car, carrie Fels, Stein, carn Steinhaufe) und noch (enoc Hügel, enocach hügelig), mehrere Bach- und Thalnamen däber (dobar, tobar Quelle, Fluß, Bach, wovon z. B. Deferegggen, urkundlich Tobereche), ferner troien (traig Fuß, Churwälisch truig Weg, eigentlich Fußweg), vielfach als Name für Fußwege, wohl auch Tauern (turr, torr Berg, Haufe). Unter den Appellativen sei benne, banne genannt (Wagenkorb).

Slavische Ortsnamen gibt es im östlichen Pusterthal und in den Seitenthälern massenhaft, z. B. Amlach (slavisch jamljahü von jama Grube), Asling (urk. Aznic von jasenikü Eschach), Döslach und Dölsach (dole, dolje Grube, Thal), Feistritz (bystrica von bystrü schnell, hell, klar), Glanz (klanec, klanc Anhöhe, Hügel), Mellitz, Mallnitz, Müllitz, Schleinitz, Seinitz u. s. w. — Slavische Wörter, großenteils auf das östliche Pusterthal beschränkt, sind z. B. ainschlizen (ošljice Stachel), Stachelbeeren, bogrite,

pograt (pograd Lager der Holzknechte), schlechte Schlafstelle, drôge (draga Thal, Furch), Abrutschvertiefung, geilize (mittelhochdeutsch giselize, gehysliz von kisel sauer), saurer Brei, gopriß (koprû Fenchel), Meum mutellina L., jâch (jug Süd, Südwind), Südwind, oblize (oblica gedünstete Rübe), gefochte Rüben, pötschetn (pečene, pečem backen, braten), gebratene Rüben, poitsch (peč Ofen, Fels), Felsenhöhle, tchirse (leščerba, lešrba Lampe), Lampe und andere mehr.

Wörter, die zunächst aus dem romanischen Sprachkreise stammen, kommen mehr oder weniger in ganz Tirol und Vorarlberg vor. Z. B. Der Bauer steht eines Morgens mit schaggariu¹ auf. Hat ihm doch nachtu² seine diern³ die hâre⁴ oder kâpâre⁵ zurückgegeben. Außerdem hat er vom Ghricht einen Zoidl⁶ erhalten, er soll stoir⁷ zahlen. Er hat aber nichts in der margin⁸, die bezzi⁹ ist bei den miserablen¹⁰ Zeiten râr¹¹. Er nimmt den nuster¹² in die tâz'n¹³, allein er hat eine ganze pur¹⁴ vor dem Beten: das Glück dreht ihm ja doch stets 's guntre¹⁵, so sehr er sich strappelizirt¹⁶ und derstentet¹⁷. Wenn doch das Ghricht mangge¹⁸ so viel reſchûn¹⁹ hätte, mangari²⁰ dies zu töſtiminiern²¹. Allein das Ding hât gôr kâa studi²². Mit finsterer läbrâtsche²³ steht er da und hovt²⁴ vor pur²⁵ lauter Zorn. Endlich ruft er aus: „i wear nit läng disputiern²⁶, kâe precenelle²⁷ mach'n und mi vereſentir'n²⁸. Künier'n²⁹ lâß i mi nit, i zâag dem ghricht die gûle³⁰, stante pede³¹ gôh i und sôg concûrs³² un; hât wol öſter åaner a gânt³³ gemâcht.“ Schnell kâzt³⁴ er seine Schuhe unter der Bank hervor, spaßt³⁵ die grôbste merde³⁶ ab, sperrt den gânter³⁷ auf, nimmt den bontschür³⁸ und sein parablü (omerelle, parasol)³⁹ heraus, macht sich akarat⁴⁰ ganz gurâſchiert⁴¹ auf den Weg und hat noch seine gaudi⁴² dabei. Eine schôiſe⁴³ wäre ihm freilich noch lieber gewesen.

Ungefähr bei Birl oberhalb Innsbruck beginnt die bairisch-österreichische Mundart, zu der die drei Hauptgruppen: Unterinntal, Pusterthal und Etschthal mit den Seitenthälern gehören. Allein schwäbischer Einfluß ist auch hier, am wenigsten allerdings im Unterinntal zu erkennen. Die Sprechweise der Unterinntaler schließt sich im Allgemeinen an die altbairische und Salzburger Mundart an. Eine genaue Abgrenzung

¹ Verbruß (franzöſisch chagrin). ² gestern. ³ Dienstmagd. ⁴ Drangels (italienisch arra). ⁵ italienisch caparra. ⁶ Bettel (mit. cedula, schedula). ⁷ Steuer. ⁸ Käſten, Vorrauthammer (italienisch armario). ⁹ Geld (italienisch bezzo). ¹⁰ elend italienisch miserabile). ¹¹ selten (italienisch raro). ¹² pater noster Rosenkranz. ¹³ Hände. ¹⁴ Ahneigung (italienisch paura). ¹⁵ Gegenteil (franzöſisch contre). ¹⁶ (italienisch strapazzare). ¹⁷ sich abmühen (italienisch stentare). ¹⁸ wenigstens (italienisch al manco). ¹⁹ Rüdfücht (franzöſisch raison). ²⁰ meinetwegen (italienisch mancare). ²¹ berüdfüchtigen (italienisch stimare). ²² rechte Gebärung (italienisch studio). ²³ Gesicht (italienisch labruccio). ²⁴ geifert (italienisch bava). ²⁵ rein (italienisch puro). ²⁶ (italienisch disputare). ²⁷ ein Langes und Breites (franzöſisch prêcher). ²⁸ vertheidigen (italienisch difendere). ²⁹ kujonuren (italienischer Dialect cojon ft. coglione). ³⁰ eine Nase drehen (italienisch culo). ³¹ fogleich (lateinisch stante pede). ³² lateinisch concursus. ³³ Concûrs (italienisch il incanto, franzöſisch l'encant). ³⁴ mit dem Fuß herausstoßen (italienisch cacciare). ³⁵ rufweise abstreifen (italienisch spazzare). ³⁶ Koth (italienisch merda). ³⁷ Käſten (lateinisch cantherus, italienisch cantero). ³⁸ Feiertagsrock (franzöſisch bonjour). ³⁹ Regenschirm (franzöſisch parapluie, ombrelle, parasol). ⁴⁰ richtig (italienisch accurato). ⁴¹ beherzt (italienisch coraggio). ⁴² Freude (italienisch gaudio). ⁴³ Wagen (franzöſisch chaise).

der Nebenmundarten ist nicht leicht möglich, weil sie oft in einander übergreifen. Im Allgemeinen unterscheiden sich wesentlich: 1. Die Pusterthaler Mundart, wozu auch das Zillerthal gerechnet werden kann. Die Grenze bildet so ziemlich die Wasserscheide auf dem Toblacher Feld. 2. Die der Rienz zugeführten Thaler Gieß, Antholz und Taufers mit dem bis gegen Brixen reichenden Gebiete. 3. Die Dialecte im Etschthal, Sarnthal und in der Umgebung von Bozen und Meran. 4. Der Dialect des Passeirthals. 5. Die Ultner und die Bewohner des rechten Etschufers bis gegen Eppan. 6. Der Mittel-Tiinthaler und Wippthaler Dialect, der von Schwaz bis Zirl reicht und durchs Wippthal über den Brenner bis gegen Mittewald bei Sterzing sich erstreckt. Endlich 7. die Dialecte der sporadischen deutschen Gemeinden in Wälschtirol.

Allein auch innerhalb dieser kleineren Gruppen sind die Verschiedenheiten bedeutend, allerdings mehr in Bezug auf den Vocalismus. Überhaupt sind die Consonantenverschiedenheiten in allen Tiroler Dialecten nicht sehr bedeutend. So z. B. wird die Tenuis in einigen Gegenden weich, anderswo die Media hart oder aspirirt gesprochen, manche Consonanten werden verschlissen oder fallen am Schluß ganz ab, nach r hört man da ein ch, dort ein sch, auch Vertauschung der Consonanten und Umstellung kommt vor. Z. B. Wôda Vater, Muoda Mutter, duschn' krachen, hôd hat, krôd oder ghôd gerade, müad müsstet, dawöhn erwehren, siad ließt, fûh, ka oder kû kann, havun Horn, thûn Thurm, huazat Hochzeit, lo laß, trôth trägt, schlôth schlägt, earchd oder earschd Erde, kastl Kärtel = Kärtchen, worschit Wort, dlei gleich, mir wir, dnia genug, hell sell = dasjelbe, regilum Religion, übalor überall, d'stond'n gestanden und dergleichen.

Mannigfaltig ist der Vocalwechsel. Es können im folgenden nur einige Proben gegeben werden. Neuhochdeutsch a lautet wie å, o, u, ö, œ, œi, in unbetonten Silben auch wie i. Z. B. gässe, fâß, fâll, fôg'n, frôg'n, klôg'n, jo, hon habe, holt holt, lond, obar aber, wieder, saldot, norre Narr, bekonnit bekannt, gelot gelassen, gehot gehabt, süm oder sôm Same, nüm Name, fün Fahne, mög mag, sôth sagt, görrazarch, anderswo gârlicher kleiner Schreier (Kind), amöel einmal, hoilt holt, goill Galle, boill bald = sôbald, sâmstig Samstag, werchig Werktag, kâwisser Käsewasser, Molkken. Neuhochdeutsch ä lautet wie a, e, ü, ai. Z. B. zâch zâhe, mâder Mâhder, wâr wäre, wasser, hatt hätte, gwérst gewährt, gfürscht Gefährte, hai hätte. Neuhochdeutsch ai lautet wie åa oder å. Z. B. bâar Baier, râan Rain, kâaser Kaiser, bârisch hairisch. Neuhochdeutsch au bleibt oder lautet wie a, o, ô. Z. B. lâb Laub, stâb Staub, af auf, a auch, rochn rauchen, glob glaube, blôw blau, lôw lau, ôga Augen. Neuhochdeutsch äu lautet wie ai, ô. Z. B. gebaide, bôm Bäume. Neuhochdeutsch e lautet wie œ, ö, œi, ai, ea, a. Z. B. möer mehr, smöer Schmer, öppas etwas, dönn denn, ston stehn, goth geht, möir Meer, soign Segen, wöig Weg, gamsail Gamse, stearn Stern, geat geht, feartn voriges Jahr, as es, das, vardriass'n verdrießen,

Kallarin Kellnerin, racht recht, wack Weg, fânsn Sense. Neuhochdeutsch ei bleibt oder lautet åa, oa, a, ie, ua, ui, öe. Z. B. håade Haide, bâade bâde böede beide, mân mein, flâasch Fleisch, noa nein, wâß weiß, mânsche meinst du, a ein, sied seit, sieder seitdem, muu nein, uam cinem, pfuat Pfaut = Hemd, drui droi drei, roich Reich, woid weit, zoïd Zeit.

Neuhochdeutsch eu lautet wie ai, a, ui, oi. Z. B. fraide, kraiz, hâ Heu, huir hoir hener, fuir foir Feuer, ui euch, froid, loid. Neuhochdeutsch o bleibt oder lautet wie u, ea, oa, oi, ue, ü, ou, öa, öe, ua, üa, a, e, i, ö. Z. B. jün Sohn, jumme Sonne, zeara Zorn, woarscht Wort, doarn Dorn, toill toll = tüchtig, woill wohl, luen Lohn, schuen schon oder schonen, sünntach Sonntag, süst sonst, kourn, hourn, valourn, zöarchn Zorn, köarn Korn, flöech Floh, muad noth, vuar vor, tuad Tod, früa froh, mäntig Montag, kemmt kommen, kummt kommt, nöch noch, löösn flüstern, horchen. Neuhochdeutsch ö lautet wie ü, ea, ê, a. Z. B. sâne Söhne, gheart gehört, greaker grôßer, treastn trösten, ghêrst gehört, macht möcht, kannt könnte. Neuhochdeutsch u lautet wie ue, ua, ü, ia, üa, oa, o, ui. Z. B. schuech schuach Schuh, pflueg Pflug, guat gut, wündarlaach wunderlich, riaast ruft, thian thun, früataach frutig = frisch, wohl aussâehend, rüaßn rufen, toad thut, thoan thun, nor nur, luider Luder. Neuhochdeutsch ü lautet wie u, oi, ui, ie, üa. Z. B. lügt liogt liigt lügt, gmiet gemüßt, füast führst. Neuhochdeutsch i bleibt oder lautet wie ie, ia, ea, a, e, ei, ui. Z. B. liecht liacht Licht, ier iar ihr, eam ihm, wead wearshd wird, fürscha fürse für sich = vorwärts, freundlich, geist geit gibst, gibt, sui sich, mit nicht. Neuhochdeutsch ie bleibt oder lautet wie oi, ui, a, ea, ü. Z. B. zoihin zuihin ziehen, floihin fluihin fliehen, fliege floige, soi sui sie, tuif tief, doib Dieb, deanail, deandlach Dierndeln, deanst Dienst, neamaß niemand, vüll viel.

Daran mögen noch einige Bemerkungen geknüpft werden. Mannigfach sind die Formen bei der Declination der Pronomina und bei der Flexion des Verbums, besonders der Hilfszeitwörter. Z. B. soi sie, soiin ihnen, öis döis ihr, enk euch, enker euer, ihmeme ihm. Für sind heißt es send, sent, sand, san, hent, hend, für gehabt spricht man gihâtt, gihâpp, gihôbm, ghâtt, ghött, daher scherzweise diejenigen, die ghött sprechen, die ghötter genannt werden, die ghâtt sagen, die ghâtter. Für gewesen hat die bairisch-österreichische und die schwäbische Mundart giwöïsn, gwêñ, giwesn, gwén, gwea, giwöïdn, gwöïdn, während alle Alamannen gñ, gseí sagen. Für geworden hört man worshtn, wourn, woarn, wöarn, wuan und ähnlich. Jesus als Ausruf lautet: jöiggis, jöggas, jöi, jöie, jöiwis, joiggilis, jousis, joushas, jousisse, in der Grusform: „Gelobt sei Jesus Christus“ glop fas Christas oder zöis Christus ist davon nur mehr s vorhanden. Auch an komischen Neubildungen fehlt es nicht. Z. B. Das Fragewort wie wird als Verbum behandelt, in die zweite Person Plural gesetzt und dieser Form s = öis ihr, beigesfügt: wiats? = was macht ihr? Häufig sind starke Formen im Imperfect conjunctiv von

sonst schwachen Verben: sieg sagte, miech machte, schied schadete und ähnlich. Merkwürdig sagt man in mehreren Gegenden statt: „er fängt an grob zu werden“ er wird grob anfangen oder geat anfocha fängt an gehen. Für Mädchen und Bub gibt es in verschiedenen Gegenden verschiedene Ausdrücke: gitche, gitshile, diarn, diarnde, jändle, schmölge, menschin, fäl, fechl, föle, focha, pfott und dergleichen, hue, nãpf, lotter, loutter, loda, löttall, kund, gsöll, zoch, zöchl, knöche und ähnliche. Die älteste Tochter heißt in einer Gegend 's Kind, auch wenn sie schon verheiratet ist und selbst Kinder hat.

Von Zirl hinauf beginnt die schwäbische Mundart, die im Süden bis gegen Meran reicht und schon im obersten Theile des Lechthals und im hintersten Paznaunthal auf alamannisches Sprachgebiet stößt. Schwaben und Alamannen sind jedoch nicht als verschiedene Stämme zu betrachten, wenn auch die beiden Dialecte gewisse Verschiedenheiten namentlich im Vocalismus aufweisen. Schwäbisch ist eigentlich nur ein entwickelteres Alamannisch. Das Schwäbische steht dem Baierischen in vieler Beziehung näher, z. B. darin, daß beide Dialecte an Stelle der alten Vocale i, ü, iu jetzt ei, au und eu haben, allerdings mit verschieden gefärbter Aussprache. Die alamannischen Mundarten Vorarlbergs theilt man in folgende Gruppen ein: 1. Die Walsermundart mit durchaus schweizerischem Gepräge. 2. Die Bregenzerwälder Mundart und zwar die des inneren (hinteren) und äußeren (vorderen) Waldes. 3. Die Unterländer Mundart bis Ems. 4. Die Oberländer Mundart und zwar a) die Rankweil-Feldkircher Mundart oder die des vorderen Walgaus von Ems bis zu den Klausen bei Feldkirch und Sateins, b) die Mundarten des inneren Walgaus, c) die Montavoner Mundart mit ziemlich vielen Romanismen. Mit dieser nächstverwandt ist die Mundart des Klosterthals. Dazu kommt noch die alamannische Mundart in Galtür im tiefen Hintergrund des Paznauner Thals, das ein Seitenthal des Oberinntals ist. Hauptmerkmal der alamannischen Mundarten: Altes ü, i, ü (iu) ist in der Wurzelsilbe bewahrt, z. B. hüs Haus, Schwizer Schweizer, hüte heute.

Noch ein paar Worte über die deutschen Sprachinseln in Südtirol. Deutsch wird südlich vom Brentathal heute nur mehr gesprochen im Dorfe Lusarn (Luserna), während in St. Sebastian kaum noch Spuren vom Deutschthum vorhanden sind. Nördlich vom Brentabcken ist es namentlich das obere Ferlenthal, wo die sogenannten Mocheni (etwa 1.300 an der Zahl) noch deutsch reden. Ganz deutsch sind nur die Dörfer Falise (Falesina mit ungefähr 130) und Palei (Palù mit ungefähr 450 Einwohnern). Gemischt sind Walzurg (Bignola), Gereut (Trassilongo), Aichlait (Roveda), Außerberg (Francesco) und Mitterberg-Innerberg (St. Felix) mit zusammen 700 Deutschen gegenüber 1.000 Italienern. Da die Luserner und Mochener statt sagt küt gebrauchen, heißt man sie auch Küter. Diese Dialecte sind ein durch das Italienische stark beeinflußtes Baierisch, nur das Lusernische hat viele Anklänge an das Schwäbisch-Alamannische.

Volksleben der Romanen in Tirol.

Die Verhältnisse des Bodens, dessen Anbau und das Recht daran geben dem Volksleben eines Landes seinen wesentlichen Inhalt.

Der romanische Landestheil bildet auch in dieser Hinsicht eine Übergangsstufe von Süden nach Norden, von Ackerbau und Rebencultur zu Wiesenbau und Viehzucht, vom Baumann (Colono) und Pächter zum freien Bauernstand. Ein glücklich veranlagtes Volk, in welchem die Heißblütigkeit der Südländer mit nordischer Kaltblütigkeit sich mischt, bebaut diesen Boden, auf welchem ein zwar nicht mehr urwüchsiges, aber frisches Volksleben sich entwickelt hat.

So weit Rebe und Maulbeerbaum gedeihen, ist der Bauer in der Regel Baumann, welcher am Erträgniß des Bodens seine verschieden bestimmten Anteile hat, in selteneren Fällen auch Pächter eines Gutes, eines oder mehrerer Felder. Der Eigentümer ist der Signore, welcher in Stadt, Markt oder Dorf im Herrenhaus wohnt und mit vollem Selbstbewußtsein sich seines Daseins freut, sei es, daß er nur Grundbesitzer (possidente) oder nebenbei auch noch etwas Anderes ist, wie: Geschäfts- oder Gewerbsmann, Beamter &c. Freilich hat das schöne Ding auch seine schlimme Seite. Gute, verständige, nicht blos auf ihren Vortheil bedachte Bauleute sind nicht immer zu finden; oft kostet eine Campagna zeitweilig mehr als sie einträgt; Steuern und Umlagen sind zu tragen und manchmal besondere Arbeitslöhne zu zahlen; Frühjahrsfröste, Hagel und Mäzwachs verderben dem Signore und seinen Bauleuten leicht ihre besten Hoffnungen. Da schaut wohl zuweilen auch einem Signore, wenn er sonst kein gesichertes Einkommen hat, die liebe Noth durch das Fenster auf den Mittagstisch, mancher ist auch schon verarmt. Der Werth der Güter schwankt und sinkt, und nicht selten läßt sich bei einer schönen Campagna eine Reihe von Familien aufzählen, welche vordem, eine nach der andern, die beatae possidentes gewesen sind.

Es gibt auch Halb-Bauern oder Halb-Herren, welche sowohl Eigengut haben, als auch Bauleute oder Pächter sind — in die Höhe strebende Leute, welche aber alles Bittere doppelt empfinden. Werden sie der Arbeit überdrüssig, so ist es mit ihrem Herrenthum oft bald wieder aus und sie mögen mit dem fahrenden Sänger ausrufen, daß sie ihre Sache auf nichts gestellt haben.

Wo der Wiesenbau beginnt und die Rebencultur abnimmt und eingeht, da ist der Bauer meistens frei und selbst Eigentümer. Aber diese freien Bauerngüter sind meistens sehr klein, der Viehstand ist gering, die Schuldenlast manchmal drückend. Es gibt ausgedehnte Gebiete, welche, wie z. B. der Ronsberg, arm sind an Wäldern und Alpen,

wo Nothstand und Übervölkerung zu massenhafter zeitweiliger Auswanderung auf Arbeit und Erwerb zwingen. In neuerer Zeit sind auch nicht wenige nach Amerika ausgewandert, aber es hat dabei an bitteren Erfahrungen und abschreckenden Beispielen nicht gefehlt. Manchmal sind solche Auswanderer in traurigem Zustande wieder zurückgekommen, obwohl sie mit den schönsten Zukunftsträumen und mit Spottliedchen auf die Signori ausgezogen waren.

Im Ganzen, von Ausnahmen, deren es überall gibt, abgesehen, ist der wälschtirolische Bauer, um derb zu reden, ein prächtiger Kerl. Er ist offen, aufgeweckt und findig, er hat Schliff in Sitte und Rede, er zeigt unverwüstliche Lust zur Arbeit, so lange sie ihm nur wenigstens das karge tägliche Brod einträgt. Er ist ausdauernd, abgehärtet gegen Hitze und Frost und äußerst genügsam. Seine Nüchternheit kann freilich zuweilen am Weine Schiffbruch leiden, wobei er im Streit erregt und gereizt leicht auch zum unvermeidlichen Messer greift. In einzelnen Gegenden war in früherer Zeit selbst die Blutrache nicht unbekannt. Den Stolz des deutschtirolischen Bauernvolkes, welches alles „Herrische“ haßt, kennt der wälschtirolische Bauer nicht. Es ist auch charakteristisch, daß er dem Deutschen in der Regel freundlich und mit Vertrauen entgegenkommt und sich gegen ihn zuwirkend benimmt. Den Priestern, wenn sie nur der Klugheit guter Seelenhirten nicht entbehren, ist er in Achtung, aber nicht blind gehorsam ergeben. Noch einen Vortheil hat er voraus; Dank dem edeln Geschenk des Bacchus kennt er das Schnapstrinken nicht, welches in Nordtirol — es wäre unnütz, sich darüber täuschen oder es bemüht zu wollen! — das Landvolk physisch und moralisch herabbringt. In einem andern Stück aber ist er hinter dem deutschtirolischen Bauer zurück, nämlich an Sinn für häusliche und öffentliche Sauberkeit, wovon der Hauptgrund in der Vereinigung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude liegt. Das ist der wälschtirolische Bauer mit seinen Licht- und Schattenseiten.

Nicht gar selten, namentlich in abgelegenen Thälern, stößt man noch auf patriarchisches Familienleben. Kein wälscher Bauer setzt sich oder läßt sich auf ein Ausgedinge setzen. Die erwachsenen Söhne mögen heiraten und im Hause bleiben, man engt sich ein, man schiebt sich und rückt zusammen, so weit es möglich ist. Es wächst eine Schar von Enkeln heran, der Alte hat Mühe, sich die Namen alle zu merken, aber Familienhaupt und Herr im Hause, auch wenn die Schwiegertöchter zuweilen nicht gehorchen wollen, bleibt er, so lange ihn der Himmel bei Leben und Verstand läßt.

Im Winter lebt der Signore seinen Geschäften oder Gewohnheiten gemäß, während der Bauer sich zu Hause zu schaffen macht oder in den Feldern hakt und gräbt. Im Etzthal ist diese Jahreszeit in der Regel mild, doch fehlt es manchmal an überraschenden ausgiebigen Schneefällen und an empfindlicher Kälte nicht. Ist der Winter vorüber, so

folgt im Etſchthal meistens rasch, ohne eigentliches Frühjahr, der heiße Sommer. Da hat der Bauer Arbeit in Hülle und Fülle, er muß die Reben beschneiden, pflügen und säen, besonders aber die heikeln, viel Laub verzehrenden Seidenwürmer hegen und pflegen wie verzärtelte Schößlinger, bis sie endlich, wenn Alles gut geht, nach viermaligem Schlafe auf den Bosco, das ist die Reisigbündel, kommen und sich einspinnen. Dann löst man die Gespinnste sorgfältig ab, scheidet sie aus und kümmert sich auch um Bereitung neuen Samens. Ist Alles gut gegangen und gibt es gute Preise, dann zeigen Herr und Bauer fröhliche Gesichter, dagegen aber verdrießliche, wenn die Zucht schlecht ausgefallen ist oder ganz fehlgeschlagen hat.

In den heißen Monaten sucht auch mancher Signore mit seiner Familie eine näher oder ferner gelegene Sommerfrische auf. In derselben pflegt er gegen halbwegs Bekannte, selbst gegen Deutsche, sehr liebenswürdig und gastfreundlich zu sein, während er im Winter in der Stadt Grüße nur frostig und gemessen erwiedert. In der frischen freien Bergluft war ihm das Herz aufgegangen, die Stadtluft hat es wieder zusammengeknürt.

Es kommt der Herbst, die freudreichste und, wenn nicht abnorme Witterungsverhältnisse herrschen, auch die auf lange hinaus schönste Zeit des Jahres. Da beginnt der Vogelfang, man muß leider sagen, der große Massenmord der Vögel. Da lauert der leidenschaftliche Vogelsteller auf seinem Vogelherde (róccolo) unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, vom Anfang des Herbstes, bis ihm beim anbrechenden Winter Frost und Kälte die Glieder schüttelt, unaussprechlich glücklich, wenn die Zahl der Opfer an besonderen Glückstagen in die Hunderte steigt. Er richtet sein Augenmerk auch auf die Witterung; wenn es kühler wird und auf den Gebirgen und im Norden gar schneit, spannen sich seine Fäden — denn nun müssen sie kommen, die dichten Schwärme, welche er schon lange zuvor im Traum gesehen. Gefangen und gewürgt wird Alles, was in die Netze fällt, Drosseln, Zeisige, Lerchen, Finken u. s. w. Vor den meisten Kaufladen, auch wenn sie Anderes als nur Früchte führen, sowie an den Ständen der Obstweiber auf den Marktplätzen hängen die armen gefiederten Sänger schockweise eng zusammengeschürt zum Verkauf aus; lästerner als nach den schönen Pfirsichen und Trauben blickt auch der Arme darnach und gedenkt sich auch einmal einen guten Tag anzutun. Die Vögel werden gerupft und gebraten, auch in Bergen von Polenta eingebacken und verschmaust. Man weidet sie zuvor nicht aus; auch die Käferlein, Fliegen und Würmlein, welche die Vögel im Magen haben, werden mitverspeist. Thut nichts, es ist ja Alles gebraten! In den Gast- und Kaffeehäusern gehen Verkäufer mit einem Schok todter Vögel herum und setzen Lottotonnummern ab; sobald die 90 Zahlen voll besetzt sind, wird gezogen, und meistens beeilt sich der glückliche Gewinner, gute Freunde und Bekannte zu einem fröhlichen Abendschmaus, zu einer cena einzuladen. In den Campagne und in den Laubwäldchen an den

Bergen tauchen wie schleichende Schatten die Vogelschützen mit ihren langröhigen Flinten auf, meist abenteuerlich aussehende Gestalten, welche ein Kurzsichtiger leicht mit Banditen aus den Abruzzen verwechseln könnte.

Der Vogelfang wird übrigens heute nicht mehr so ausgedehnt betrieben wie in früherer Zeit. Einerseits sind gesetzliche Einschränkungen desselben eingetreten, anderseits hat sich die Zahl der Vogelsteller und der Vogelherde — von letzteren trifft man manche, die wie alte Schlösser in Ruinen liegen — erheblich vermindert. Unter den Vogelstellern waren früher Geistliche häufig die leidenschaftlichsten. In Rovereto gab es ehemals an Sonntagen um halb zwei Uhr früh eine eigene Messe für die Vogelsteller.

Nach alledem darf man kühnlich behaupten, daß der Vogelfang nicht in die Zeit der Weinlese, sondern die Weinlese in die Zeit des Vogelfangs fällt. Mit lauten Äußerungen der Freude und mit Bräuchen ist die Weinlese nicht verbunden, es geht dabei ganz still zu, wenn nicht etwa Knaben Pistolenhüütze abfeuern. In Stadt, Markt und Dorf rückt ein Ochsengespann nach dem andern ein mit vollen Kufen oder Fässern, aus denen der Most in die Fässer in den Kellern gebracht wird, wo er zum edlen Wein ausgären soll. Man spricht von deutschen Weinhändlern, welche da und dort erschienen sein sollen, und von den Preisen für den Most, wie viel Vorräthe etwa noch vom vorigen Jahr vorhanden sein mögen, von den Käufern von Most oder Trauben, welche nach Norden bis in die Schweiz verführt werden. Aber der ganze Absatz und Handel ist flau. Der Ausfuhr dieses wichtigsten Bodenerzeugnisses Südtirols stehen bei zu hohen Zöllen die Grenzen des großen deutschen Reiches leider nicht offen. Wie war dies einst ganz anders und was weiß der alte Mariani, ein italienischer Geistlicher, welcher im Jahre 1673 ein recht anziehendes Buch über Trient und sein Concil herausgab, von den tridentinischen Weinen nicht zu erzählen! Den Deutschen behagten dieselben laut seines Berichtes ganz besonders und sie kamen weit her, davon zu vollem Preise zu kaufen. Vor dem Fest des heiligen Georgius (24. April) durften nur 650 Wagenladungen von Trient abgehen; dann aber öffneten sich alle Wege nicht nur nach Nordtirol, sondern auch nach Schwaben, Baiern, Österreich, Salzburg und nach anderen deutschen Ländern, sogar bis nach Polen. Gemäß besonderen Bestimmungen gingen die besten und edelsten Weine auch an den kaiserlichen Hof. Im Jahre 1669 hat sogar, erzählt Mariani, ein bairischer Kriegs-oberst in Trient ungefähr 70 Eimer Wein gekauft und nach Candia versendet. Man hat, fügt er bei, mit aller Strenge darüber gewacht, daß namentlich aus Italien (auch der Bezirk Rovereto scheint ausgeschlossen gewesen zu sein) keine fremden Weine in das Tridentinische eingeführt wurden, denn dies hätte soviel bedeutet als Eulen nach Athen tragen; die Tridentiner seien aber im Absatz ihrer Weine auch nach Italien nicht verhindert gewesen. Glückliche Zeiten! Es gewinnt aber den Anschein, als habe man sich

damals mit größerem Fleiß, der sich ja reichlich lohnte, auch auf die Behandlung der Weine besser verstanden als heutzutage.

Nun zu den Sitten und Bräuchen der Romanen in Südtirol. Da ist jedoch zu bedenken, daß wir in einem sehr prosaischen Zeitalter leben, welches, bis die erste Stunde des nächsten Jahrhunderts schlagen wird, sein Nivellierungswerk wohl bis in die



Faschingsspiel: Liusi Gobbi in Trient.

abgelegensten Thäler hinein noch viel weiter fortgeführt haben wird. Vielen Volksbräuchen liegt ein Volksglaube zu Grunde; er stirbt dieser, so geht der Brauch ein, dem Purpur stürzt der Herzog nach.

Beginnen wir mit dem warmen Christfest mitten im kalten Winter. Zarter Empfindung gibt das Volk noch da und dort sichtbaren Ausdruck. So legt man im Thal Rabbi einen dicken Holzkloß ins Feuer, damit er die ganze Nacht glühe und das Christkind wärme. In Rendena brennt in dieser heiligen Nacht ein Licht neben der Wiege des Neu-

geborenen, weil das Christkind herumgeht und alle neugeborenen Kinder küßt. Dem Vieh im Stall, welches natürlich in dieser Nacht auch reden kann wie anderswo, wird besseres und reichlicheres Futter verabreicht; die Christmesse wird in Wälschtirol nicht erst um Mitternacht, sondern am Abend vorher gefeiert. Der deutsche Christbaum ist fast unbekannt, da an sehr vielen Orten junge Tannen eben nicht zu beschaffen wären.

Felice capo d'anno — glückliches neues Jahr! So schallt auch in Wälschtirol der laute Ruf herumziehender Kinder, welche eine Gabe erhalten wollen. In der Gegend von Bergine pflegten einst die Hausväter in der Neujahrsnacht den Himmel zu betrachten und aus dem Stande der Gestirne Ehen, Geburten und Todfälle, auch Witterung und Fruchtbarkeit des kommenden Jahres mit gewichtigem Ernst vorherzusagen.

Um das Fest der heiligen drei Könige war und ist noch theilweise auch in Wälschtirol das bekannte Sternsingern üblich. Gaben, welche die Kinder dabei oder auch innerhalb der ganzen Weihnachtszeit für das Singen und Glückwünschen erhalten, auch die Lieder selbst heißen benegate oder beghenate (bighenate), ein Wort, welches von den Anfangsworten eines alten Liedes — „canto al ben ch'e nato“ — herstammen soll.

Am Fest des heiligen Einsiedlers Antonius (16. Januar), des Patrons des Haushofs, werden in den Dörfern Vieh und Ställe vom Ortsgeistlichen gesegnet.

Im Fasching geht es auch in Wälschtirol oft lustig her und fehlen ergötzliche Aufzüge und Spiele nicht. Heiraten werden gern in diese Zeit verlegt; das Begraben oder Verbrennen des Faschings kommt wie anderwärts vor.

Das interessanteste aller Faschingspiele war einst jedenfalls das der Ciufi-Gobbi in Trient, welches zum letzten Mal im Jahre 1857, früher aber in der Regel jährlich zweimal auf öffentlichen Plätzen gehalten wurde. Es betheiligten sich daran jedesmal mindestens 150 bis 200 Personen, welche sich in zwei Gruppen, die Ciufi und die Gobbi, theilten. Letztere bäuerlich gekleidet, bildeten einen großen Kreis und fassten einer den andern gegenseitig an den starken Gürteln, welche sie um den Leib geschlungen hatten. In ihrer Mitte stand ihr König; er hatte eine schöne gelbe Polenta zu kochen und zu bewachen, sowie seine Befehle zu ertheilen. Um den Kreis herum schwärmt den die harlekinartig weiß, gelb und roth gekleideten Ciufi, deren Aufgabe es war, den Kreis der Gobbi zu sprengen und die Polenta zu erraffen. Auch sie hatten einen König, welcher die Angriffe befahl und leitete; zudem bestand für streitige Fälle ein Schiedsgericht und wurde jeder Theilnehmer vorher untersucht, ob er keine Stichwaffe bei sich trage. Ein Ciufi legte seine Arme um die Arme zweier sich gegenseitig an den Gürteln haltender Gobbi und es folgte unter Lärm und Geschrei ein gewaltiges Ziehen und Zerren, wobei an den angreifenden Ciufi wieder zwei andere und an diese wieder andere sich hängten. So gingen die Angriffe auch auf mehreren Seiten fort. Nur sehr selten soll es auch



Freiheitssbrauch: Die Bascha.

vorgekommen sein, daß ein über besonders gelenkige Glieder verfügender Ciuso den Kreis der Gobbi übersprang, die Polenta packte und mit ihr wieder zurücksprang. Vermochten die Ciusi den Kreis nicht zu sprengen, so behielten die Gobbi die Polenta und den Sieg, waren aber die Besiegten, wenn ihr Kreis gesprengt und die Polenta von den Ciusi davongetragen wurde. Letztere sollen auch meistens die Sieger gewesen sein. Eine ungeheure Volksmenge sah zu und ließ es an Zurufen oder Zischen, Pfeifen und Lachen nicht fehlen. Man wollte diesem Spiele, bei welchem es auf List, Gewandtheit und Leibesstärke ankam und an welchem in älteren Zeiten auch vornehme Bürger und Herren theilnahmen, geschichtlichen Ursprung zuschreiben und es auf die Zeit beziehen, in welcher auf Befehl des Ostgothenkönigs Theodoric die Feltriner den Tridentinern ihre Stadtmauern wieder bauen halfen. Dr. Tito Bassetti, der sich mit der Beschreibung des Spieles beschäftigte, wollte es gar in etruskische Zeit zurückverlegen und in den Namen Ciusi-Gobbi Anklänge an die Namen der alten Städte Clusium und Gabium finden.

Den Romanen eigen, ein Nachspiel zu den alten Saturnalien scheinen die Märzfeuer gewesen zu sein, welche einst allgemein üblich waren. An den drei ersten Abenden des März zündeten junge Bursche Feuer auf den Höhen an und riefen mit einem Reim- spruch neue Chepaare aus, am ersten Abend toll genug Alte mit Jungen, Häßliche mit Schönen, Arme mit Reichen, am zweiten weniger unsinnig, am dritten sogar ernst. Statt an drei Abenden that man Gleiches auch nur an zweien oder an einem einzigen. Die Sache blieb selten ohne Folgen. Heiraten wurden gestiftet oder zerschlugen sich auch, wenn sie schon in Aussicht waren, Verdrüß, Haß und Feindschaften entstanden, so daß die Behörden öfter eingreifen und den bösen Scherz verbieten mußten. Heute gleicht dieser Brauch noch einem erlöschenden Feuer, welches zeitweilig wieder hell aufflackert. Die Johannisfeuer dagegen scheinen weniger allgemein üblich gewesen zu sein.

Ostern hat wie überall seine Bräuche. Eine herkömmliche Sitte ist es, daß der Vater, welcher zuerst nach der Weihe des neuen Taufwassers ein Kind taufen läßt, dem Ortsgeistlichen ein Ziegenfäß zum Geschenk macht. In Rovereto, wo das Auferstehungsfest schon am Charsamstag vormittags gefeiert wird, laufen die Knaben mit klingenden Schellen durch die Stadt, sobald die Glocken zum Gloria wieder geläutet werden.

Allerseelen ist ein Fest, welches dem Volke zu Herzen geht. An vielen, wenn nicht an allen Orten wird am Vorabend mit Zwischenpausen bis Mitternacht ernst und feierlich geläutet. Man stellt eine Schüssel voll Wasser oder Suppe oder andere Speisen auf den Tisch, damit die armen Seelen, welche in dieser Nacht in ihre Häuser zurückkehren, ihren Durst löschen oder ihren Hunger stillen oder doch sehn können, daß man ihrer freundlich gedenkt. Am Allerseelentag betet der Priester auf den Gräbern, wofür die nächsten Verwandten von Todten, für welche gebetet wird, Geldmünzen in ein Kesselchen, welches der

Meßner trägt, zu werfen pflegen. Am Morgen werden auch von Wohlhabenderen Brotsstücke, welche *cuz* oder *chizzòl* heißen, an die Armen vertheilt. Sonst hält man in Wälschtirol in der Regel nicht viel auf die Pflege und Zier der Friedhöfe. In den Dörfern ist der Ruheplatz der Todten meist nur ein von einer Mauer umfangener Grasanger; in der Mitte steht ein großes hölzernes Kreuz, an den Mauern ist da und dort ein bescheidenes Denkmal zu sehen.

Längst vorbei ist die Zeit, in welcher man am Tage der heiligen Märtyrerin Katharina (25. November) weder ein Mühl noch ein Wagenrad gehen ließ, weil man sonst der Heiligen wehegethan haben würde.

Das Fest der Kinder ist für die Knaben St. Nikolaus (6. December), für die Mädchen aber St. Lucia (13. December). In der Vornacht legen die Kinder einen mit Kleie gefüllten Schuh vor das Fenster. In der Nacht kommt der Heilige oder die Heilige mit dem Eselein, welches die Kleie friszt, wofür die erkenntlichen Heiligen allerlei kleine Geschenke in den Schuh stecken.

Die Verlobungs- und Heiratsbräuche haben sich in älterer Form nur noch in abgelegenen Thälern erhalten. Verschieden ist das Verhalten der Brautleute während der drei kirchlichen Aufgebote; meistens suchen sie mit einander eine andere Dorffirche auf. In Fassa aber erscheint die Braut beim ersten Aufgebot mit einer weißen Schürze, dem Zeichen der jungfräulichen Ehre, in der Kirche. Ähnliches war einmal auch in Val Tesino Brauch. Wenn dort ein Jüngling ein Mädchen freite, so nahm sich die Begehrte acht Tage Bedenkzeit, erschien aber am Sonntag mit einem weißen Bande in den Zöpfen in der Kirche. Da kamen nun einmal an einem Sonntag acht Mädchen zugleich mit diesem Schmuck in der Kirche zusammen und sahen sich verwundert an; es stellte sich aber heraus, daß ein mutwilliger Junge um alle acht, ohne daß eine von der anderen wußte, zugleich sich beworben hatte. Was folgte, läßt sich denken; mit der alten Sitte war es seither für immer vorbei.

Beim Gang zur Trauung haben die Brautleute ihre Führer, welche verschieden benannt werden. In Fassa sind es die *camaritsch* und die *camarites*, die beiderseitigen nächsten aber ledigen Verwandten beiderlei Geschlechts, ohne welche es keine lustige Hochzeit gibt. In der Gegend von Pergine wurden die Brautleute von den sogenannten *brümoli*, wie sie auch in Fleims heißen, begleitet, von denen der eine auf einem Stock eine lebende Henne, der andere Rocken und Spindel mit Flachs trug. Kam der Zug aus der Kirche zum Haus des Bräutigams, so wurde der Braut die Hausthür versperrt und die Schwiegermutter fragte, was sie wolle. Erst nachdem die Braut alle Versicherungen eines guten Benehmens, wie es einer Hausfrau ziemt, namentlich das Versprechen des Gehörsams gegen ihren Eheherrn gegeben, durfte sie in das Haus eintreten. Öfter noch,

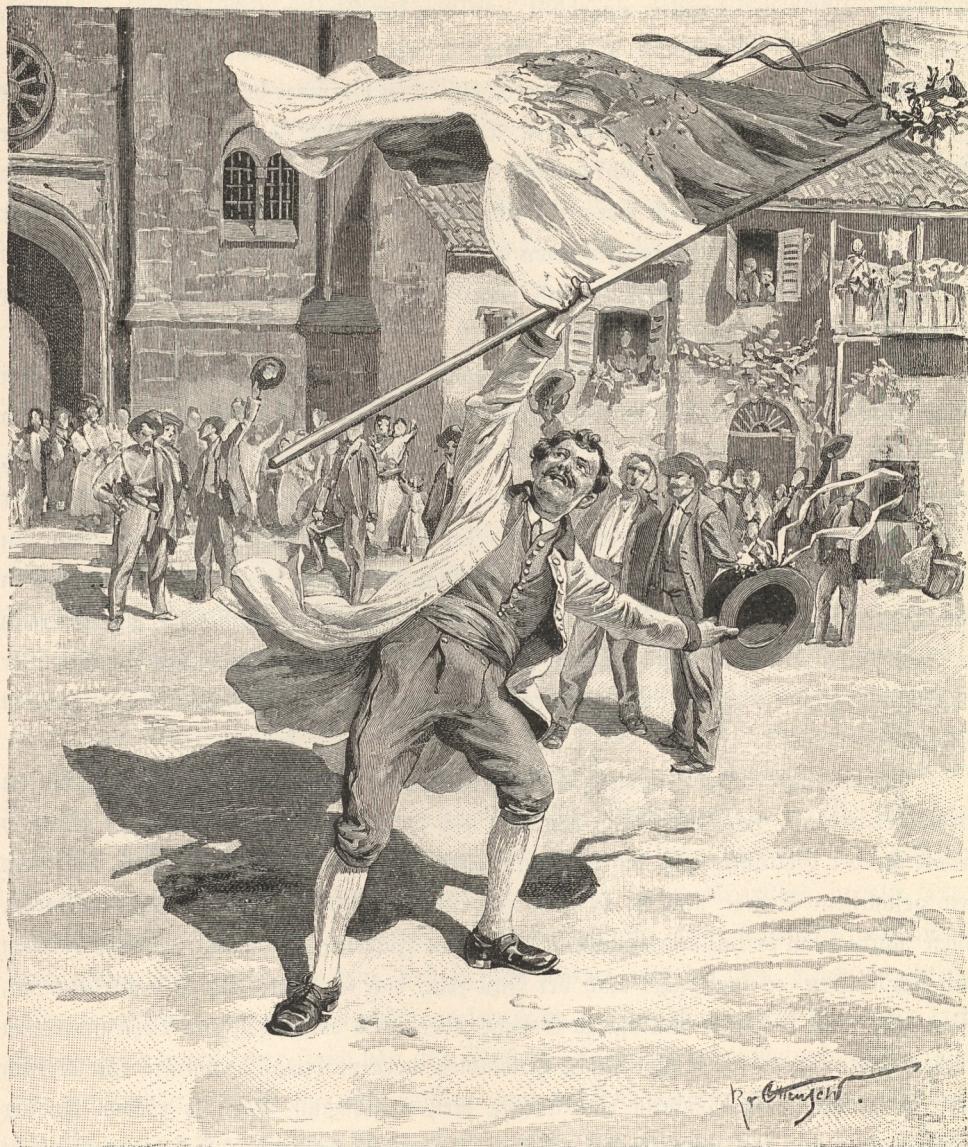
in Fassa in völlig theatralescher Weise, kommt es vor, daß man dem Bräutigam, wenn er die Braut aus ihrem Hause abholt, unter allerlei Vorwänden die Thür versperrt und ihm wirkliche oder verkleidete alte Weiber, dann auch Mädchen vorführt, die er natürlich ausschlägt, bis endlich die rechte kommt und von ihm umarmt wird.

Wenn in Rendena die Brautleute zum Altar treten sollen, zieht der Führer des Bräutigams, compare dell' annello (Gevatter des Ringes) genannt, ein schön gesticktes weißes Tüchlein hervor, reicht der Braut einen Zipfel und führt sie so zum Altar und ebenso nach vollzogener Trauung auf ihren Platz zurück, wobei das Tüchlein in ihrer Hand bleibt. Es folgt ein Mahl im Hause der Braut und dann der Umzug in das Hause des Bräutigams. An der Schwelle desselben wird die Braut vom jüngsten weiblichen Mitglied des Hauses empfangen und ihr ein Glas Wasser gereicht. Dies ist eine abgeschwächte alte Sitte; denn früher war es ein Becken voll Wasser, die Braut mußte sich die Hände waschen und ein Geldstück in das Becken legen. Ein schöner Zug ist es, daß die Neuvermählten abends, bevor sie sich zu Bett begeben, für die abgeschiedenen Seelen ihrer beiderseitigen Verwandtschaft beten müssen. Bei dem am nächsten Tag folgenden Mahle wird die Rüchternheit des jungen Chemanns auf die Probe gestellt. Nachdem schon lange gegessen und getrunken worden ist, reicht die Mutter der jungen Frau dem jungen Chemann ein behutsam umgestürztes Glas Wein auf einem Teller. Nimmt er es, wenn er selbst schon dem Wein zugesprochen hat, unachtsam und fließt der Wein aus, so folgt Gelächter mit ungünstigen Bemerkungen. Wendet er aber Glas und Teller behutsam um und bringt so mit vollem Glase das Wohl der Gäste aus, so erhält er lärmenden Beifall und das junge Chepaar wird beglückwünscht.

Das Entführen der Braut und die Absperrung des Weges vor dem herankommenden Brautzuge ist wie anderwärts noch da und dort zuweilen üblich. Auch wenn die Braut aus einem anderen Dorfe ist als der Bräutigam, so wird ihm, wenn er sie abholt, gern der Weg versperrt und er muß mit Weinspenden sich lösen.

Dieser letztere Fall gibt in Fassa Anlaß zur sogenannten *Baschia*, einer höchst ergötzlichen Volkscomödie, welche Herr Felix Valentini im Annuario der Tridentiner Alpinisten von 1886 sehr anschaulich beschrieben hat. Will der Bräutigam mit der Braut aus deren Dorf abziehen, so werden sie sammt ihrem Gefolge von einem Finanzbeamten und seinen Wachen verhaftet und auf einen Platz geführt, wo auf einer Bühne ein Präsident mit seinen Beamten sitzt. Auf einer nahen Anhöhe sind phantastisch verkleidete Soldaten zu sehen, welche aus Fässern oder Mörsern gleichwie aus Kanonen Rauch auspusten lassen, mit Pfählen und Bindfaden Telegraphenleitungen herstellen, Locomotiven hin- und herschieben und andere ergötzliche Spiele treiben. Vor dem Präsidenten wird der Bräutigam von einem Harlekin angeklagt, daß er, ohne Zoll zu bezahlen, dem Staate ein

kostbares Juwel, eine Gioja, entführen wolle. Der Bräutigam hat seinen Vater oder einen guten Freund als Vertheidiger zur Seite, welcher nun alle Wiße und Späße losläßt, um die Anklage zu entkräften. Nachdem er den Einwendungen des Anklägers gegenüber alle



Das Fahnen schwingen im Gleimthal.

Beredthamkeit aufgeboten hat, beruft er sich schließlich auf die Milde und Gerechtigkeit des Prinzipes, das ist des Fürsten, wie einst der jeweilige Bischof von Brixen als auch weltlicher Herr des Thales hieß. Verblüfft gibt der Präsident nach und erklärt das Eintreten

des Fürsten selbst für nothwendig. Nun steigt der Lärm der hochvergnügten Zuschauer auf das höchste, denn nun kommt der Fürst selbst auf einem halbzerbrochenen Wagen, welcher von den magersten Kindern, die im Dorfe aufzutreiben waren, gezogen wird, oder auf einem Schlitten, sorgfältig eingehüllt, um von den Fliegen nicht belästigt zu werden. Langsam besteigt er die Bühne und setzt sich auf den Thron. Nachdem er den Fall vernommen, ergreift er selbst das Wort und erklärt, es sei ihm zwar höchst unsieb, die schönste Perle seines Staates verlieren zu müssen, er wolle sich aber den Gebräuchen civilisirter Staaten fügen. Er befiehlt, die Gefangenen freizulassen, ihnen den Paß auszufertigen und sie über die Grenze zu führen, worauf er sich unter ungeheurem Jubel des Volkes wieder zurückzieht und abfährt, wie er gekommen ist. Sofort wird von der fürstlichen Hofkanzlei der Paß mit allen möglichen Wißen und Possen ausgefertigt und die Comödie findet ihr Nachspiel in den Wirthshäusern.

So unterhält sich das gutmüthige ladinische Völklein in Fassa in seiner Weise. Bei seinen Nachbarn, den Buchensteinern, dauert eine Hochzeit wohl auch gar drei Tage und drei Nächte fort und wird auf der Tenne des Stadels getanzt, wobei das Hausvieh, welches den Lärm nicht vertragen könnte, in andere Ställe eingelegt wird. Die Ladinier sind überhaupt große Freunde des Tanzes. Im Bezirk Enneberg gab es einst kaum ein Dorf, welches nicht seinen Tanzstadel, den sogenannten Pajung (wohl die ladinische Form des Wortes Pavillon) hatte. In demselben wurde nicht nur bei Hochzeiten, sondern auch an Sonn- und Festtagen unter Aufsicht eines eigens bestellten Platzmeisters getanzt. Der Pajung war nichts Anderes als eine viereckige Tenne mit einer hohen das Dach tragenden Säule in der Mitte.

Verschmähte Liebe thut weh. Wenn ein Mädchen in Rendena einen anständigen Bewerber abweist, sich übermüthig benimmt und spöttische Nachreden über ihn führt, so lauert ihr der Gefräkte auf, bis er sie irgendwo allein trifft, in seiner Hand blitzt eine neu geschliffene Schere und die schönen Haarschlechten des Mädchens fallen zu Boden. Diese Rache heißt la bullada, sie bleibt nicht ohne Folgen. Die Betroffene kann bereuen und sich bessern, es kann aber auch der Fall sein, daß sie keinen Mann mehr bekommt. Man geht nicht mit einer Anklage zu Gericht, aber es ist auch schon von Verwandten an solchen Zopfabschneidern blutige Rache genommen worden. Etwas harmloser und ländlich derb ist gleichfalls in Rendena eine andere Art, verschmähte Liebe zu rächen. In der Nacht werden von der Schwelle des Hauses, in welchem die spröde Schöne wohnt, mit ausgestreutem Sägmehl Wege zu allen auffindbaren Düngerhaufen des Ortes bezeichnet.

Wie überall wird auch Witwern, welche sich wieder verheiraten, durch eine oder mehrere Nächte hindurch mit Pfannen, Deckeln, Schellen, Bockshörnern u. s. w. eine gräßliche Musik gebracht, welche macecaluz oder smacecaluz (in Italien le scampenate) heißt.

Dagegen helfen nur reichliche Weinspenden; in Pergine wurde früher dafür eine Abgabe an die Pfarrkirche entrichtet.

Zu öffentlichen Volksbelustigungen dienen Spiele, wie sie anderswo auch vorkommen, besonders die mit Musik und Pöller schüssen verbundene bekannte Tombola, bei welcher einerseits das Volk sich trefflich unterhält, anderseits oft ansehnliche Einnahmen für angestrebte gemeinnützige oder wohlthätige Zwecke gemacht werden. Das Ballspiel wird in größeren Orten von zwanglosen Gesellschaften gepflegt, welche einander gegenseitig bald dahin, bald dorthin herausfordern. Man hat dabei Gelegenheit, erstaunliche Leistungen von der Treffsicherheit und Muskelfraß der Arme wahrzunehmen. Das Scheibenschießen wird in Wälschtirol viel weniger geübt als in Deutschtirol.

Das Hauptfest für die ganze Diözese Trient, welche auch noch das deutsche Etschthal bis über Schlanders und das Etschthal bis über Klausen hinauf in sich begreift, ist das Fest des heiligen Bischofs Vigilius, des eigentlichen Begründers derselben. Es wird jährlich am 27. Juni in Trient unter großem Andrang des Volkes italienischer und deutscher Zunge besonders feierlich begangen und abends mit einem herkömmlichen großen Feuerwerk abgeschlossen.

Den Thälern Fleims und Fassa eigen ist die hochbeliebte Sitte des Fahnen schwingens. Jedes Dorf hat dort seine eigene Fahne, ein Brauch, welcher aus dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts hergeleitet wird, wo die Fleimser Dorf um Dorf mit einer Fahne gegen die Feltriner, welche ihnen Wälder und Alpen streitig machten, ausgezogen sein und dabei sogar die Stadt Felstre eingenommen, geplündert und verbrannt haben sollen. Der Fahnenträger wird jährlich zu diesem hohen Ehrenamt, für welches er physisch und sittlich die rechte Eignung besitzen soll, bestellt. Er heißt banderal oder bandieral (bandiéra, Fahne) und hat einen oder zwei Gehilfen zur Seite. Bei besonderen festlichen Anlässen, wie an Kirchweihfesten, beim Empfang hoher weltlicher oder geistlicher Würdenträger, auch bei lustigen Hochzeiten, rückt der banderal festlich in alte Tracht gekleidet aus und schwingt, gewöhnlich auf dem Kirchplatz, seine Fahne dreimal um sich bald höher, bald tiefer, jedoch so, daß sie den Boden nicht berührt. Reichlicher Beifall lohnt seine Kraft und Geschicklichkeit, welche noch preiswürdiger erscheint, wenn er die Fahne gar nur mit einer Hand hält und schwingt. Dieses Fahnen schwingen ist der Stolz und die Freude der Fleimser und Fassaner, von welchen letzteren schon Mariani bemerkt hat, sie seien ein Volk, welches für die Freude geschaffen sei und — er will nicht anstehen, es zu sagen — schon im Mutterleibe Musik lerne.

Aber nicht immer gibt es Hochzeiten und Kirchweihen, es kommen auch Tage der Trauer. Wie bei den Hochzeiten, so bestehen auch bei den Begräbnissen eigene Bräuche, nur sind sie einfacher. Das Ausstellen von Leichen auf Paradebetten mit Blumenschmuck

und brennenden Wachskerzen ist in Wälschtirol unbekannt. Bei der Leiche wird nachts meist von den nächsten Verwandten gewacht und dabei gemeinsam laut gebetet. In den Städten und grösseren Orten ist es Sitte, daß die theilnehmenden Familien ihre Dienstboten mit Leichenfackeln (torcie) zu Begräbnissen schicken. Der Leichenzug wird vom Trauerhaus bis in die Kirche mit brennenden Fackeln begleitet; nach erfolgter Einsegnung der Leiche werden die Fackeln ausgelöscht, die Träger oder Trägerinnen derselben gehen nach Hause und nur wenige Begleiter folgen der Leiche bis auf den Friedhof. Nur bei Begräbnissen sehr angesehener Personen wird die letzte Ehre durch persönliche Begleitung erwiesen. In den Dörfern herrscht wohl durchwegs die Sitte, daß nicht nur die Verwandten — oft, auch im heißesten Sommer, mit Wintermänteln angethan — mitgehen, sondern auch jedes Haus einen Vertreter entsendet; auch wird das Öffnen und Schließen des Grabes von den nächsten Verwandten selbst besorgt. Allgemein dürfte in älterer Zeit die Sitte gewesen sein, daß Klagefrauen den Leichenzug begleiteten, laut weinten und jammerten und die Tugenden des Todten priesen, wie einst die praeficiae mit ihren Nänien bei den alten Römern. Diese Sitte ist heute nur mehr eine blasse Erinnerung, sie dauert abgeschwächt noch in Val Tesino fort. Auch die einst üblichen Todtenmahlzeiten sind abgekommen; doch werden noch oft Brot- oder Geldspenden an Arme vertheilt und den nächsten Verwandten Kuchen und Ähnliches zugesendet.

An den Leichenbegängnissen, wie auch sonst an festlichen kirchlichen Aufzügen, beteiligten sich häufig auch die Bruderschaften, deren es in Wälschtirol wohl eben so viele gibt wie in Deutschtirol. Bei Aufzügen erscheinen dieselben in weißen Hemden, welche über das Gewand angelegt bis auf die Füsse reichen, in der Mitte des Leibes eingeschnürt und oben von über die Schulter fallenden rothen, lichtgelben oder schwarzen Mäntelchen oder Kragen bedeckt sind. Entsprechende Hüte fehlen; gegen brennende Sonnenhitze mögen schwarze Lederkäppchen schützen.

Zu den Begräbnissen sei noch erwähnt, daß früher — es mag theilweise auch heute noch geschehen — zu einem Kreuz, welches an einsamen Orten einen jähren Todesfall bezeichnete, die Vorübergehenden einen Stein hinzu warfen. So finden sich unter dem Gipfel des Berges Pasubio in Vallarsa sieben große Holzkreuze, welche aus einem großen Steinhaufen hervorragen und den Platz bezeichnen, an welchem nach der Sage einst Hirten in Streit geriethen und sieben derselben erschlagen wurden.

Von kirchlichen Bräuchen wäre noch Manches zu erwähnen, wie z. B. von Bittgängen mit Kreuz und Fahnen, bei denen, wenn sie um Regen stattfanden, ehemals im Gebiete von Pergine der Brauch herrschte, daß Männer und Weiber, wenn sie an einen, wohl absichtlich aufgesuchten See kamen, mit kleinen Geschirren Wasser schöpften und gegen Himmel spritzten. Es sei noch an die auch in Wälschtirol herrschende italienische Sitte des

ohrenbetäubenden campanò erinnert, bei welchem an den Vorabenden von Festtagen stundenlang mit kurzen Unterbrechungen mit Hämmern an die Glocken geschlagen wird. „Dindeli papa — Dindeli dò — Tutti fa torta — E mi nò“ lautet ein schallnachahmender Reimspruch dazu, in den Mund eines Armen gelegt, welcher sich auf den Festtag keine Torte backen kann.

Nun wolle mich der geneigte Leser auch auf einem Gang in das Reich der Sage begleiten.



Weiber aus Rendena, wie sie im Filò (Vorraum des Stalles) spinnen und Märchen erzählen.

In den Dörfern setzen sich die Weiber und Mädchen an den langen Winterabenden gewöhnlich in einem Vorraum des Stalls zusammen und spinnen. Dies ist das sogenannte Filò, in welchem auch die alten Volksüberlieferungen immer wieder erzählt werden und so vor der Vergessenheit bewahrt bleiben.

Sehr beträchtlich ist der Reichthum der Romanen in Südtirol an Sagen und Märchen der verschiedensten Art. Natürlich findet es auch hier wieder die tiefer abgelegenen Thäler, in welchen die Volksüberlieferungen noch frischer und lebendiger sind als anderswo. Der erste Preis gebührt in dieser Hinsicht unbedingt dem wackeren, kernigen und lebensfrohen Volke in Rendena, aus dessen unerschöpflich scheinenden Schäzen von

Sagen und Märchen, Volksliedern, Sitten und Bräuchen Herr Bolognini in Pinzolo in den Annali der Tridentiner Alpinisten schon eine lange Reihe der werthvollsten und anziehendsten Mittheilungen veröffentlicht hat. Dieselben sind um so werthvoller, als man es in Rendena mit rein romanischem Volzthum zu thun hat. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, will es aber gern glauben, daß es in Rendena Erzählerinnen gibt, welche nicht blos ihren Hanf oder Flachs, sondern auch ein Märchen Abend für Abend wochenlang fortzuspinnen und die Zuhörer in steigender Spannung zu erhalten vermögen. Es stimmt zu den wundervollen, noch lange nicht genug gewürdigten Naturschönheiten dieses matten- und waldreichen Thals mit seiner erhabenen Gebirgs- und Gletscherwelt, daß auch ein bei aller Prosa des täglichen Lebens poetisch veranlagtes, die alten Überlieferungen selbst in drastischen Schreckensgestalten zähe festhaltendes Volk es bewohnt.

Zu den Sagen, welche geschichtliche Erinnerungen bewahren, gehört in erster Reihe eine Karlsage, welche von Valscamonica über den Tonale in den Sulzberg und von da nach Rendena sich herüberzieht.

Wie schon in den landschaftlichen Schilderungen bemerkt worden ist, heißt eine Hochebene ober Campiglio in Rendena „das Lager Karl des Großen“ (il campo di Carlomagno). Eine halbe Stunde oberhalb Pinzolo steht auf einem Felsen, wahrscheinlich an der Stelle eines uralten Schlosses, die höchst merkwürdige Kirche S. Stefano. Auf einem der fünf Altäre derselben ist in einem Gemälde dargestellt, wie der Papst im Beisein Karl des Großen und mehrerer Bischöfe einen nur mit einer weißen Binde um die Lenden bedeckten Heiden tauft, während daneben viele andere solche noch auf die Taufe warten. Darunter steht eine lange lateinische Inschrift aus dem Jahre 1429, welche sich im Anfang für eine „copia privilegii sancti Stefani de Randena“ erklärt. Sie erzählt wie „Carulus“, das ist Karl der Große, von sieben Bischöfen begleitet mit einem Heere in Valscamonica an mehreren Orten mit heute theils verständlichen, theils dunkeln, vielleicht auch entstellten Namen die Heiden und Juden tötete oder bekehrte, Schlösser zerstörte und verschiedenen Heiligen Kirchen erbaute, wie er dann über den Tonale in den Sulzberg und von dort nach Rendena kam und hier sein Werk fortsetzte. In Sulzberg wird als Ort (terra), wo er eine große Menge von Heiden und Juden tötete, „Plezan“, wohl das heutige Dorf Pellizzano, genannt. Hier begab sich auch ein Wunder. Der Bischof Tripinus (Turpinus) hatte den Schaft der Fahne in die Erde gesteckt, und als die Bischöfe aus der Kirche kamen, fanden sie denselben in Blüte. Als der gewaltige Carulus nach Randene kam, entfloh vor ihm der oberste Häuptling (major Judaeus) und ging über das Meer, sein Schloß aber wurde niedergeworfen. Nicht besser erging es der Burg eines anderen, welcher „Catani“ (das ist capitaneus, Hauptmann) genannt wurde, in „Peluc“ (heute Dorf Pelugo), obwohl er sich unterworfen und befehrt hatte. Karl bekehrte da alle Juden

und Heiden „ad ecclesiam“, das ist wohl bei oder in der Kirche des heiligen Stephan, und gab auch ein Buch her (dimisit librum), in welchem alle seine Thaten verzeichnet waren. Allen neuerbauten Kirchen wurden von den sieben Bischöfen reichliche Ablässe verliehen. Eine ähnliche Inschrift befindet sich auch in einer Wallfahrtskirche S. Giovanni bei Lovere am Iseo-See. Welchen geschichtlichen Werth die Sage hat, muß dahingestellt bleiben.

Ober Campiglio am Monte Spinae findet sich zwischen hohen Felsen eine stille grüne Bucht, welche in auffälliger Weise „der Garten der Königin“ (l'orto della regina) heißt. Die Volksage weiß aber darüber nichts weiter, als daß einmal eine von ihren Feinden verfolgte Königin mit ihren Kriegern dort eine Zuflucht gesucht und gefunden habe.

In Ampezzo findet sich eine Kirche der Madonna della difesa, welche auch einem ortsgeschichtlichen Ereigniß ihren Ursprung verdankt. In alter Zeit drang einmal eine Schar von Barbaren hier ein, um zu rauben und zu morden. Die Ampezzaner, zu schwach an Zahl, um Widerstand zu leisten, riefen in ihrer Noth die Gottesmutter an und gelobten ihr eine Kirche zu erbauen. Da senkte sich dichter Nebel auf die Feinde herab und sie rieben sich in gegenseitigem Kampfe selbst auf. Es geschah noch ein weiteres Wunder: am folgenden Morgen war der Platz und der Umfang der zu erbauenden Kirche durch neu gefallenen Schnee bezeichnet.

Bemerkenswerth ist eine Drachensage. In einer Felsenhöhle bei Mezzotedesco, rechts am Eingang in den Monsberg, soll einmal ein furchtbarer Drache gehaust haben, von welchem, wenn er über das Land flog, verheerendes Feuer niederfiel. Ein Ritter von Firmian machte sich auf, erlauerte den Drachen vor seiner Höhle und erlegte ihn durch List und Tapferkeit. Als er aber, das Unthier auf seinem Speer über sich tragend, heimkehrte, trüpfelte Drachenblut auf ihn nieder, drang durch die Fugen des Harnisches und brachte ihm qualvollen Tod. Ist diese Sage nicht ein Nachklang der altdeutschen Helden- sage? Im Liede von Ortnit, dem König von Lamparten, bringt auf feindlichem Anstift ein Jäger Dracheneier

„in eine Felsenwand
Oberhalb von Trient, wo sich Gebirge fand“,

worauf die Drachen Alles verheerend heranwachsen. Ortnit zieht aus, dieselben zu bekämpfen, wird aber müde vom „Wurm“ überrascht und zu dessen Jungen in den Berg getragen, wo ihm dieselben „durch das geschmiedete Werk“ das Blut aussaugen, so daß er „mit Jammer seinen Leib verlieren muß“. Eine halbwegs ähnliche Sage gibt es auch in Rendena, wo in einer Felsenhöhle ebenfalls ein furchtbarer Drache gehaust haben soll. Als er, wie der „Wurm“ in der Sage von Wolfdietrich, der Ortnits Tod rächte, auf einer Platte vor der Höhle lag, erlegte ihn ein füchter Jäger, aber in moderner Weise durch

eine Bleifügel. Doch das Gift wirkte auf ihn zurück, er fiel wie todt nieder und kam zwar wieder zu sich, blieb aber blöde. Der todt Drache und ein bei ihm gefundenes Ei wurden dann an einer Kette in der Kirche von Campiglio aufgehängt, wo das Ei und der Schädel des Drachen vor nicht gar langer Zeit noch zu sehen waren.

Eine bemerkenswerthe Sage seiner Zeit erzählt auch Mariani; er hatte sich sogar selbst zur betreffenden Stelle begeben, um die Sache anzusehen. Bei Romagnano unterhalb Trient befanden sich in einem Felde zwei etwa mannshohe pyramidenförmige Steine, welche das Volk die steinernen Weiber (*le donne di sasso*) nannte. Zwei Weiber sollen dort einst, entweder weil sie nach dem Feierabendläuten an einem Samstag noch trozig fortarbeiteten oder weil sie einen falschen Eid geschworen hatten, in Stein verwandelt worden sein. Ein nahe dabei liegender kleinerer Stein sollte die Wiege eines Kindes gewesen sein. Als ein Knecht mit zwei Ochsen die Steine wegführte und in die nahe Etch warf, waren sie am folgenden Morgen wieder auf dem alten Platze und der Knecht und die Ochsen todt. Heute sind die Steine verschwunden und die Sage ist verschollen. Wahrscheinlich hat es sich hier um Überreste einer ländlichen heidnischen Cultusstätte gehandelt.

Typische Sagengestalten, welche öfter und verschieden auch in Volksmärchen verschlossen werden, gibt es mehrere. Allgemein, besonders bei den Ladinern, verbreitet sind die Sagen vom Orco, einem boshaften, nekischen Wesen, welches alle Gestalten annehmen kann und dessen größte Freude es ist, die Leute in Schrecken zu setzen. Auch Ortslichkeiten sind nach ihm benannt, namentlich Quellen und Brunnen. Will der Wälschtiroler den denkbar höchsten Grad von Hässlichkeit bezeichnen, so sagt er: „Brutto come l'Orco“. Eine ganz ähnliche Rolle, wie der wilde Mann und die von ihm verfolgten wilden oder saligen Fräulein in Deutschtirol, spielt in Wälschtirol gleichfalls der wilde Mann (mundartlich l'om salvádegh), neben welchem in Sagen von Folgaria auch noch Frau Bertha (*la donna Berta*) vorkommt, sowie in Balsugana der Beatrik und die von ihm verfolgten Equane (*Enguane, Aiguane*); letztere wollen noch an den alten Volksnamen der Euganeer erinnern. Die wilden Leute, Männer und Weiber, welche fern von den Menschen in Wäldern und Felsenhöhlen wohnen, sich roh kleiden und nähren, unschädlich, aber wenn sie gereizt werden, rachsüchtig sind, jedoch auch Kinder rauben und gegen die ihrigen vertauschen, bisweilen, namentlich im kalten Winter, in die Wohnungen der Menschen kommen, um sich zu wärmen, aber kaum jemals etwas sprechen, — diese Wesen der Sage stellen sich uns in Fassa als Vivans und Vivanes oder als Bregostans und Bregostenes, in Enneberg als Salvans und Gannes vor. Erinnerung an die Urbewohner mag sich bei diesen Gestalten mit anderen Sagenelementen vermengt haben. Eine besondere, etwas verblaßte Sagengestalt, in welcher wohl der alte römische Waldgott Silvanus steckt, ist der Salvanél, nach der älteren Vorstellung des Volkes in Balsugana ein Mann von



Moleta (Schleifer) aus Rendena.

rother Hautfarbe, welcher mitten in den Wäldern in Höhlen wohnt und zahlreich Herden besonders von fetten Schafen mit schöner Wolle besitzt. Er trinkt den Hirtenjern die Milch aus, während er die von seinen Herden zur Käsebereitung braucht. Eine Hirten, welcher ihn listig mit Wein berauscht und gefangen hatte, lehrte er Butter, Läb und Käse bereiten; hätte ihn der Hirte nicht vorzeitig frei gegeben, so hätte er auch noch lernen

können, wie man aus Milchabguß Wachs mache. In der Gegend von Rovereto, wo das Volk sonst nichts mehr davon weiß, bezeichnet man mit dem Worte salvanel den Widerschein eines Spiegels, sowie auch die Krankheit eines Baumes, der infolge von Saftabfluss umsteht. In Rendena zählt der Salvanel noch unter die Teufelsgestalten.

Mit dem Gottseibeiums will sonst das Volk, außer gelegentlich in Märchen und in den noch nicht ganz vergessenen Sagen von Hexen (strie, zubiane) und Hexenmeistern (strioni), nicht viel zu schaffen haben. In Rendena gibt es aber noch eine Reihe besonderer typischer Gestalten, unter denen der Fürst der Hölle erscheint. Zu einem Schmiede bei Pinzolo kam er einmal in der Nacht als Reiter und ließ sein Pferd beschlagen. Als der Schmied stark zuschlug, rief ihm der Teufel zu: „Sachte, Gevatter!“ und sprengte dann mit stiebenden Funken und sprühenden Flammen davon, daß dem Schmied vor Schrecken Sehen und Hören verging. In das wilde Val Génova soll einst das Concil von Trient die bösen Geister und die Hexen gebannt haben und dort müssen sie seitdem hausen nach dem Glauben des Volkes, der heute freilich im Erlöschen begriffen ist. Herr Bolognini in Pinzolo hat davon im Jahrbuch der Tridentiner Alpinisten von 1875 eine von Wit und Laune sprühende Beschreibung gegeben. Will sich der geneigte Leser, wohl gesegnet, die saubere Gesellschaft nicht ein wenig näher vorführen lassen?

Da ragt hinter einer Felsenpforte, welche den eigentlichen Eingang in das genannte Thal bildet, eine wunderliche Felsenbildung auf. Gewöhnliche Leute meinen, es sei eben ein Felsen; wer aber mit den Augen des Volkes näher zusieht, merkt die Täuschung bald. Es ist der böse Geist Zampa da gall (Hahnenfuß); er pflegt sich als schmucker Junker zu zeigen, kann aber dabei seinen Hahnenfuß eben so wenig verbergen, als der Teufel bei den Deutschen seinen Pferdefuß. Da ist ein anderer Felsen, es ist Schena da mul (Maulselrücken). Er pflegt dienstfertig müde Wanderer zu tragen, wenn sie unvorsichtig laut den Wunsch äußern, doch schon da oder dort zu sein. Ein armer Grasmäher (segantino) wäre einmal auch schon gern in seinem noch weit entlegenen Heim gewesen; flugs war Schena da mul da, hob ihn auf, führte ihn sausend durch die Luft und setzte ihn bei seinem Hause auf dem Gipfel eines Nussbaums ab, ohne einen Lohn dafür zu beanspruchen. Es folgen andere Felsen und Geister, der Calcarot (Drücker), ganz der römische Incubus oder der Alp der Deutschen, der hinterlistige Coa de caval (Pferdeschweif), der Manarot (Beil), der Versucher zu Waldfrevel, weiter beim schönsten aller Wasserfälle, dem des Piz di Nardisio, der oberste aller bösen Geister und ihr stolzer Beherrcher, der unbeschreibbare Belaial mit seinem schnellfüßigen Diener, dem Pontirol. Ferner der spitzbübische Calzetta rossa (Rothstrumpf), der Palpalpegastro, so häßlich, daß Belaial eine Hexe zwingen mußte, sich mit ihm zu vermählen, aber sehr reich; Barzola, der Wirth, der ein scheinbar sehr gutes und frisches, aber gewaltiges Bauchreissen verursachendes Quell-

wasser ausschenkt, und der Salvanel, der ähnlich wie sonst der Orco, die Leute grausam narrt und zum Besten hat. Dann beginnt das Reich der Hexen mit ominösen, aber nicht immer recht verständlichen Namen, wie Aga und ihre mit Zampadegal erzeugte Tochter



Segantino aus Judicarien.

Niaga, Forca (Galgen), Malora (Unglück), Baorca (vielleicht Bifurca, weil sie nicht blos an jeder Hand sechs Finger, sondern auch vorn und rückwärts Höcker hat), Pebordù (Rund- oder Klumpfuß?), Grignota (die Lachende) und andere mehr. Die Hexen sahen vor ihrer Verbannung wie Menschen aus, seither sind sie unsichtbar, können aber furchtbar

schaden. Der geneigte Leser hat sicher genug; er denke sich nur noch die Furcht, mit welcher ein noch altgläubiger Alpler, Holzhauer oder Grasmäher in dunkler Nacht etwa diese ver- rufene Strecke des Val Génova beschreiten mag!

Es mag wohl auch keinen etwas auffälligeren See geben, an welchen sich nicht irgend eine Sage knüpft. Vom Bergsee Lago santo ober Civezzano, nordöstlich von Trient, berichtet Mariani die Sage, es sei darin ein Dorf mit seiner Kirche versunken, er werde aber einmal ausbrechen und Trient überfluten. Ein kleiner See in Lavarone liegt an der Stelle einer schönen Wiese, um welche sich zwei Brüder heftig stritten, aber am Morgen, an welchem sie sich dort zum Zweikampf treffen wollten, war die Wiese versunken. Der schöne See in Val di Ledro soll einst bis auf die höchsten Berge gereicht haben; dort seien in den Felsen noch die Eisenringe eingeschlagen, an denen die Schiffe angebunden wurden. Bei den Ladinern gibt es mehrere Bergseen, aus denen öfters dumpfes Brausen wie ferner Donner sich hören lässt, weil die auf ihrem Grunde liegenden Drachen sich heftig rühren und mit einander kämpfen. Früher flogen sie auch feurig leuchtend in der Nacht von einem See zum anderen und zogen Schafe und Kinder in den Grund; seit man aber Kreuze hingestellt hat, hört man davon nichts mehr. Auch in Gröden ist ein Bergsee Lago santo; dort stand einst eine Kapelle, bei welcher Hirten argen Unfug trieben. Da versank sie sammt den Hirten und es entstand der See. Solcher Sagen gäbe es noch manche; da aber in denselben keine reizende Seefräulein und Nixen vorkommen, mag das Mitgetheilte genügen.

Auch der verschwundene Bergwerkssegen älterer Zeit hat Volks sagen geschaffen. Dabei handelt es sich aber nach dem Volksglauben immer nur um reines Gold, nie um unedlere Metalle, wie Silber, Eisen oder Blei. Die Bergwerke sind verfallen, weil die Menschen zu übermächtig mit goldenen Kugeln zu spielen pflegten.

Es gibt auch in Wälschtirol volksthümliche alte Heilige, welche die Sage mit ihren Blüten umspinnen hat. Eine der merkwürdigsten Legenden ist die des heiligen Julian in Rendena. Ein junger reicher Herr soll er bei Nacht in ungestümer Hitze, ohne es zu wollen und zu ahnen, an seinen Eltern zum Mörder geworden sein. Da zog er sich, um Buße zu üben, hinter Pinzolo in eine Bergwildniß an einem zwischen dunkeln Tannenwäldern gelegenen See so weit zurück, daß er die Hähne nicht mehr krähen und die Glocken nicht mehr läuten hörte. Doch die Diener der Gerechtigkeit ereisten ihn auch dort und warfen ihn, mit lebenden Schlangen in einen mit Steinen beschwerten Sack genäht, in den See. Aber der Sack sank nicht unter und wurde von einem sanften Windhauch an das Ufer getrieben. Als man ihn öffnete, fand man Julian in ruhigem Schlaf, die Schlangen hatten sich um ihn gewunden und beleckten sanft seine Brust. Da wurde er losgebunden und ruhig in der Wildniß belassen, wo er ein langes hartes Büßerleben führte. Als nach

vielen Jahren einmal im Winter ein Mann dort vorüberkam, erblickte er mitten im Schnee am Ufer des Sees einen grünenden und blühenden Ahorn, unter welchem die verklärte Leiche des frommen Büßers lag. Auf die Kunde davon eilte das Volk dorthin; man begrub ihn ehrenvoll und erbaute dort eine Kapelle. Diese, später wohl öfter umgebaut, steht noch dort, in ihr die hölzerne Statue des Heiligen, welcher eine Schlange in der Hand hält.



Parolot (Kesselflicker) aus Val di Sole.

Jährlich wird dort in den ersten Tagen des Monats August sein Fest gefeiert. Neben der Kapelle quillt ein heilkräftiges Wässerlein; es gibt in der dortigen Gegend keine giftigen Schlangen, selbst wenn man ein Steinchen von dort bei sich trägt, ist man nach dem Volksglauben gegen den Biß giftiger Schlangen gesichert.

Einfiedler hat es in Wälschi-Tirol an manchen Orten bis in die neuere Zeit herauf viele gegeben und es ließe sich Manches darüber berichten. Waren die einen wirklich fromm lebende, dazu auch noch kluge und erfahrene Männer, deren Rath und Beihilfe vom Volk oft gesucht wurde, so fehlte es auch nicht an anderen, welche aus guten Gründen dem Witz und Spott des Volkes verfielen.

Nun etwas über die Volksstrachten.

Eine eigentliche Männertracht hat sich bei den Romanen Südtirols heute nirgends mehr erhalten. Die früheren hellen und gressen Farben sind verschwunden, Alles an der Kleidung ist mehr oder weniger einförmig, grau, braun oder schwarz. In älterer Zeit gab es in verschiedenen Thälern auch verschiedene Mannstrachten, für deren Kenntniß alte Motivbilder in Wallfahrtskirchen mitunter recht lehrreich sein können. So trugen um einige Beispiele anzuführen, die Männer in Fleims weiße Röcke mit breiten Aufschlägen und langen Schößen; die Knöpfe waren blau oder roth und die Knopflöcher mit Bändern von gleicher Farbe eingefasst. In Fassa trugen die Männer einen hohen cylindrischen schwarzen Hut mit einem Band und mit zwei Troddeln aus Goldfäden; natürlich durften Blumen als Schmuck nicht fehlen. Die Tuchjacke war schwarz oder grün, das Leibchen (Gilet) scharlachroth; zwischen diesem und den kurzen Lederhosen ging eine weiße Binde um den Leib, wie auch die Strümpfe weiß waren. Bei festlichen Anlässen ist auch heute noch der Bandieral, wenn er mit seiner Fahne ausrückt, so, nur noch etwas feiner gekleidet. Die noch vor hundert Jahren in Vallarsa (bei Rovereto) von schmucken Burschen an Festtagen getragene Kleidung erinnert lebhaft an die Tracht der Sarnthaler (bei Bozen): eine scharlachrothe kurze Jacke mit gleichem Leibchen, ein aufstehender weißer Halskragen und eine Krause auf der Brust, ein niederer schwarzer, breitkrämpiger Hut, eine ausgenäherte Leibbinde von Leder oder auch eine Binde von Seidenzeug, in welcher Messer und Pistolen stanen, und kurze lederne Hosen. Außerdem soll auch in Vallarsa wie in den sieben deutschen Vicentiner Gemeinden das Tragen von Gewehren üblich gewesen sein, welche beim Eintritt in die Kirche außen an die Mauer gelehnt wurden.

Es gibt allerdings noch heute gewisse Typen von Männern, welche sich in der nicht zu beschreibenden Art sich zu kleiden je nach ihrer Beschäftigung einer dem anderen ähnlich sehen. So die Schleifer (i molet) aus Rendena und die Grasmäher (i segantini) aus Rendena und dem oberen Sulzberg, welche mit ihren Werkzeugen ausgerüstet im Frühjahr auf Feldarbeit nach Italien ausziehen und im Spätherbst wiederkehrend ihren Lieben zu Hause nebst dem sauer erworbenen Lohne einige kostbare Weizenbrötchen (chizzeul) als Leckerbissen mitbringen. Weiter die unverwüstlichen carrettieri (Fuhrleute), welche mit ihren hohen zweiräderigen, unter schweren Lasten knarrenden Karren und ihren Maulthieren trotz der Eisenbahn noch auf den Straßen des Etschthals zu sehen sind. Raum sind sie aber heute mehr zu sehen — die hartnöchigen, wetterfesten Mulattieri (Maulseletreiber), welche mit ihren zerknitterten breitkrämpigen Hüten und den Zippelmützen darunter und mit gemäuledernen kurzen Hosen reihenweise mit schwerbeladenen Maulthieren, denen sie ab und zu ein kräftiges Schelt- oder Fluchwort zuriefen, die rauhen Bergwege auf und ab zogen, an schon herkömmlich bestimmten Stellen anhielten und aus

einem platten länglichen Fäßchen einer nach dem andern einen Schluck Wein nahmen, bis es leer war und wieder nachgefüllt werden mußte. Und wie dunkel sah er aus, der alte Parolot (Käffler) aus dem Mons- oder Sulzberg, und wo ist er hingekommen?

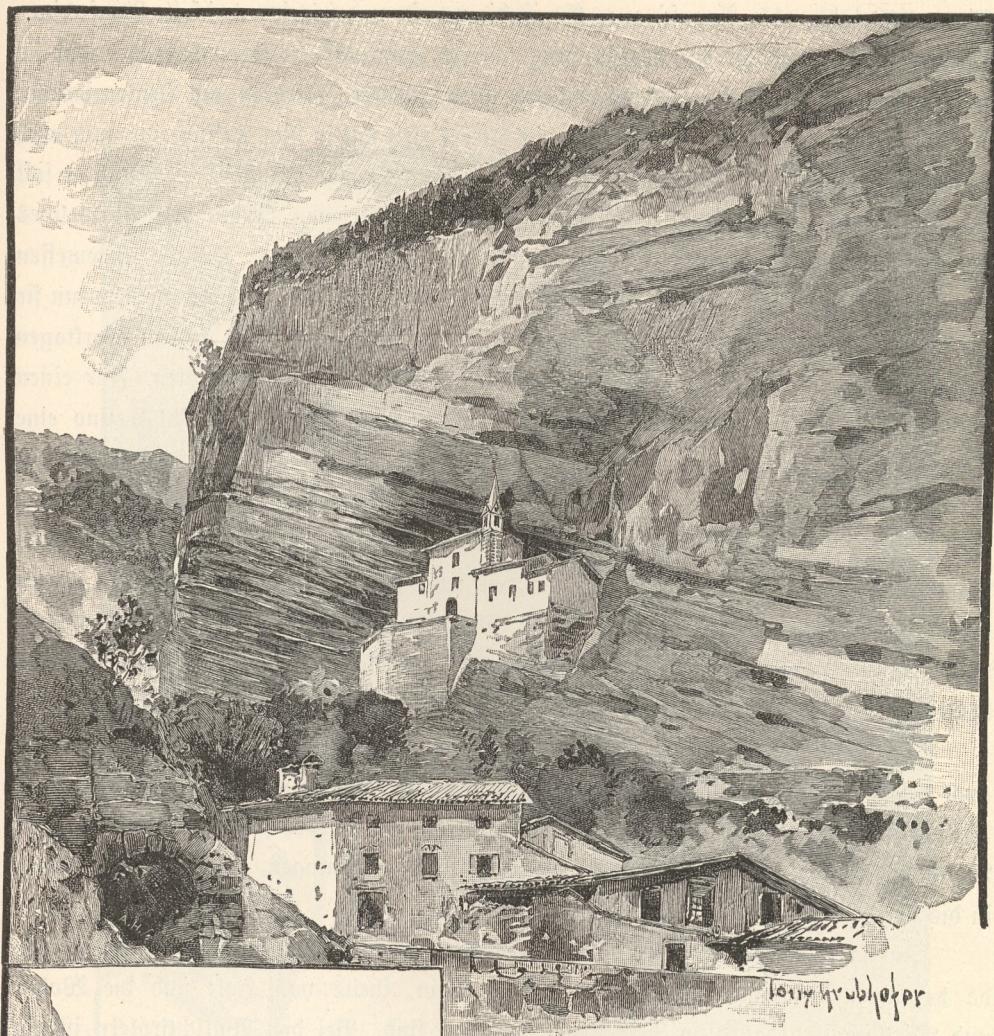


Weib in Trauer mit weißem Schleier und Wäscherin aus Rendena.

Mitunter war er ein reicher Mann, obwohl er auf dem Heu in Scheunen am liebsten übernachtete. Da wären auch noch die rüffigen Carbonari (Kohlenbrenner), denen man mit ihren Maulthieren und Kohlenfäcken in abgelegenen Waldthälern oft begegnet. Ist aber nicht auch er eine typische Gestalt — der arme Terragnoler, wenn er morgens schon, ehe es recht Tag ist, auf einem Platze in Rovereto mit gefreuzten Armen hinter der

niedergelegten Bürde Holz sehnfütig auf einen Käufer wartet? Er ist vielleicht schon um zwei Uhr oder noch früher aufgestanden und hat einen weiten rauhen Bergweg zurückgelegt. Sein Gewand hat eine unbeschreibliche Farbe, aber der schäbige kurze Cylinderhut, den er heute etwa zufällig trägt, ist sicher ein Erbstück, welches einst sein Vater und Großvater an hohen Festtagen mit prunkendem Stolz getragen haben. Es verirrt Stunde an Stunde, endlich hat er einen Käufer gefunden. Nun kaust er sich selbst Polentamehl, vielleicht auch Brot und Käse oder schmaust, schon halbwegs ein Verschwender, etwa gar noch auf einem grünen Feigenblatt-Teller um zwei Kreuzer „poina, poina fresea“ (Milchlab), welche ein Äpler eben zum Verkauf in die Stadt gebracht hat. Dann aber hängt er behende seine Holzschuhe an einem Stock auf den Rücken und wandert wieder thaleinwärts. Die Holzschuhe legt er erst an, wenn der Weg gar zu rauh wird. Er hat sichtlich große Eile, denn die Seinigen warten zu Hause auf die Polenta; auch hat er heute noch Arbeit und muß sich auch ein Holzbündel zurechtslegen, um morgen früh den gleichen Tageslauf wieder zu beginnen.

Nun will aber das auch in Wälschtirol von Eitelkeit nicht ganz freie schöne Geschlecht der Töchter Evas sich loben lassen, weil es am Alten treuer festhält als das unzarte Geschlecht der Söhne Adams. Dieses Lob kann leider nur spärlich bemessen werden; schieben wir die Schuld auf die wohlfieilen Baumwollzeuge, die sich leichter und angenehmer tragen als die alten schweren wollenen Röcke und Jacken. Halbwegs bleiben noch die Ladinerinnen mindestens an einzelnen älteren Trachtstückchen erkennbar; bei den Fassanerinnen ist die frühere weibliche Tracht mit Aufsatz zur Festtagstracht geworden und jetzt so gut wie verschwunden. Nur die Tesinerin bewahrt noch eine Festtagstracht, welche höchst bunt an Farben und auffällig ist. Ich will, so gut ich vermag, dem Leser eine solche vorführen nach der Beschreibung, welche Herr Santo Tietta-Chioli in seinen „Notizie storico-critiche intorno a Tesino“ (Borgo in Valsugana 1878) davon gegeben hat. Acht große schwarze Locken hängen rechts und links von der Stirne herab, während die anderen Haare des gescheitelten Hauptes über dem Nacken ein becherartiges Flechtengewinde bilden. Die geschlängelten Ohrringe sind von massivem Golde; den Hals umfängt eine breite Korallenchnur mit goldener Schließe über einer hohen wohl geglätteten weißen verblümten Halskrause, während rückwärts ein mit zwei Quasten verschlungenes Band hängt. Schultern und Rücken deckt dreieckig zulaufend ein großes an Farben und Verzierungen reiches Seidentuch. Der Brustfleck ist mit vielen, fast phantastischen Zeichnungen verziert, ein Gürtel von Silberplättchen ist vorn mit einer zwei Löwenköpfe darstellenden goldenen Schnalle geschlossen. Das Hauptkleid ist vom feinsten schwarzen oder dunkelgrünen oder blauen Tuch mit engen Ärmeln; das Bruststück wird nicht sichtbar. Die breite Schürze zeigt solche Mischung von Farben und Zeichnungen, daß man eine Grund-



Ponte e Chiesa di S. Colombano in Vallarsa.



farbe kaum herausfindet. Die glänzenden
geblümten Strümpfe sind vom feinsten Baum-
wollzeug; die schwarzeidenen, mit goldigen
Arabesken verzierten Schuhe haben kleine
Schnallen und grüne Bändchen, laufen spitz
zu und haben hohe Absätze. So sieht eine
wohlhabende Tessinerin an hohen Festtagen,
besonders am größten Marienfest, dem

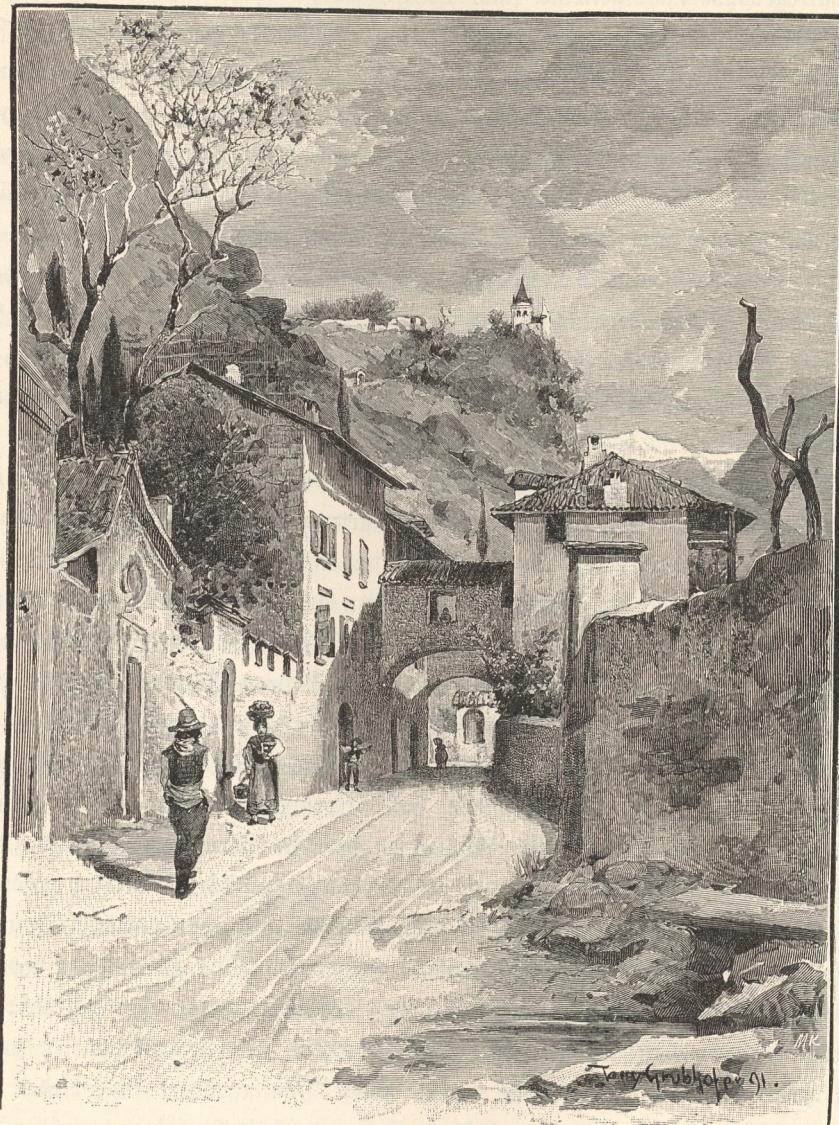
Himmelfahrtstag (15. August) aus. Es ist die neueste und höchst entwickelte Phase einer Tracht, welche ungefähr aus dem Anfang unseres Jahrhunderts stammt; früher war sie anders, jedenfalls einfacher, darum vielleicht sogar schöner. Stricken und Sticken lernten die Tessinerinnen erst von Fremden. Ja, in älterer Zeit soll in Val Tessino eine auch noch so zahlreiche Familie zusammen nur ein einziges Paar Schuhe besessen haben, und es soll ein Familiereignis gewesen sein, wenn wieder einmal jenem Familienglied, welches sich der größten Füße erfreute, zugleich für alle ein neues Paar Schuhe angemessen wurde. Dieses wurde von den Familiengliedern abwechselnd nur dann getragen, wenn sie zur Communion gingen. Aber die wackere Tessinerin steht darum nicht an, an Werktagen im gewöhnlichen Hausskleid auch die schwersten Feldarbeiten zu verrichten. Für einen auswärtigen Freier bleibt es jedoch immer ein Wagnis, sich aus Val Tessino eine Frau zu holen, weil sie ihm leicht entläuft, wenn bei ihr das Heimweh stärker wird als die Liebe.

Noch einer Frauenritte muß ich gedenken, nämlich der, sich an Sonn- und Festtagen in einen großen, den Kopf und über dem meist schwarzen Gewande fast den ganzen Leib bedeckenden weißen Schleier zu hüllen. Diese Sitte muß einst, wenigstens im Lägertal, ziemlich allgemein gewesen sein, ist aber immer mehr und mehr abgekommen und heute fast gänzlich verschwunden.

Die sieben Armut gönnt an manchen Orten in den Thälern und auf den Bergen auch dem weiblichen Geschlecht den Luxus theurer Lederchuhe nicht; es werden auch an Festtagen Holzchuhe, sgalmere, dambre, cospi und wie sie noch heißen mögen, getragen. Welches Geplapper, wenn die ländlichen Huldbinnen an Sonntagen, eine nach der anderen in die Kirche treten und sich auf ihre Plätze begeben!

In der Anlage der Wohnungen nähern sich die Ladinier den Deutschtirolern, da bei ihnen die Bauernhäuser theils aus Stein, theils von Holz und die Wohn- und Wirtschaftsgebäude in der Regel getrennt sind. Bei den Wälderthirolern ist ein Typus des Bauernhauses nicht herauszufinden, ja man mag zweifeln, ob es jemals einen solchen einheitlich gegeben hat. Manchmal tritt man durch einen Thorbogen in einen Hofraum; zu ebener Erde befindet sich der Stall mit Nebenställen, Schupfen und Holzlegen, mitunter wohl auch noch eine Stube und die Küche. Im ersten Stock, von außen oder von innen mit herumlaufenden Gängen oder Söllern versehen, befinden sich verschiedene Wohn- und Arbeitsräume und die Einlagen für Heu und Stroh. Aber alles dies ist mit Ausnahme der Ställe nach Bedürfnis und Zweckmäßigkeit veränderlich, da ja in einem Hause manchmal mehrere Familien zusammenwohnen und selbst die einzige Küche getheilt werden muß. Eigentlich charakteristisch bleibt nur das lustige, seltener aus Schindeln oder Brettern, meist aus Hohlziegeln bestehende Dach, unter welchem

weite Räume die Stelle der Speicher der Scheunen vertreten. Die Strohdächer werden immer seltener. Malerisch zwar, aber unbehaglich erscheinen die bestäubten Mauern, an denen oft kein Mörtel mehr haften will, das zerrissene Sparrenwerk, die



Gasse in Mori.

von außen oder innen jäh aufwärts führenden, oft schmalen Stiegen, welche aussiehen, als wollten sie nächstens zusammenbrechen, die halbzerbrochenen, mit bunter Wäsche behangenen Gänge und Geländer und all der Plunder, der da noch zu sehen ist.

Es wäre zu hart, wie es oft geschieht, geradezu von Schmutz und Unrat zu sprechen, aber doch sieht Alles so aus, als ob da auch langes Waschen nicht viel bessern möchte. Dieses Aussehen der Wohnungen ist eben unvermeidlich, wenn die Wohn- und Wirthschaftsgebäude nicht getrennt sind. Es gibt auch einzeln stehende Colonenhäuser, welche von außen mit gleich großen, regelmäßig vertheilten Fenstern recht artig aussehen, aber auch in diesen sind ebenerdig Ställe, Schuppen und andere Belegräume, nur in der Mitte Wohnräume, zu oberst luftige bis an das Dach reichende Hallen, welche als Speicher oder zu anderen Wirthschaftszwecken dienen. Man findet auch manchmal im Besitz wohlhabender Familien Häuser, welche sich schon den eigentlichen Herrenhäusern nähern, mit großen Vorsälen, in denen Gemälde und Bilder hängen und alte, schön gearbeitete Kästen stehen, mit geräumigen Zimmern, Kammern und Küchen, aber die Böden sind mit Steinplatten oder abgeriebenen Ziegeln belegt, die Fenster schließen schlecht, die Öfen, so weit sie vorhanden sind, wollen nicht recht hineinpassen. Den Beschauer überkommt das Gefühl, es müsse doch einmal auch hier besser und wohnlicher ausgesehen haben.

Dem entspricht beiläufig auch die Anlage der Ortschaften. Bei den Ladinern stehen die Häuser nach deutscher Art meist getrennt mit Garten und Anger, bei den Wälschtirolern bilden sie meist zusammenhängende Reihen, Gassen und Gäßchen. Inwieweit dies schon ursprüngliche Anlage oder ein Ergebniß des späteren Anwachsen der Ortschaften und der Bevölkerung ist, läßt sich nicht so leicht ausmachen. Daß es in alter Zeit Ortsanlagen im Sinn des römischen *vicus* gegeben habe, wollen die Namen *Vigo* und *Bigolo*, die an mehr als ein Dutzend von Ortschaften und Ortsteilen haften, redend erweisen. Aber wahrscheinlich dürfte es auch — namentlich auf den Bergen und in den Thälern bei Rovereto — Fälle genug gegeben haben, daß ursprünglich einzeln und frei näher an einander stehende Bauernhöfe beim Anwachsen der Bevölkerung zuerst getheilt, dann aber durch An- und Zubauten allmäßig erweitert wurden, bis sie förmlich zusammenwuchsen und krumme Gassen voll Winkel und Ecken ein und aus bildeten. So gemeinschaftlich und enge zusammenwohnend mochten sich die Leute im Mittelalter, wo übermuthige Dynasten oft genug ihre Mordgesellen aussendeten oder sich gegenseitig mit Feuer und Schwert befriedeten, auch gegen Überfälle und Angriffe besser gefichert fühlen. Heute wäre es gut, wenn manche solche Häusergewirre sich wieder etwas auseinanderschieben ließen. Langsam besorgen dieses Geschäft, freilich in trauriger Weise, die Feuersbrünste, welche manchmal in einer Nacht ein ganzes Dörflein bis auf die nackten Mauern in Asche legen. Wenn sie aus dem Schutt wiedererstehen, sehen die Häuser doch aus, als wären sie etwas auseinandergehoben und in bessere Ordnung gebracht worden.

Volkslied, Volkschauspiel und Theater der Romanen in Tirol.

Volkslied. Neben der Poesie von bekannten Schriftstellern gibt es noch eine andere Art von Poesie, deren Verfasser ungenannt bleibt und welche, gleich einer bescheidenen und anspruchslosen Blume, unter allen Erdstrichen und zu allen Zeiten gedeiht und nicht verschmäht, sich von Händen, die nach ihr verlangen und sie suchen, pflücken zu lassen. Wir meinen das Volkslied, welches überall in aller Leute Mund ist und als ein durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht überkommenes Gemeingut in tausenderlei Weise wiederholt, geändert und verbessert wurde. Allerdings entbehrt Wälschtirol noch einer Sammlung seiner Volkslieder, wie solche, ohne andere gebildete Nationen Europas hier zu erwähnen, Istrien in unserer Monarchie und sehr viele Landestheile und sogar einzelne Städte des Königreichs Italien haben; doch wurde in dieser Hinsicht auch bei uns schon der Anfang gemacht, besonders durch Dr. Bolognini aus Pinzolo im Rendenathal, und was bis jetzt im Druck erschienen ist, gestattet den Schluß, daß die Ernte in Wälschtirol nicht anders ausfallen wird als in den verschiedenen Gegenden und Städten Italiens, daß insbesondere die Volkslyrik überall dieselbe ist, und daß die Volkslieder, abgesehen von den Unterschieden der Mundart, sich ebenso in den Gedanken wie in der Form gleichen.

Was die Form der italienischen Volkslieder betrifft, so können vor Allem drei Hauptmuster unterschieden werden: die sicilianische achtzeilige Strophe, die toscanische vierzeilige mit mehr oder weniger Zusätzen versetzte Strophe und der reine Vierzeiler, welcher im Allgemeinen die ursprüngliche und einfachste Form der Volkslieder ist und die Eigenart der norditalienischen Volkslieder kennzeichnet. Alle anderen Formen sind nur verschiedene Combinationen dieser drei.

Der Hauptgedanke der Volkslieder ist meistens die Liebe, manchmal aber erheben sie sich auch zu vaterländischen Gefühlen und bringen geschichtliche oder kriegerische Thaten oder enthalten wenigstens Anspielungen und Erinnerungen an solche. Man darf jedoch nicht glauben, daß alle Volkslieder in Wälschtirol eine örtliche Eigenart an sich tragen, vielmehr sind dieselben zum Theil vom Ausland gekommen, namentlich aus dem Venetianischen und Lombardischen, wohin die Wälschtiroler der Grenzgebiete zur Winterzeit auf Arbeit gehen und von wo sie dann die dort gehörten und gelernten Lieder in die Heimat mitbringen. Überdies singt das Volk Lieder, welche nicht seine eigenen sind, sondern von mehr oder minder alten, von mehr oder minder guten Dichtern stammen, die jedoch, beinahe immer, durch das Volk eine stark veränderte Gestalt bekommen haben. Die Weisen der Volkslieder sind nach Ortschaften verschieden, im Allgemeinen sehr einfach, mit wenig Abwechslung, aber zuweilen von überaus sanftem Wohlklang.

Die den Volksliedern gegebenen Benennungen stimmen nicht immer mit denen anderer Länder überein. Den toscanischen *Rispetti*, den alten sicilianischen *Strambotti* oder *Strani motti*, den *Lettere* und *Serenate*, die vor den Fenstern der Geliebten mit Musikbegleitung gesungen werden, den venetianischen *Billotte*, den friaulischen *Furlane* entsprechen in Wälschtirol, wenigstens dem Begriff nach, die sogenannten *Maitinade* oder *Serenade*, welche im Tesinothal auch *Canti alla pastora* heißen, während sich sonst für die Volkslieder auch nur die allgemeine Benennung *Canti*, *Canzoni*, *Cantade* oder *Cantadine* findet.

Unter den *Maitinade*, welche besonders den Bauern und Gebirgsbewohnern von Rendena, Tesino und Arco eigen sind, findet man neben zarten Liebesliedern solche, die rauh und trozig, ja wild und heftig klingen, wenn der Liebhaber keine Gegenliebe fand, sondern verschmäht oder verspottet wurde, oder wenn er gewahrte, daß ihn ein anderer Freier bei seiner Geliebten ausgestochen hat. Die Sprache dieser Volkslieder ist nicht immer die reine Ortsmundart; viele enthalten eine Mischung der italienischen Schriftsprache mit der eigenen Mundart. Die Reime sind nicht immer regelrecht und fehlerfrei, bisweilen sind es nur Halbreime, welche zu dem spontanen Gedankenausdruck besser passen.

Die *Maitinade* werden von den Verliebten gewöhnlich in stiller Nacht unter den Fenstern der Ortschönen gesungen und nicht selten bis Tagesanbruch fortgesetzt, besonders in den Samstagsnächten, weil die Sänger Sonntags früh nicht an die harte Arbeit gehen müssen. Sie begleiten den Gesang mit der Zither oder auch mit der Geige, mit der Handtrommel und Ziehharmonika. Eine *Maitinada* aus dem Rendenathal lautet:

Son vegnù ki per far sta cantadina
Cogli strumenti che senti a sonare,
I sona la manfrina e la marciada:
Son vegnù ki per far sta maitinada.
Cara, carina, no poss far de meno
De nominarve sette volte al giorno;
In questa notte, ch'ho dormi sul fieno,
Mi son soniato che girava 'ntorno,
E voi gh' avéve 'n man na bella rosa,
Che l'era bianca, rossa e odorosa;
E voi me l'avè data da nasare
E m'avè fatto 'n quella desmisiare,
Oh che piacere! oh che bel godimento!
Anche domani, se sarà bel tempo.

Ich eile zu Dir ein Ständchen zu bringen,
Beim Klange der Saiten hör' Liebste mein Singen!
Es klinget Manfrina und klinget Marciada:
Hier eilst ich zu singen die Maitinada.
Es dränget sich siebenmal täglich dein Name
Du theure Geliebte an meinen Mund.
Vergangene Nacht, als würde ich wachen,
Da träumt ich im Heu zu wonniger Stund':
Du hieltest in Händen ein Röslein so schön,
Bollustend, in Weiß und Rosa zu sehn;
Du reichst mir die Blume, ich schwelgte im Duft —
Da schwand der Traum in eitel Luft!
Doch will der Himmel mich fürder beglücken,
So wird er den Traum auch heute mir schicken.

Eine *Maitinade*, gedichtet zum Zeichen der Verachtung, beginnt: *Passo de ki per no passar de sora, no passo migra per ti, brutta laóra (creatura) re.*, das will sagen:

„Ich gehe nicht um deinetwillen hier vorüber, abscheuliches Geschöpf, sonderi nur um keinen Umweg machen zu müssen“. Eine andere, wilden Inhalts, von der Eifersucht eingegaben, beginnt:

O camarada, tratta da fratello,
La me morosa lássemela stare
Se no, ki 'n tasca mi gh' ho 'n bel cortello
E la so lama ti farà tremare.

In der Tasche trage ich blank und neu
Ein Messer — und zittre Du!
Brich nicht, Kamerade, die Bruderren
Und laß mir mein Mädelchen in Ru'!

Liebeslieder mit Anruf an die Blumen, wie es z. B. die toscanischen Stornelli sind, finden sich auch hier. Die Liebenden reden sich mit Blumennamen an, besonders mit Rose, mit Lilie, mit Nelke, mit dem bescheidenen Veilchen oder wenigstens mit dem allgemeinen Worte „Blume“ überhaupt, wie z. B. bel fiore, candido fioie, fior di bellezza u. s. w. Im Tesinothal erschien der junge Liebhaber, begleitet von einem vertrauten Freunde mit der Zither, in der Nacht vor den Fenstern der Schönen und stimmte ein Lied alla pastora an. Den Tag darauf erkundigte er sich, ob das Ständchen von der Familie, der das Mädelchen angehörte, gut aufgenommen worden sei.

Oder auch, wenn der toso (Bursche) die tosa (Mädelchen) auf dem Wege raf, hielt er sie an und flüsterte ihr, indem er sich mit einem Blumensträuschen näherte zu:

Questo fior che per amor vel dono,
Aççettelo per amor che 'l è 'l cor mio:
Mi che ve lo dago,
So come che stago,
E vu, che 'l riçevè
Che risposta me dè?

Liebend reich ich Euch die Blume,
Nehmt sie liebend als mein Herz! — —
Ich weiß was ich denke,
Wenn ichs verschenke.
Und wie steht Euer Sinn,
Hölde Empfängerin?

und sie erwiederte:

La risposta la è bella e bona,
Aççetto i fiori, ma non la persona;

Willst du offne Antwort denn, so hör'
Die Blume nehm ich, den Geber nimmermehr!

oder:

La risposta la è bella e bona,
Aççetto i fiori e ancor pù la persona.

Willst du offne Antwort denn, so hör'
Die Blume will ich, den Geber noch vel mehr!

Übrigens ist das Lied alla pastora oder das Ständchen, welches noch vor dreißig Jahren so allgemein war, jetzt nur mehr selten und meistens scherhaft im Gebrauch.

Man hatte ferner Balladen, mehr oder weniger lange Gesänge, welche vom Wolf, das so fest an dem Alten hängt, beim Tanze des Salterello oder der Monterrina, wie anderswo der Furlana u. s. w., gesungen wurden. Die alten Weiber singen bei Zitherspiel, während die jungen Burschen und Mädelchen in dem sogenannten fili (Spinnräume, ein Zimmer oder ein Stall) tanzten.

Im Alter von zwanzig Jahren müssen die zum Wehrdienst berufene jungen Leute die Heimat verlassen und von ihren Geliebten Abschied nehmen, in zum

Kaijer-Jäger-Regiment abgestellt zu werden. Auch diesen Gefühlen pflegt man noch immer mit Gesang Ausdruck zu geben, wie z. B.:

Non piangere, mia cara,
L è 'n tempo passaggero;
Ninetta, col pensiero
Sarò vicino a te.

Quando sarò lontano
Te manderò 'l ritratto,
Vestito da soldato,
La baionetta 'n man.

Piangè, piangè, putele,
Se quattro scarti resta,
L' è l'ultima tempesta
Che Dio ve pol mandar.

Ma chi sarà che piange?
Sarà la me morosa,
I scarti la fa sposa,
E mi ho da nar soldà! —

„De scarti non volemo,
De boni no nen tocca;
Noi ciaperem la rocca,
La stopa da filar.“

Weine nicht mein theures Mädelchen,
Rasch flieht ja die Zeit von hinnen,
Du allein bleibst stets mein Sinn,
Immer werd' ich bei Dir sein!

Werde Dir mein Bildniß senden
Aus der unbekannten Weite;
Das Gewehr an meiner Seite
Wirst Du sehn mich als Soldat.

Die Untauglichen, sie bleiben,
Bleiben hier, o weinet Mädelchen!
Schlimmres kommt Euch, Ihr Schätzchen,
Doch der Himmel nicht bescheern!

Welche wird denn von Euch weinen?
Thränen wird mein Mädelchen weihen —
Der Untaugliche wirds freien,
Und ich bin im Feld Soldat! —

„Nein! die wollen wir verschmähen!
Ziehn die Tauglichen von hinnen,
Werden wir damit beginnen,
Die geschwinde Spindel drehn!“

Die jungen Burschen Wälschtirols sind stolz darauf, für den Wehrdienst tauglich (boni) erklär zu werden, und es ist daher natürlich, daß sie auf die Untauglichen (scarti) mit einer gewissen Verachtung herabsehen.

Es gibt auch Soldatenlieder, welche Erinnerungen an die Kriege Napoleons befunden, aber zweifelsohne von außen hereingekommen sind, wie dies auch von manchen anderen Liedern gilt, worunter jedoch das eine oder das andere örtliche Färbung verräth.

Manche Volkslieder sind kurze und bündige Erzählungen von Geschichten und von gewöhnlichen oder wunderbaren Abenteuern und haben sogar die Form einer Ballade. Zu den lieblichsten Blüten dieser Volkspoesie gehören die Lieder, welche die liebreiche, sorgsame Mutter an der Wiege ihres Kindes singt; so wenn das Kind nicht einschlafen will und die Mutter ärgerlich wird:

Ninne — nanne — cocche — cocche;
E la mamma colle frasche,
E 'l papà coi bastoni
A bastonar i poppi bricconi.

Ninne — nanne — Nüßchen — Nüßchen;
Mit der Rute kommt die Mutter,
Vater mit dem Stock gegangen,
Um zu prügeln solche Rangen!

Raum ist das Kind ein wenig herangewachsen, so lernt es aus dem Muttermund das Liedchen vom Kinde Jesus: Canta, canta, rosa o fior, È nassù 'l noss signor, &c. Ein eigenthümliches Volkslied ist das Lied des moleta, das ist des Schleifers von Ober-Rendena, der mit seinem Schleifzeug die entlegensten Orte Österreichs, Deutschlands und Italiens auffucht. Endlich wollen wir auch ein „Il bombabà“ genanntes Trinklied erwähnen, welches, wie in vielen Gegenden Italiens, auch in Wälschirol noch immer fortlebt und wobei ein Zecher, das gefüllte Glas seinem Nachnachbar reichend, singt: Bevè, bevè, compare, se no ve mazzerò! (Trinket, trinkt, Gevatter, sonst werde ich Euch umbringen!) und der Nachbar, indem er das Glas ergreift, erwiedert: Bitost che me mazzéghe, compare, beverò! (Lieber, als daß Ihr mich umbringt, trinke ich, Gevatter!) Während er nun trinkt, singen alle anderen: Entant che 'l beverà, ghe canterem el bombabà! Bombabà! Bombabà! Bombabà! (Indessen er trinkt, laßt uns singen: Bombabà &c.) Der Zecher, welcher während des Gesanges das Glas geleert hat, fährt fort: E l'ho bevuto tutto e no 'l m'ha fatto mal! (Ganz habe ich es ausgetrunken und es hat mir nicht geschadet!) Nun endigt der Chor die feuchtfröhliche Stimmung mit der Bestätigung, daß der Zecher wirklich Alles, ohne Schaden zu nehmen, ausgetrunken habe, und nach einem Hoch auf Bacchus und den Saft der Reben wird das Glas rasch dem Nachbar gegeben und der Gesang geht wieder von vorne an; dies dauert solange bis das Glas die Runde gemacht hat.

Bemerkenswerth ist in der Geschichte der Volksdichtung von Wälschirol das Auftreten eines eigentlichen fahrenden Volksängers (Giullare, Rhapsoden) noch in der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts. Wälschirol hatte seinen letzten fahrenden Sänger in Girolemino aus Trient, welcher vor beiläufig zwanzig Jahren gestorben ist. Klein von Gestalt, mit schwarzen und lebhaft glänzenden, von dichten und langen Brauen beschatteten Augen und großem, stets lächelnden Munde erschien er an den Tagen seines Auftrittens mit einer Schellenkappe auf dem Kopfe, welche mit langen zungenförmigen Papierstreifen ringsum besetzt war, in einem ausgezackten buntscheckigen, weiten Rock mit wunderlichen Zeichnungen und mit gesticktem Bruststreif. Er besuchte Kirchmessen und Jahrmarkte, Badeanstalten und Sommerfrischen, wo er die Menge mit seinem von ihm selbst auf der Zither begleiteten Gesang vergnügte. Meist sang er Gelegenheitsgedichte eigener Erfindung, manchmal auch aus dem Stegreif, spaßhaften Inhalts, nicht selten aber auch beißende Spottgedichte gegen einzelne Personen oder gegen lächerliche Sitten und Gebräuche eines ganzen Ortes. Niemand fühlte sich verletzt, da Alle wohl wußten, daß der Volksänger Girolemino ohne bösen Hintergedanken blos die Zuhörer ergößen und lachen machen wolle und daß es ihm nur auf ein klingendes Zeichen der Anerkennung ankam, das er dankbar entgegennahm.

Volkschauspiel und Theater. Die ältesten dramatischen Versüche Wälschtirols findet man in den sogenannten dramatischen Laude, welche von den Geißlerbruderschaften bei ihren Umzügen gesungen wurden. Geschichtliche Urkunden geben uns sichere Belege von dem Bestehen solcher Bruderschaften in Trient, in Arco, in Rendena und in Sopramonte. Alles berechtigt zur Annahme, daß auch in anderen Ortschaften Wälschtirols schon im XIV. Jahrhundert Geißlerbruderschaften bestanden, sowie noch heutzutage beinahe in jeder Stadt, in jedem Marktflecken und Dorf dieses Theils des Landes die eine oder die andere Bruderschaft besteht. Jedoch findet der Gebrauch, einen Stachelgürtel zu tragen und sich zu geißeln, nur mehr ausnahmsweise von Seite einzelner Personen statt. In einigen Orten singt man noch heutzutage Lobgesänge (Laudi), wie z. B. den so schönen „Pianto di Maria“, welcher von A. Zenatti gesammelt und herausgegeben worden ist. Es ist noch nicht lange her, daß in der Charwoche von mehreren Personen der eine oder der andere Lobgesang (Laude) gesungen wurde. Dabei hatte einer die Rolle des Erzählers, andere stellten Maria oder den Johannes dar, gerade so wie die ersten Geißler ihre dramatischen Loblieder sangen.

Hieraus entwickelten sich die geistlichen Spiele. Sie reichen in frühe Zeit zurück. Eine Urkunde der Stadt Riva erzählt uns von der „Darstellung des Leidens und der Auferstehung Christi“ auf dem Stadtplatz am 26. Juni 1536. Mariani schildert in seinem Werke über Trient (1673) einen großartigen Umgang, den man jährlich in der Nacht vom grünen Donnerstag in Trient zu halten pflegte, wobei eben die Geschichte des Leidens Christi aufgeführt wurde. Auch in anderen Ortschaften Wälschtirols führte man derartige bildliche Vorstellungen auf, insonderheit in Ala mit außergewöhnlichem Gepränge, worüber sich Gedächtnisschriften schon seit 1634 vorfinden. Großartig mußte jene vom Jahre 1728 gewesen sein, an der sich über hundert Personen betheiligt, welche, in Gruppen vertheilt, die hervorragendsten Begebenisse des alten und des neuen Testaments, von der Verstoßung der hoffährtigen Engel bis zum Tode Christi darstellten.

Eigentliche geistliche Dramen führt man im Fasching und am Fest des Schutzheiligen des Ortes noch jetzt in mehreren Gegenden Wälschtirols auf, und diese Sitte war einstens allgemein. In der Bibliothek der Stadt Trient sind einige fliegende Blätter und kleine Druckhefte aufbewahrt, in welchen die Titel von einigen der in Trient und in den umliegenden Dörfern aufgeführten geistlichen Schauspiele, ihr Inhalt und die Namen der Personen, welche dabei mitgewirkt haben, verzeichnet sind. Darnach wurde am 21., 25. und 28. April 1764 zu Trient „Il Martire Pargoletto“ oder tragische Vorstellung des Märtyrertodes vom unschuldigen Trientiner San Simone aufgeführt; am 5., 12. und 19. September 1790 zu Vigolo Vattaro das geistliche

Trauerspiel: „L'Eroe Cristiano“ oder der glorreiche Märtyrerthod vom heiligen Georg, „L'eroica costanza nella vera fede“ oder die heldenmüthige von Thomas Moro, Kanzler des Königreiches England, im wahren Glauben bis zu seinem Tode bewahrte Standhaftigkeit, hieß ein Stück, das von einigen Dilettanten des Dorfes Terlago am 9. und 16. August 1795 aufgeführt wurde, und „Rappresentazione della Nascita del Bambino Gesù“, eine Vorstellung, die in Bafelga und Pinè am 29. August und am 5. September 1802 stattfinden sollte. „Il Giudizio Universale“ wurde auf der Bühne des Gemeindeplatzes von Cavedine am ersten Sonntag des Monats August 1815 von der Dilettantengesellschaft des Dorfes aufgeführt u. s. f.

Die Bühne wurde damals wie auch jetzt noch in vielen Ortschaften unter freiem Himmel auf dem Ortsplatze errichtet; die Spieler waren und sind Dorfbewohner, und die Zuschauer strömen von allen Nachbardörfern herbei. Noch vor vierzig oder fünfzig Jahren war es allgemeine Sitte, geistliche Schauspiele aufzuführen; jetzt hat sich diese Sitte nur noch an einigen Orten erhalten. Es werden meistens heilige Handlungen von Metastasio dargestellt oder auf den Schuhheiligen des Ortes bezügliche Schauspiele, ferner „La Passione di Nostro signore“, „Il Giudizio Universale“, „Faraone“, „Il Cristo Passo“ von Pona und sogar „Il Nabucodonosor“ und „Il Daniele“, zwei sehr alte geistliche Spiele. Noch jetzt gehen zu Weihnachten in manchem Orte Bauernleute von Haus zu Haus, um die Geburt Christi darzustellen, und auch Kinder um den „Puer natus“ oder die „puerna“ zu singen, ein Wort, welches jetzt in der Mundart von Trient Singsang (cantilena) bedeutet. Die Rollen in solchen Spielen waren Männern zugetheilt, allein in neuester Zeit wurden an einigen Orten auch Frauenspersonen zugelassen. Die Vorstellungen haben hauptsächlich einen religiösen und sittlichen Zweck, und die Landleute hören und sehen mit einem gemischten Gefühl von Neugierde und Andacht zu. Die lustigen Episoden sind gleichsam ein Ruhepunkt für das religiös erschütterte Gemüth und mäßigen die Kraft und den Ernst dieser Empfindung.

Lebendiger als in anderen Gegenenden Wälschtirols hat sich die Vorliebe für derartige Schauspiele im Fleimsthal erhalten. Dort bringen die Ortsbewohner tausend Opfer an Zeit und Geld, um das ersehnte Ziel zu erreichen, ein Schauspiel zu lesen, die Rollen abzuschreiben, mehrere Monate hindurch Proben abzuhalten und mit jener Zähigkeit des Entschlusses, welche durch die Begeisterung für eine als nützlich erachtete Sache entsteht, die Bühnenanordnungen zur Aufführung des Schauspiels mit getreuer Nachahmung der Wirklichkeit zu treffen, um dann feierlich die Bühne zu besteigen, erwartet von einem aus allen Nachbarorten in hellen Scharen herbeigeströmten Zuhörerkreis, welcher mit Spannung dem schönen und eindrucksvollen Spiel folgt, worin die Unschuld und die Gerechtigkeit siegen, der Gottlose aber verdammt, der Heuchler

entlarvt und der Tyrann überwunden wird. Unter den Haussarkunden verwahrt man dort in den verborgnensten Fächern mit ängstlicher Sorgfalt die von den Ahnen

gespielten Rollen als theures Andenken, und mancher Greis sagt im Familienkreis oder vor einer Gesellschaft von Bekannten eine nicht enden wollende Reihe von Versen, z. B. „Die Judith“ oder „Den wiedererkannten Josef“ von Metastasio ganz und auswendig her, ohne auch nur eine Silbe zu fehlen, und aus seinem Blick strahlt wonnige Freude, wenn er erzählt, daß er die Bühne bestiegen habe.

Aber auch die weltliche Schauspielerkunst wurde jederzeit im italienischen Landestheil gepflegt. Unter dem prachtliebenden Cardinal Bernard Cles und unter dem Fürstbischof Christoph Madruzzo sah Trient statt der geistlichen, weltliche Schauspiele, Lustgefechte, Scheinschlachten u. s. w. und im glänzenden Schloß del Buon Consiglio war der fürstbischöfliche Hofstaat öfters bei der Aufführung von Lustspielen zugegen. Schon aus Anlaß der feierlichen Inthronisation von Bernard Cles (8. September 1514) wurden prunkvolle Feste gefeiert, die uns Giano Pirro Pincio mit überschwänglicher Ausführlichkeit beschrieben hat. Unter den Unterhaltungen, welche vor und nach dem Festessen für



Grabstein des Lustigmachers Ser Paolo.

volle Feste gefeiert, die uns Giano Pirro Pincio mit überschwänglicher Ausführlichkeit beschrieben hat. Unter den Unterhaltungen, welche vor und nach dem Festessen für

den Adel und die vornehmsten Bürger veranstaltet waren, erwähnt der genannte Geschichtsschreiber Gesangsvorträge, Tonspiele, Tänze, Gedichte und Reden zum Lobe des Tales, Lustspiele, welche zum Spott der Landbewohner in der Volksmundart aufgeführt wurden, und da die Festlichkeiten einige Tage fort dauerten, auch Possen und scherhaftre Wortstreite. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß damals auch das im Jahre 1482 zu Trient gedruckte Lustspiel: „La Catinia“ von Sicco Polentone aus Levico zur Aufführung kam.

Unter den Hofnarren am Hofe des Fürstbischofs von Tales, welche die eingeladenen Gäste belustigten, befand sich sein Liebling Ser Paolo, dessen in Stein gehauenes Bild man noch heute im Hofe des alten Stadthauses von Trient eingemauert sieht, mit der Inschrift:

Quae modo festivo sonuere palacia risu
 Lugent. Funestae quid referunt lachrymae?
 Paulus obiit: perierte sales, perierte leporis,
 Cum quo prodierant, deperierte ioci.

MDXXXV.

Und denselben Prunk, besonders wenn es Fürsten und andere hohe Persönlichkeiten zu bewirthen galt, entfalteten auch sein Nachfolger Christoph Madruzzo und ebenso die anderen Fürstbischöfe von Trient, solange die geistliche Macht mit der weltlichen in ihnen vereint war. Von den bei der Ankunft von fürstlichen Personen gegebenen Festlichkeiten wollen wir nur jene erwähnen, welche mit großem Prunk zu Ehren Maria Annas, Schwester Ferdinands IV., stattfanden, als sie neuvermählt an Philipp IV. von Spanien auf der Durchreise in Begleitung von mehreren Erzherzogen und eines großen Gefolges am 21. December 1648 in Trient ankam und hier durch volle fünf Monate, nämlich bis zum 19. Mai 1649 verweilte. Bei einer dieser Festlichkeiten wurde, wie Mariani uns berichtet, außer dem Lustspiel im Schlosse auch noch eine dramatische Vorstellung im Palast aufgeführt und dann zum wahren Vergnügen der erlauchten Gäste mehrmals wiederholt.

Heutzutage bestehen Theater in Trient, Rovereto, Riva, Arco, Levico; vormals gab es solche auch in Mori und an anderen Orten. In der Bibliothek der Stadt Trient verwahrt man einige dramatische Werke oder Belege, welche auf die Eröffnung oder Wiedereröffnung der Theater von Trient, Rovereto und Mori im vergangenen Jahrhundert und in den ersten zwei Jahrzehnten dieses Jahrhunderts Bezug haben. Namentlich in der Stadtbibliothek von Rovereto findet man hinreichendes Material zu einer Chronik jenes Theaters seit dem XVII. Jahrhundert, als nur ein zwar gemauertes, aber höchst einfaches Theater da war.

Dialect und Dialectdichtung der Italiener in Tirol.

„Jede Provinz liebt ihren Dialect: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft.“ So schrieb Goethe mit Recht in den Tagbüchern über seine Erlebnisse (Aus meinem Leben, VI. Buch).

Das Wichtigste in einer Sprache ist die selbständige Entwicklung, die unmittelbare Darstellung des Gedankens, und wo immer diese Eigenarten der Sprache fehlen, kann das Volk seine Gedanken nicht gut ausdrücken und stößt wohl auch im Denken selbst auf Hindernisse. Der Dialect schöpft eben aus dem lebendigen Gebrauch jene Biegsamkeit, jene Gewandtheit, jene markige Kraft und jene staunenerregende Feinheit in der Auffassung selbst der geringsten Begriffsunterschiede, die man leider oft in der edleren Sprechweise vermißt. Daher dürfen wir, wie groß auch die Vortheile der vollkommenen Gleichförmigkeit der volksthümlichen Sprechweisen mit der Schriftsprache in einem ganzen Lande scheinen mögen, doch nicht den vollständigen Sieg der letzteren über die verschiedenen Mundarten herbeiwünschen, wenn auch dieser Sieg vielleicht möglich wäre.

Wälschtirol hat wie jede andere Gegend seine Mundarten, seine Unter- und Nebenmundarten. Die eine und die andere Mundart kann sich einer eigenen Literatur rühmen, welche theils vom Volke selbst geschaffen und theils die Frucht des Fleißes und der Arbeit von bekannten Verfassern ist.

Allerdings ist es richtig, daß die Unterschiede der mundartlichen Sprechweisen desto mehr verschwinden, je größer der Einfluß der Kanzelsprache, der Schulsprache, der Sprache der Beamten und der gebildeten Leute im Allgemeinen wird und je mehr die Einwohner der verschiedenen Thäler, Städte und Ortschaften des italienischen Theils des Kronlandes Gelegenheit haben mit einander zu verkehren. Die Dialecte aber werden deswegen nicht ganz aussterben, und wenn auch die mundartlichen Denkmäler immer seltener werden, wird man nichtsdestoweniger jene, welche uns verbleiben, als Hilfsmittel benützen, um sprachliche und ethnographische Fragen klarzustellen und die natürlichen Anlagen, die Cultur und die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände jener Orte, wo sie geschaffen wurden, richtig zu beurtheilen.

Um die Erforschung der Mundarten und um die mundartliche Literatur Wälschtirols machten sich vor allen verdient: Giuseppe Valeriano Bannetti von Rovereto noch im vergangenen Jahrhundert und in der Neuzeit Ascoli, Azzolini, Boehmer, Gartner, Malfatti, Agostino Perini, Schneller, Sulzer und mehrere gelehrte Trentiner, die ihre Arbeiten nach und nach im „Archivio Trentino“ und im „Annuario della società degli alpinisti tridentini“ veröffentlichten, welche zwei periodische Schriften

durch ihren wissenschaftlichen literarhistorischen Inhalt dem italienischen Theil des Kronlandes zur Ehre gereichen.

Von kleinen deutschen Sprachinseln abgesehen, reden die Bewohner Wälschtirols eine VolksSprache, welche, ungeachtet der mehr oder weniger verschiedenen örtlichen Färbung, zur Familie der italienischen Mundarten gehört, obwohl ein nicht geringer Theil derselben im täglichen Verkehr untereinander Eigenheiten behielt, welche die alte und enge Verwandtschaft mit der Familie der rhätoromanischen Mundarten bekunden, die Ascoli ladinische nennt und sie unterscheidet: in die westtridentinische Gruppe auf der rechten Seite des mittleren Etschthals, nämlich im Sulzberg (Val di Sole), im Nonsberg (Val di Non) und im Rumthal (Val di Rumo), und in die osttridentinische Gruppe, nämlich im Thal des Avisio, welches drei Theile in sich begreift: das untere oder Cembrathal (Valle di Cembra), das mittlere oder Fleimsthal (Valle di Fiemme), das obere oder Fassathal (Valle di Fassa), wo das ladinische Element im Allgemeinen in dem Maße stärker hervortritt, als man sich den Ursprungsquellen des Avisio nähert.

Im ganzen Etschthal von San Michele bis Borghetto, in dem größten Theil des Bezirkes von Pergine, in der Valsugana und in den Thälern von Tesino und Primiero, ferner in den Bezirken von Bezzano, Arco und Riva, im Ledrothal (Val di Ledro) und in den drei Thälern von Judicarien sprechen die Einwohner italienische Mundarten, jedoch nicht frei von ladinischen Spuren und mit dem Unterschied, daß man in bestimmten östlichen Gegenden, wie im unteren Suganathal und im Bezirk von Primiero Wörter und Laute hört, welche den Einfluß der venetianischen Dialecte bekunden, hingegen in den westlichen Thälern Wörter und Laute, welche an den Einfluß der lombardischen VolksSprachen erinnern.

Die allen Dialecten Wälschtirols, wie sie jetzt gestaltet sind, gemeinschaftliche Grundlage ist dieselbe wie jene der italienischen Schriftsprache und der anderen romanischen Sprachen, nämlich die lateinische VolksSprache (*lingua romana rustica*). Diese gemeinschaftliche Grundlage hat zur Folge, daß man, ungeachtet der verschiedenartigen Bestandtheile, aus denen die Bevölkerung nach und nach erwachsen ist, bei einem Vergleiche dieser Dialecte unter sich und mit der italienischen Schriftsprache sogleich wahrnimmt, daß sie alle einander so ähnlich sind, daß man von ihnen, wie Ovid von dem Antlitz der Nereiden, sagen kann:

„*Facies non omnibus una,
Nec diversa tamen, qualem decet esse sororum.*“

Besonders merkbar in der Bildung der Mundarten müssen die etruskischen Einfüsse gewesen sein, so zwar, daß mancher Gelehrte es vorzüglich diesem Umstände zuschrieb, daß

die lateinische VolksSprache in dem heutigen Wälschtirol, als es eine römische Provinz geworden war, so schnell festen Fuß gefaßt hat.

Von einer weitverbreiteten und starken Latinität im alten tridentinischen Gebiete geben auch die vielen dort aufgefundenen Inschriften Zeugniß. Das Verhältniß, in welchem sich das älteste oder rhätische Element mit dem Lateinischen vermischte, war ungleich je nach der Verschiedenheit der Gegenden und der Umstände. So widerstand in Mittelrhätien das alte Element zäher als im heutigen Wälschtirol, und auch hier konnte der römische Einfluß nicht überall dieselbe wirkende Kraft üben. In der Nähe der römischen Standlager und Heerstraßen, wie im Etschthal und Suganathal, war die Wirksamkeit des römischen Einflusses schneller und stärker, hingegen langsamer in den Thälern des Sarca, des Noce und des Avisio. Wie es sich aber auch damit verhalten mag, immerhin dürften bei der Berührung mit den angrenzenden Gebieten Italiens die einheimischen italienischen Mundarten von Südtirol sich gleichzeitig mit den anderen Mundarten Italiens entwickelt haben. So kam es, daß die wälschtirolischen Dialecte, wie sie gegenwärtig ausgebildet sind, die Mitte zwischen den lombardischen und den venetianischen Sprecharten halten, obgleich sie sich mehr den letzteren nähern.

So hat z. B. der Roveretaner Dialect die häufige Veränderung des betonten a in der Nennwortsnachsilbe -arius (italienisch -ario, -ajo, -iero) in e mit der venetianischen Mundart gemein, so: ferrér (Schmied), murér (Maurer), molinér (Müller), pomér (Apfelbaum) u. s. w., während in dem Trientner Dialect diese Wörter ferrár, murár, molinár, pomár u. s. w. lauten. Die roveretanische Sprechweise hat mit der venetianischen auch die Aussstoßung des Zahns lautes d zwischen zwei Vocalen gemein, z. B. battúa (Schlag), bevúa (ein rechter Trunk), préa (Stein) u. s. w., während der Dialect von Trient die entsprechenden Wörter battúda, bevúda, préda u. s. w. gebraucht. Der Trientner Dialect ist überdies weniger wohlklingend als der von Rovereto und hat viele Endconsonanten, Betonungen und Laute, welche den lombardischen Mundarten gleichen.

Mehr oder weniger, je nach der Verschiedenheit der Orte und am meisten in den Thälern des Avisio und des Noce, beobachtet man in den Mundarten Wälschtirols sowohl in der Form als im Laute rhätoromanische Spuren. Man beachte hier nur, um wenigstens die Hauptmerkmale des ladinischen Gepräges anzuführen, welche den echt italienischen Dialecten fremd sind: a) den Übergang der lateinischen Kehllaute ca und ga in die entsprechenden Gaumlaute ča, ġa (sprich: tscha und dscha): časa (Haus), vača (Ruh), čal, italienisch gallo (Hahn), und insbesondere in die dem Nocegebiet eigenen Palatallaute ča und ġa (tča, dya): čaval, italienisch cavallo (Pferd), častel, italienisch castello (Schloß), čantar, italienisch cantare (singen), legam, italienisch legame (Band); b) die Auflösung des l in u in den Formeln ald, alt u. s. w.: čáud (sprich: ciáud), italienisch

caldo (warm), sáut, italienisch salto (Sprung), áuter, italienisch altro (ander) u. s. w.; c) die Trübung des Vocals ü mit dem Laute des französischen oder lombardischen u: ün, italienisch uno (ein), där, italienisch duro (hart), venü, italienisch venuto (gekommen) u. s. w.; d) den getrübten Vocal ö mit dem Laute des französischen eu in peu und œ mit dem Laute des französischen eu in peur: fiöI, Plural fiöI, italienisch figliuolo, -i (Sohn, Kind), nöö, noë, italienisch nuovo (neu), coëga, italienisch cuoca (Söchin), fœgo, italienisch fuoco (Feuer), loego, italienisch luogo (Ort) u. s. w.; e) den Doppellaut ué (oder ö), welcher aus einem kurzen betonten lateinischen ö entstanden ist: fuéé, italienisch fuoco, luéé, italienisch luogo, scuéla, italienisch scuola (Schule); f) den Doppellaut ie in der Mehrzahl der Nennwörter auf -ello: fradiéi, italienisch fratelli (Brüder), biéi, italienisch belli (schön) u. s. w.; g) das n gleich nd: domanár, italienisch domandare (fragen), responer, italienisch rispondere (antworten), grani, italienisch grandi (groß) u. s. w.; h) die Erhaltung des l in den lateinischen Formeln bl, cl, fl, pl, sc.: blastamar, italienisch bestemmiare (fluchen), recla und orecla, anderswo reéa und reéa, italienisch orechia (Ohr), vecla und veéa, italienisch vecchia (alt), flor, italienisch fiore (Blume), flama, italienisch fiamma (Flamme), plövia und pluevia, italienisch pioggia (Regen) u. s. w.; i) das flexivische s in der zweiten Person der Einzahl in der Conjugation: das, italienisch dai (du gibst), fas, italienisch fai (du machst), séntes, italienisch senti (du hörst) u. s. w.

Ferner hatten die fortwährenden und engen Beziehungen zwischen dem italienischen und dem deutschen Theile des Kronlandes zur nothwendigen Folge, daß viele deutsche Sprachbestandtheile in die verschiedenen Mundarten von Wälschirol eingedrungen und darin geblieben sind. In dieser Hinsicht aber soll nicht unbeachtet bleiben, daß solche Einflüsse die Sprachlehre gar nicht berührten und daß ein großer Theil der Wörter deutscher Abstammung, welche in das Wörterbuch der Mundarten Wälschirols aufgenommen sind, sich auch in den venetianischen und lombardischen Dialecten vorfinden und daß einige davon auch in die italienische Schriftsprache übergegangen sind. Wir wollen hier nur einige der am meisten vom Volke Wälschirols gebrauchten Wörter deutscher Abstammung als Beispiele anführen: Bágerle (Wagen), bóro (haar Geld, z. B. no gh' o 'n boro, ich habe keinen Kreuzer), canéderli (Knödel), canóp (Knappe), cheller, -a (Kellner, -in), chiznér (Kindskirne), cráchesa (Krachse), cráoti oder cráuti (Sauerkraut), erosnóbol (Krummschnabel), cúcer (Kutcher), finferli (Pfifferlinge), garbár oder garbér (Gärber), ghimpel (Gimpel), grobián (groß), marlós (Marktschloß, mittelhochdeutsch malsloz), peclin (Bückling), pínter (Färbinder), püssol (Büschi), schéi, schéo (Scheidemünze) in der Bedeutung von Pfennig, z. B. no aver 'n scheo, keinen Kreuzer, keinen Pfennig Geld haben, scízzer (Schießer), slippegár (schlüpfen, schlüpfrog), slósser (Schloßer),

smalzár (ſchmalzen), smuzzegón (ſchmußig), snoll (Schnalle), stéora (Steuer), stofiss (Stockſiſch), stond (Schießſtand), tisler (Tischler), tónco (Tunke), uzzár (Huſzen), zecchenár (zechen, Zechen) u. f. w.

Wie in der Abhandlung über die italienische Literatur Südtirols bemerkt wird, sind die ersten literarischen Versuche in mundartlicher Sprache sehr alt. Wie anderswo begann man auch hier in einheimischer VolksSprache zu schreiben und nur ſtufenweife hat ſich die Sprache geläutert und vervollkommen. Die Laude der Geiſler von Rendena gelten als eines der ältesten Denkmäler der italienischen mundartlichen Poesie in Wäſchtirol.

Wie in anderen italienischen Gegenden gab es auch in Wäſchtirol Schriftsteller, welche für ihre Werke lieber die Mundart als die Schriftsprache wählten, ſei es aus natürlicher Vorliebe, ſei es wegen der Beschaffenheit des zu bearbeitenden Stoffes, welcher eine Darstellung in der Schriftsprache weniger empfahl, ſei es endlich, weil ihnen daran gelegen war, allgemein oder doch wenigſtens ohne Mühe von den eigenen Mitbürgern und Landsleuten, für die ſie vornehmlich ſchrieben, verstanden zu werden.

O Chi uol ſeruir a yhū xpo
Renda lusura el mal aquist
Tuti i peccadi ſi ſe pdone
Renda lusura el guatdedone.

Chi uol ſeruir a la raina
Toia la capa e la diſſiplina
Bateſſe forte e uolentera
Serala ſego i ɔpagnia.

O mader de xpo ſaluadore.
Prege p tuti i peccadori
Quando i passara de qſto mōdo
Or li defendi dal profundo.

Faſſimile einer Lauda der Geiſler von Rendena.

Die erste Stelle in der mundartlichen Literatur nahm, wie es natürlich ist, die Dichtung ein. Wenngleich unter den mundartlichen Schriftstellern Wäſchtirols einige durch besondere dichterische Anlage hervorragen, verdient doch, nach unserem Dafürhalten, keiner den Titel eines wahren Dichters, den man z. B. dem Mailänder Porta, dem Römer Belli, dem Sicilianer Meli und anderen gibt. Aber, obgleich ein Dichterkönig fehlt, ist die mundartliche Dichtung Wäſchtirols doch eines Ehrenplatzes in der Literatur des Kronlandes würdig. Beinahe jede Mundart Wäſchtirols hat irgend einen mehr oder minder bekannten und mehr oder minder fruchtbaren Dichter, aber jene zwei Mundarten,

welche sich in dieser Hinsicht vor Allem rühmen können, sind die von Rovereto und die vom Nonnberg.

Der erste, der sich im Roveretaner Dialect versuchte, war Giuseppe Felice Giovanni von Rovereto, den Giuseppe Valeriano Bannetti in seiner im Jahre 1761 herausgegebenen „Lezione sopra il dialetto roveretano“ Meister und Vater der einheimischen VolksSprache nennt. Von ihm haben wir mehrere Dichtungen, meistens humoristische Erzählungen in achtzeiligen Strophen, als „El Remit de San Biasi“ („Der Einsiedler von San Biagio bei Rovereto“), „La donna fa l'om“ („Das Weib macht den Mann“), „El legat dei bisi“ („Das Vermächtniß der Erbhen“), „Moda nova de nar a cena“ („Neue Art zu einem Abendessen zu kommen“) und andere Novellen, welche in anmutiger Weise geschrieben und mit scharfsinnigen Wißen und feinen Scherzen gewürzt sind. Noch größere Verdienste als Dichter im Roveretaner Dialect erwarb sich Giacomo Antonio Turrati, Pfarrer in dem bei Rovereto gelegenen Dörfchen Lizzanella (geboren 1755), der allgemein als der wahre Bervollkommner der Roveretanerdichtung angesehen wird und der sie auch von den anfänglichen Fehlern im Reime befreite. Er schrieb zwei ergötzliche Satiren, welche im Jahre 1828 in Benedig gedruckt worden sind. Die eine hat die Überschrift „El mondo en maschera“ („Die maskirte Welt“), womit der Dichter in scherhaftster Weise dem Leser die Lehre gibt, sich nicht von dem Scheintäuschen zu lassen, weil die Menschen sehr oft ganz anders sind, als sie der Kleidung nach aussehen. Die andere, welche dem Hauptgedanken nach der ersten ganz entspricht, führt den Titel: „El mondo dal cul en sù“ das heißt: „Die verkehrte Welt.“ In dieser bedauert der Verfasser als Lobredner der „guten alten Zeit“, daß die Welt ganz geändert und verkehrt, die Ordnung der Natur und der Jahreszeiten, wie auch die gesellschaftliche und sittliche Ordnung gestört sei, daß die Sprache, die Tracht, das Essen u. s. w. ganz anders und schlechter als ehemals sei.

Ein Schüler und Freund Turratis ist Giambattista Azzolini (geb. 1777), von welchem erzählt wird, er habe kaum einen Tag vorübergehen lassen, ohne irgend ein Sonett oder ein Gedicht in der Mundart von Rovereto zu schreiben. Er hinterließ auch ein handschriftliches Wörterbuch des Trienter und Roveretaner Dialectes, von dem später ein Auszug von Giovanni Bertanza herausgegeben wurde unter dem Titel: „Vocabolario vernacolo-italiano pei distretti Roveretano e Trentino, opera postuma del prof. Giambattista Azzolini, prete Roveretano“. Ein wackerer Dichter in dieser Mundart, welcher leicht und fließend schrieb und in verschiedenen Versmaßen dichtete, und dem zugleich das Verdienst zukommt, die Schreibart nach festen Gesetzen geregelt zu haben, ist Domenico Zanölli, ein Geistlicher von Rovereto (geb. 1810). Er veröffentlichte im „Florilegio scientifico-storico-letterario del Tirolo Italiano“ mehrere Novellen von

Giovanni und seine anmuthige Novellina „La donna lova“ („Die Näscherin“) in achtzeiligen Strophen.

Quando la donna la s'ha fatta lova,
Difficil a trovar chi la distol:
S'anc so mari ghe fa la ciera strova,
La se fa da magnar quel che la vol,
Perchè 'l moment al vers sempre la trova,
Che contentar el so appetit la pol;
Che se 'l mari per sort qualcos el spia,
La è pronta a negar tut con na bosia.

Ist eine Frau zur Näscherin geboren,
Vergeblich! daß man sie entwöhnen kann;
Es bleibt doch jede Mühe rein verloren,
Macht selbst ein mürrisches Gesicht der Mann;
Gleich hat sie Weg und Mittel sich erkoren,
Daß ihr Gelüste sie befriedgen kann.
Und hat ihr Mann etwas erlauscht zu Zeiten,
Ist sie bereit ihm Alles abzustreiten.

Von ihm besitzt man außerdem: „L'offici de donna Checca serva de Dom Bastiam“ („Das Brevier der Donna Francesca, Haushälterin des Don Sebastiano“), worin erzählt wird, wie die Haushälterin eines Geistlichen jeden Tag übermüthiger wurde, bis sie schließlich von ihrem Herrn ungnädig aus dem Dienste entlassen werden mußte; eine Hochzeitsdichtung in sechszeiligen Strophen, welche beginnt „En di son sta en na casa per parlar“, und die interessante poetische Erzählung „El Remit de S. Martim“ („Der Einsiedler von St. Martin im Lagerthal“), eine kleine Geschichte, die unvergessen im Volke geblieben ist und noch jetzt gerne erzählt wird und welche Christian Schneller in seinen „Skizzen und Culturbilder aus Tirol“ wiedergibt.

Die ältesten Gedichte in der Mundart vom Nonnberg, von denen man Kunde hat, und welche von den Ortsbewohnern noch immer mit Wohlgefallen gelesen werden, sind jene, welche im Jahre 1776 zu Ehren des Regierungsantrittes des Fürstbischofs von Trient, Grafen Peter Vigilius von Thunn, verfaßt und herausgegeben wurden. Der Verfasser des ältesten Gedichtes unterzeichnet sich Nardoleo Circio, was wie ein akademischer Name aussieht.

Ein zweites hat zum Verfasser den Doctor Sieli von Cles und trägt die Überschrift: „Per esser deventà Vescou e Prencip ed Trent e Marchies ed Chiastellara u. s. w. el Sior Cont chialonegh Pero de Thunn. Chiantada sclett per Nones dedichiada ai Conti ed Thunn, i Siori suei Fradei. Con la Lussenzia dei Superiori. Al fin d'Ottober gio dal Monauni.“ In demselben werden die seltenen Gaben des Geistes und Gemüthes des neuen Fürsten gepriesen, das Alter des Geschlechtes, die Heldenthaten, die hohen Würden und Ämter, welche die Grafen Thunn zu jeder Zeit bekleideten, erwähnt und der Dichter drückt den Wunsch aus, daß die Regierung des neuen Fürsten lang und glücklich und seine Freude jener gleich sein möge, welche seine Unterthanen durch herrliche Feste, Pöllerschüsse, Glockengeläute u. s. w. in allen Orten seines Fürstenthums und allermeist in seinem Geburtsthral, der Naunia, befunden haben. Ferner sagt der Dichter an

der Stelle, wo er sich von seinem Gedicht verabschiedet, daß, wenn es aus Zufall vor die Herren, an die es gerichtet ist, käme, es zuerst die schuldige Verbeugung mache und dann um Entschuldigung dafür bitte, daß der Dichter, um den Gefühlen seines Herzens Ausdruck zu geben, es gewagt hat, sein Gedicht in der Mundart seiner Heimat zu verfassen, welche er besser kenne als die toscaniſche oder römiſche Sprache. Von demselben Dr. Sieli erschien im Jahre 1777 ein hübsch geschriebenes Hochzeitsgedicht unter dem Titel: „Per le nozze del Sur Cont Matteo ed Chiastell Thunn colla Siora Contessa Marianna ed Sinzendorff.“

Nicht geringeres Geschick als Sieli zeigten dann in der Dichtung der Nonsberger: Bartolomeo Tomazzoli, Baron Cristani aus Rallo, Giuseppe Giuliani aus Nano und insbesondere Pietro Scaramuzza aus Cles, der Verfasser der unter dem Titel „El Nones zivilizzà“ 1862 erschienenen Gedichte. Scaramuzza hatte zuerst seine Gedichte echt nonsbergisch geschrieben und dann etwas „civilisirt“, das heißt mit einem gewissen Trienter Anstrich versehen, damit dieselben für weitere Kreise mundgerecht seien.

Von Giuseppe Maninco aus Cajes erwähnen wir die „Ciantica en linga nonesa. Olinda da Caldes“, eine schön geschriebene poetische Erzählung der unglücklichen Liebe Olindas zu einem Troubadour und von Giuseppe Sicher aus Corredo „En viaz attorn la Val de Non“, eine anziehende Beschreibung des Nonstals in 267 Bierzeilern mit einer Vorrede in Prosa nonesa, wo der Verfasser den Leser ersucht, ihn ja nicht für einen Dichter zu halten, sondern sich zufriedenzustellen mit „cater versi blotti en dialet nones, e con chesti enparar el migol, che 't sta Val hai volest dirve“.

Eine wahre Perle nonsbergischer Dialectdichtung ist endlich die poetische Epistel, welche Bartolo Sicher aus Corredo von Sardinien aus, wo er damals Lycealprofessor war, im Jahre 1874 an seinen Freund Josef Gilli von Sfruz im Nonsberg gerichtet hat, mit der Überschrift: „Dall' isola 't Sardi, en mez al mar, mandi sta sonesada all' amigo Don Beppo da Sfruz“ (Trento, 1884). Unter den achtundvierzig achtzeiligen Strophen sind am rührendsten die dreizehnte und die vierzehnte, welche die Mühäale jener armen Knaben beschreiben, die gezwungen sind, für mehrere Monate des Jahres die Heimat zu verlassen, um in entfernten Gegenden, unter den größten Entbehrungen das Handwerk des Kaminfegers zu treiben.

Die mundartliche Prosa seiner Heimat pflegte Giuseppe Pinamonti aus Rallo (geb. 1783), welcher, wie bekannt, auch der Verfasser der italienischen Schrift „La Naunia descritta al viaggiatore“ ist. Von ihm sind das anonym erschienene, für die Kenntniß der heutigen Mundart des Nonsberges wichtige Schriftchen „Le strade e i ponti de la Val de Non. Comedia d'un sol atto e d'una sola sena“, ein Zwiegespräch in verschiedenen Mundarten vom Nonsberg und Sulzberg, worin Männer und Weiber aus allen

Gegenden in ihrer örtlichen Sondermundart ihre Ansichten über die damals in Aussicht genommenen Straßen- und Brückenbauten im Nonsberge aussprechen, und die ebenfalls anonym erschienene rührende Erzählung „El puever halós. Iсториella nonesa“ („Der arme Kerl. Nonsberger Geschichte“).

Eine interessante volksthümliche Sage in der Nonsberger Mundart aus der Feder des Herrn Giovan Battista Lucchini aus Cuneo erschien, unter anderen Texten im Nonsberger Dialect, in den „Romanischen Studien“ von Eduard Böhmer (1878) unter dem Titel: „Dealogo fra la Trinele e la Menegya sora chel Basaliso che gy' era io sora Mezz-Todes'cy.“

In der Trienter Mundart dichtete Giambattista Chinolt, ein Schlosser aus Aldeno (1834). Auch gegenwärtig gibt es nicht wenige Wälschtioler, welche zu ihrem Vergnügen in ihrem Dialect schreiben und dichten.

Als ausgezeichnete Kenner ihrer heimatischen Mundart und als Schriftsteller in derselben sind unter anderen rühmend zu erwähnen: G. Mor für den Trienter Dialect, Roberto Tonolli für die Roveretaner Mundart, Emanuele Longo aus Castelnuovo für die Mundart der Valsugana, R. Bolognini und G. B. Lucchini für die Mundart von Judicarien und endlich Ricardo Rasmu aus Carano für die Mundart des Fleimsthals. Vom letzteren sind zwei mit großer Fertigkeit und Natürlichkeit geschriebene Erzählungen unter dem Titel „L Baosadro“ und „L Galantomo“ 1879 in Venetig erschienen.

Dialect und Dialectdichtung der Ladinier in Tirol.

Die ladinische Zone, welche sich, der Curve der Alpen folgend, in einem bald schmäleren, bald etwas breiteren Streifen vom St. Gotthard bis zum Karst erstreckt, wird im Norden ausschließlich vom deutschen Sprachgebiet, im Süden zum größten Theil von lombardisch-venetianischen Mundarten begrenzt und durch das Etschthal und das Piavegebiet in drei von einander mehr oder weniger abstehende Theile geschieden: in einen westlichen vom St. Gotthard bis zur Ortlergruppe, welcher den größten Theil von Graubünden umfaßt, in einen östlichen von den Quellen des Tagliamento bis zum Isonzo, den man kurz Friaul nennen kann, und in einen mittleren vom Etschgebiet bis zum Piavegebiet; letzterer bildet die ladinische Centralgruppe oder das ladinische Sprachgebiet Tirols. Früher dehnte sich das ladinische Sprachgebiet sowohl gegen Norden als auch gegen Süden viel weiter aus; theils aus lautlichen Erscheinungen, theils aus romanischen Namen geht hervor, daß ehemals ein großer Theil des heutigen venetianischen Gebietes, fast ganz Tirol bis nach Vorarlberg, der Canton Tessin in der Schweiz zum ladinischen Sprachgebiete gehörten; der Gährungsprozeß zwischen den ladinischen

Mundarten und den oberitalischen Dialecten dauert übrigens bis auf den heutigen Tag fort und dürfte bei dem Umstände, daß eine natürliche geographische Grenze zwischen den beiden Dialectgruppen nicht besteht, noch lange seinen endgültigen Abschluß nicht finden.

Der Übergang vom Ladinischen zum Italienischen oder besser zum Lombardisch-Benetianischen ist kein plötzlicher, sondern ein allmäiger und wird durch gewisse Dialecte vermittelt, welche sich in ihren lautlichen Erscheinungen ausschließlich zu einer der beiden großen Dialectgruppen zu bekennen, abwechselnd bald mit der einen, bald mit der anderen Abtheilung gehen; derartige Idiome kann man Misch- oder Übergangs-dialecte nennen. Von diesen ganz verschiedenen sind die deutschen Enclaven, namentlich im westlichen, theilweise auch im centralen ladinischen Sprachgebiet, und die slavischen im östlichen Theile, die nur insoferne von Bedeutung sind, als sie zur fortwährenden Sprachgrenzenverschiebung wesentlich beitragen, weniger jedoch die ladinischen Grenz-bezirke lautlich oder morphologisch beeinflußen; dagegen lässt sich in letzterer Hinsicht eine mehr latente, aber deshalb um desto sicherer vorschreitende Überwucherung des lombardischen und venetianischen Elementes in den ladinischen Idiomen namentlich von Tirol nicht in Abrede stellen. Am empfänglichsten für die Aufnahme derartiger Erscheinungen zeigt sich in Tirol das Noce- und Sarca-gebiet, also Sulzberg und Nonsberg einerseits, Judicarien anderseits; die ladinischen Sprachphänomene, welche uns in diesen Thälern in einem nach den einzelnen Gegenden verschiedenen Grade noch jetzt begegnen, stellen es außer Zweifel, daß die Ladinität ehemals auch hier in einem blühenden Zustand war; namentlich lässt sich dies von Nonsberg leicht nachweisen, und dennoch hat in allen drei erwähnten Thälern das Lombardische und Venetianische solche Fortschritte gemacht, daß die dortigen Idiome kaum mehr den Namen von Mischdialecten verdienen. Nicht viel anders verhält es sich mit Trient, wo man noch ganz deutliche Spuren ehemaliger Ladinität antrifft. Ungefähr dieselbe Gestaltung zeigt die Mundart des unteren Avisio-gebietes; das Cembrathal deckt sich bezüglich seiner lautlichen Erscheinungen fast ganz mit Sulzberg und Nonsberg; wie hier überwuchert auch dort venetianisches Element; die Mundart der Bewohner des Fleimsthals, namentlich die des Hauptortes Cavalese, weicht fast in nichts von dem Idiom ab, welches man in Trient vernimmt; der Handels-verkehr, den die Trientiner mit den Cavalefern stets unterhalten, mag zur Gleichförmigkeit ihres Idioms viel beitragen. Dagegen bekennen sich die Mundarten von Predazzo und Moëna entschieden schon zu den Mischdialecten und vermitteln den Übergang von den südtirolischen Mundarten zum Ladinischen. Je mehr wir uns dann von hier thal-aufwärts den Quellen des Avisio nähern, je deutlicher uns die Umrisse der im Hintergrund gewaltig und majestätisch emporstrebenden Sellagruppe entgegentreten, desto reiner, desto

blühender werden die ladinischen Sprachverhältnisse. Die Sellagruppe muß überhaupt als jener Stock bezeichnet werden, an dessen Fuße franzöförmig rings herum das Ladinische Tirols sich in einem fast ganz reinen und unverfälschten Colorit bis auf die Gegenwart erhalten hat; am Fuße der südlichen Abstürze beginnt das obere Fassatal, im Westen Gröden und im Norden das Sprachgebiet der Gader oder Enneberg; in diesen drei Thälern wird das Ladinische am reinsten gesprochen; in Buchenstein dagegen, welches am Fuße der südöstlichen Sellagruppe-Abstürze beginnt und von da in südöstlicher Richtung auf beiden Seiten des Cordevole in Form abschüssiger und steiler Lehnen sich bis zum venetianischen Gebiete hinzieht, zeigt das Idiom, wenn auch im Ganzen ladinische Sprachverhältnisse überwiegen, namentlich rücksichtlich der Flexion und des Wortschatzes schon bedeutende Spuren venetianischen Einflusses; dies gilt vorzüglich von der Mundart von Colle Santa Lucia, welche wie das Idiom des Voitagebietes oder Ampezzos mit den eadorinischen Mischdialecten als Übergangsstufe zum Friaulischen bezeichnet werden muß.

Die Zahl der Ladinier Tirols beträgt, wenn man von den Mischdialecten absieht, ungefähr 15.828, von denen 4.000 auf Fassa, 3.679 auf Gröden, 6.067 auf Enneberg und 2.082 auf Buchenstein mit Ausschluß von Colle Santa Lucia entfallen.

Die Alpengegenden Tirols, in denen heute mehr oder weniger rein ladinische Idiome gesprochen werden, bildeten einstens einen Theil der römischen Provinz Rhätia, die nach den hier von den Römern bereits vorgefundenen Bewohnern, den Rhättern, genannt wurde. Über den Zeitpunkt der Romanisirung der heutigen ladinischen Hochthäler Tirols haben wir zwar keine bestimmte Kunde, doch muß dies zur Zeit der Einwanderung der Bajuwaren um die Mitte des VI. Jahrhunderts bereits der Fall gewesen sein. Auch ist es mehr als wahrscheinlich, daß infolge der bajuvarischen Invasion die Römer der Hauptthäler Tirols in die rhätischen Hochthäler sich zurückzogen, das dort schon herrschende romanische Element verstärkten und die Überreste der rhätischen Urbevölkerung absorbierten, was umso leichter geschehen konnte, als gleichzeitig Flüchtlinge aus Italien vor den Gräueln der Kriege zwischen Gothen und Byzantinern in den sicheren Bergen Rhätiens Schutz und Zuflucht suchten. Daß aber das romanische Element trotz der Fluthen germanischer Invasion in den rhätischen Bergen bis auf die Gegenwart sich erhalten konnte, hat seinen Hauptgrund in der Abgeschlossenheit der Alpenthäler und im starren, unbeugsamen Festhalten der Bewohner an dem Althergebrachten. Damit hängt es aber anderseits auch unstreitig zusammen, daß die ladinischen Idiome, wiewohl alle aus dem Volkslatein hervorgegangen und daher unter einander innigst verwandt sind, dennoch zu keiner einheitlichen Sprachform gelangten, und zwar umsoweniger, als es an einem politischen oder culturellen Centrum diesen kleinen Volksplätschern fehlte, die, von numerisch und cultur-

geschichtlich bei weitem überlegenen Völkern umgeben, sich in sprachlicher Hinsicht von diesen große Beeinflussung gefallen lassen mußten.

Das mangelnde Bewußtsein einer einheitlichen Nationalität verhinderte auch die Entwicklung einer selbständigen gemeinsamen ladinischen Schriftsprache, denn wenn man auch den ladinischen Mundarten eine literarische Pflege von Seite Einheimischer nicht absprechen kann, so hat sich anderseits doch nur das westliche ladinische Sprachgebiet, das Bündnerische, wohl als eine Folge seiner politischen Unabhängigkeit, ein eigenes Schriftthum geschaffen und bis auf den heutigen Tag mit Erfolg zur Geltung gebracht, während das Friaulische und Tirolische entweder das Italienische als Schriftsprache benützte oder aber sich einer besonderen ladinischen Schreibweise bediente, der eine allseitige Anerkennung bis jetzt versagt wird. Allein gerade dadurch, daß die ladinischen Idiome zu keiner schriftmäßigen Einheit gelangt sind, sondern nach Art eines zügellos dahinrauschenden Wildbaches in freier, uneingeschränkter Weise in abgelegenen Gebirgsthälern entstanden sind und sich, meist nur von einer ungebildeten bäuerlichen Bevölkerung gepflegt, in bizarren und unfertigen Formen fortentwickelt haben, erwecken sie umso mehr das Interesse des Sprachforschers und bieten demselben umso mehr zu anziehenden und lehrreichen Untersuchungen der vielfach von einander abweichenden Mundarten und Unter- mundarten Gelegenheit dar, als bei aller anscheinenden Zerflüchtung und Verwilderung sich auch hier, wie in allen gesprochenen Idiomen eine von jeder Willkür freie Regelmäßigkeit zeigt. Es ist eine Folge dieser fessellosen Entwicklung, daß das Ladinische in vielen phonetischen und morphologischen Erscheinungen nicht mit dem benachbarten Italienischen, sondern mit dem entfernten Französischen und Provenzalischen geht. So deckt sich lautlich ennebergisches só, fré, sorëdl mit französischen soeur, frère, soleil, nicht aber mit italienischem sorella, fratello, sole, und vergleicht man die ladinischen Idiome mit den alt- und neu- französischen Mundarten, so wird man dort nur wenige sprachliche Erscheinungen finden, die nicht in dieser oder jener Gegend Frankreichs ihr Adäquat fänden; so ist es gewiß interessant zu erfahren, daß der Enneberger, der Grödner und andere Ladiner bei der Bildung des Präsens gewisser Verba sich ganz von denselben Prinzipien leiten lassen, wie der Bewohner von Lüttich; das wallonische battheie (ich taufe) ist rücksichtlich seiner morphologischen Erscheinung genau das ennebergische battié; die Brechung vom geschlossenen e zu ei oder weiter zu ai in gewissen Gegenden Tirols und Graubündens erinnert genau an den französischen Vorgang und, um nur eine Mundart zum Vergleich heranzuziehen, es spiegelt sich ennebergisches tréi (tres), paréi (* paretem), créi (credit), sfréia (fricat), léia (ligat), péis (* pesu), méis (* mese), bëi (bibit), nëi (nïve), vëi (veru), ganz genau wieder in altfranzösischem treis, pareit, creit, freie, leie, peis, meis, beit, neif, veir; die Entwicklung des offenen gedeckten e zu ie wie grödnerisches piene (pecten), sies (sex),

tiéra (terra), fiér (ferrum), iérba (herba) verweist uns wieder anderseits auf rumänisches piepten, sies, tieră, fier, ierbă, auf spanisches tierra, hierro, yerba, auf wallonisches tierre, fier. Gerade in vergleichender Hinsicht sind also ladinische Studien für den Romanisten von einem nicht zu unterschätzenden Werthe.

Das Idiom eines jeden ladinischen Thals hat seine eigenen dialectischen Schätze, ja selbst in einem und demselben Thal kann man oft zwischen den einzelnen Gemeinden verschieden gefärbte Mundarten unterscheiden; besonders gilt dies von dem Thal Enneberg, wo z. B. zu Colfosc und Corvara sich lautliche Abweichungen zeigen, die bei der geringen Distanz beider Gemeinden umso auffälliger sind, so die unveränderte Erhaltung des lateinischen *ū* in Colfosc, die Wendung nach *ü* in Corvara; fast möchte man sagen, daß der lombardische Einfluß in seinem Kampfe gegen das reine römische Element in diesem von den großartigsten Dolomiten eingeschlossenen Kessel Sieg und Niederlage zugleich davontrug, daher auf der einen Seite mur (murus), úa (uva), segú (securus), un (unus), dur (durus), dagegen in Corvara mür, úa, segú, ún, dür. Die Abweichungen vom Enneberger Dialect, die dem Linguisten in Colfosc ins Auge fallen, dürften zum Theile wenigstens auf Einfluß des benachbarten Grödner Idioms zurückzuführen sein. Es lassen sich überhaupt im Enneberger Thal drei lautlich bedeutend von einander abweichende Dialecte unterscheiden, die Colsker, die Abteier und die eigentliche Enneberger Mundart. Unstreitig muß die erste von diesen als die reinsten bezeichnet werden, wenn anders reine Wiedergabe der ursprünglichen Laute, möglichst große Unabhängigkeit von fremdsprachiger Beeinflussung in dieser Hinsicht maßgebend sind. Daß gerade St. Vigil und die Pfarre Enneberg, wo man das reinsten und beste Ladinische hat finden wollen, sogar lautlich, also ganz abgesehen vom Wortschatz, vom deutschen Nachbarn in seinem Idiome stark beeinflußt worden seien, wäre leicht nachzuweisen, ein Blick auf die Karte genügt aber, um auch dem Laien jene Gegend zu zeigen, die in Enneberg sich als die Trägerin und Pflegerin des reinsten Ladinismus rühmen darf. Ganz dasselbe gilt vom Grödnerthal; es ist unstreitig falsch, wenn behauptet wird, daß die dortige Mundart eine einheitliche sei; erwägt man, daß St. Ulrich, der Hauptort des Thals, 1590 Einwohner hat und daß die meisten der 760 nichtzuständigen Fremden Grödens auf St. Ulrich entfallen, daß der ganze Verkehr mit den Deutschen fast ausschließlich auf den Hauptort beschränkt ist, so wird man schon von vorneherein zugeben, daß das dortige Idiom, namentlich was den Wortschatz betrifft, nicht dasselbe ungetrübte und unverfälschte Colorit aufweisen kann wie dasjenige, welches in St. Christina und noch mehr das, welches in Wolfenstein gesprochen wird; daß jedoch vor mehr als hundert Jahren, wo in Gröden noch kein so reger Verkehr mit Schnitzwaren bestand und der Zudrang der Fremden ein minimaler war, das Idiom ein in jeder Hinsicht einheitliches war, soll hiermit nicht bestritten werden. Analoge Abstufungen bestehen auch

zwischen den Mundarten von Ober- und Unterfassa, von Buchenstein und Colle Santa Lucia, um von den Mischdialecten im Ampezzo, Fleims, Sulzberg und Nonsberg nicht zu sprechen.

Es beziehen sich aber, wie bereits erwähnt wurde, die Abweichungen und Differenzen der einzelnen ladinischen Mundarten unter einander weniger auf Syntax, als auf Phonetik, Morphologie und Wortschatz. Was nun zunächst den ladinischen Wortschatz betrifft, so muß derselbe im Allgemeinen als ein hinter und mannigfaltiger bezeichnet werden. Den Grundstock hierbei bildet natürlich das Vulgärlatein und ist daher dieser Theil ein gemeinromanischer, wie es denn überhaupt nur wenige gemeinladinische Wörter lateinischer Abstammung gibt, die nicht zugleich den anderen romanischen Sprachen gemeinsam wären. Daß auch Wörter aus der lateinischen Büchersprache Aufnahme in den ladinischen Sprachschatz fanden, versteht sich von selbst. Wenn das Vulgärlatein namentlich Bestandtheile lieferte, die mit dem gewöhnlichen Leben im engsten Zusammenhang stehen, so beziehen sich die Buchwörter vorzüglich auf Kirche und Rechtswesen. Nicht alle vom Vulgärlatein ins Ladinische aufgenommenen Wörter sind auch zugleich gemeinladinisch, sondern manche sind mehreren Mundarten, manche wenigen gemeinsam, manche auch nur einer eigen. Auch kann es nicht auffallen, daß ein und dasselbe Wort in den verschiedenen Gegenden der ladinischen Zone nicht nur eine lautlich verschiedene Behandlung erfährt, sondern auch der Bedeutung nach wechselt. Haben zwei der drei Sprachgebiete mit Ausschluß des dritten für einen Begriff dasselbe Wort, so gehen, entsprechend der geographischen Lage und äußeren Einflüssen, Graubünden und Tirol zusammen, während in einem solchen Falle das Friaulische sich an das Italienische anschließt; der geographischen Lage entspricht es auch, daß Tirol öfters mit Friaul und Graubünden, dagegen höchst selten Friaul mit Graubünden bei Ausschluß Tirols zusammentrifft. Zum Unterschied von den rein ladinischen Mundarten entlehnern die Mischdialecte gerne Wörter dem angrenzenden italienischen Sprachgebiet.

Einer der wichtigsten Factoren des ladinischen Wortschatzes ist das deutsche oder besser das germanische Element. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Ladinische in der Aufnahme germanischer Sprachbestandtheile numerisch alle romanischen Sprachen übertrifft; hierbei hat man jedoch zwischen Wörtern zu unterscheiden, die gemeinromanisch sind, und solchen, die das nicht sind; erstere stammen aus der älteren Zeit und bei der nicht allzu großen Differenz des romanischen und germanischen Lautsystems bildeten die germanischen Entlehnungen für das Ladinische wie für das Romanische überhaupt keine besonderen lautlichen Hindernisse; wo jedoch die germanischen Laute im Ladinischen keine Entsprechung fanden, wie dies beispielshalber vom germanischen ai, iu, w gilt, half sich der Ladinier entweder durch Reduzierung des Lautes, daher vadagné aus waidanjan, oder

aber durch Lautsubstitution wie in vari aus warjan. Die zweite Kategorie betrifft solche Wörter, welche aus dem Neuhochdeutschen stammen oder aber, wie dies speciell vom Ladinischen Tirols gilt, vom jetzigen Tiroler Dialect eingeschmuggelt werden und, da sie sich den ladinischen Lautgesetzen nicht mehr anpassen können, auch vom Laien sofort als Fremdwörter erkannt werden. Unter den drei ladinischen Sprachgebieten ist aus nahe-liegenden Gründen Graubünden am reichsten mit Germanismen bedacht, etwas spärlicher Tirol, am wenigsten Friaul, das sich aber dafür durch eine wenn auch nicht geradezu starke Aufnahme von slavischen Bestandtheilen entschädigte, während in Tirol das Slavische fast gar keine Spuren hinterlassen hat. Die Frage, ob in den ladinischen Idiomen sich Spuren einer vorrömischen Sprache vorfinden, muß in Abetracht der nicht unbedeutenden Zahl etymologisch dunkler Wörter im Ladinischen entschieden bejaht werden, allein dieselben einer bestimmten Sprache, etwa der rhätischen zuzuweisen, geht schwerlich an, da man vom Rhätischen soviel wie gar nichts weiß.

Der Mannigfaltigkeit des Wortschatzes entspricht als zweiter Differenzpunkt die Vielseitigkeit der morphologischen Erscheinungen. Hierzu gehört die Erhaltung von Spuren einer ehemaligen Zweicasustheorie, die sich in einigen Fällen auch in Tirol nachweisen lässt, so ennebergisch sonz (fundus), pavēl (papilio), grödnerisch páster (pastor), welche auf den Nominativ zurückgehen, während sonst der überlebende Cäsus im Singular der Accusativ ist; nicht minder wichtig sind die Reste der Casusbildung unter wechselnder Betonung, wie ennebergisch lérē (latro), neben dem augmentativen ladron (Schächer, Erzdieb), müt (Knabe), im Plural mitóns, müta (Mädchen), im Plural mitáns; só (soror), sorús (sorores); Ähnliches begegnet uns in Gröden wie auch in Graubünden. Das unpersonliche Pronomen „man“ wird in Tirol und Graubünden durch unus, in Friaul aber durch die dritte Person Plural oder das Reflexivum ausgedrückt. Lehrreich und interessant sind die verschiedenen Gestaltungen der Pronomina indefinita der einzelnen Gegenden, wie ennebergisch inzáo (ego-non-sapio-ubi : irgendwo), zacó (non-sapio-quo : irgendwie), zacán (non-sapio-quando : irgend einmal), insachí (ego-non-sapio-quid : weiß Gott was!), invalgó (in-v-alicubi : irgendwo). In Tirol lautet die dritte Person Singular und Plural immer gleich, daher ennebergisch pórtā (lateinisch portat und portant), portā (portabat und portabant); im Friaul ist dies nur theilweise der Fall.

Unter als die Erscheinungen auf dem Gebiete des Sprachschatzes und der Morphologie sind unzweifelhaft die lautlichen Verhältnisse der einzelnen ladinischen Mundarten. Sie folgen bestimmten Regeln, die entweder gemeinladinisch sind oder aber nur für einzelne Idiome gelten. Im Gegensatz zum Italienischen zeigt freies lateinisches a im Ladinischen die Neigung zu e, welches verschiedene Nuancen annehmen kann;

vergleiche ennebergisches chiér (carus), pér (parem), laldé (laudare, laudatum). Die Combination al + d, t, s neigt durch Entwicklung eines u vor l, welch letzteres verharren oder abfallen kann, zur Verdunklung, daher aulter (alter) und oter in Graubünden, aber ater im Münsterthal wie in Enneberg, wogegen Fassa, Buchenstein und Gröden au haben, Umpezzo ou; die Übereinstimmung zwischen Münsterthal und Enneberg liefert wieder einen Beweis für die selbständige, freie Entwicklung der ladinischen Idiome, die oft ganz abweichend von den ihnen benachbarten Mundarten zufällig mit den entferntesten in ihren lautlichen Verhältnissen übereinstimmen; auch ist es wieder bezeichnend, daß das Ladinische hinsichtlich beider soeben erwähnten Erscheinungen a = e, al + t = au(l)t, mit dem Französischen zusammentrifft, wie dies auch von a vor einer Palatalen gilt, da in diesem Falle sowohl im Ladinischen als auch im Nord- und Südostfranzösischen das Resultat ie ist; vergleiche ennebergisches chié (caput), mangié (manducare), paié (pacare). Die partielle Verdunklung des a zu o vor m und n kommt, wie namentlich in Graubünden, so theilweise auch in Nonsberg und St. Vigil und in der Pfarre Enneberg vor, daher in Vigo von Nonsberg: on (annus), gront (grandis), giomba (* camba), mon (manus). Hochtöniges lateinisches offenes e wird in Tirol nur theilweise zu ie gebrochen und scheint bedingt durch ein darauffolgendes u oder i, aber meist unabhängig zu sein von der Qualität und der Quantität der folgenden Consonanten; die Brechung findet in Gröden und Buchenstein statt, nicht aber in dem dazwischenliegenden Enneberg, daher einerseits grödnerisch: iniviärn (hibernum), piärder (perdere), anderseits ennebergisch: inivér, pérde. Geschlossenes e (lateinisch ē, i) wird, namentlich frei, wie im Nord- und Südostfranzösischen und Rumänischen mehr oder weniger in ganz Ladinien, jedoch unter verschiedenen Bedingungen nach den einzelnen Gegenden zu ei oder ai gebrochen, wobei jedoch nicht selten eine Reduction zu offenem oder geschlossenem e eintritt, daher ennebergisch avei (habere), vēi (verum), nēi (nivem), aber avēna (avena), stēla (* stela). Eine besondere Erscheinung ist die Wendung von offenem und geschlossenem e nach o vor mp, nt, ng, nc im nördlichen Enneberg, wie ciont (centum), tomp (tempus), arjont (argentum); dagegen nach offenem e vor nd: vénē (vendere), téne (tendere), vénđres (veneris), ténder (tenerum). Offenes o beobachtet offenem e analoge Vorgänge; die Bedingungen der Diphthongirung wechseln nicht nur nach den einzelnen Sprachgebieten, sondern nicht selten nach den einzelnen Thälern und sind die Ergebnisse für Tirol, neben erhaltenem o, Brechung zu uo, ue, oe, wie ennebergisch cur, coeur, cür (cor), joebia (Jovia), iincú, incoe, n̄cū (* anc hodie), pórtā (portat). Geschlossenes o (lateinisch ō, ū) bleibt meist unverändert (vergleiche jedoch ennebergisch flu (florem), fürchia (furca), für (furnum). Lateinisches ū wendet sich in Sulzberg, theilweise in Nonsberg, Fidicarien, Alviethal bis Predazzo und dem größten Theile

Ennebergs zu ü, also ennebergisch tü (tu), plü (plus), sü (susum), där (durum), scür (ob-securum).

Schon aus diesen nur skizzenhaft angedeuteten Erscheinungen auf dem Gebiete des Vocalismus im Ladinischen kann man den Mangel gemeinladinischer Lautgesetze erkennen; die lautlichen Sprachverhältnisse wechseln meist von Thal zu Thal, finden aber trotzdem ihre besondere Erklärung in den speciellen phonetischen Lautregeln, welche mit großer Strenge von allen einzelnen Mundarten beobachtet werden. Bezüglich des Consonantismus erwähnen wir vor Allem die dem Französischen und Provençalischen gemeinsame Palatalisierung des romanischen ca, ga als eines der wichtigsten Unterscheidungskriterien zwischen dem Ladinischen und Italienischen, doch sind die einzelnen Abstufungen der Palatalisierung (chia, gia; cia, ya, a) wieder verschieden nach den einzelnen Thälern und ist in der Regel im Ladinischen der palatale Laut auf den betonten Vocal beschränkt, während im Französischen die Betonung bekanntlich hierbei nicht in Betracht kommt: für Tirol haben wir ca = chia in Nonsberg, Vigo, Gröden, Enneberg, Buchenstein, daher ennebergisch chiasa (casa), chiar (carrus), chiér (carnem und carum); ca = cia in Oberfassa und Ampezzo, dagegen ca = ca in Sulzberg durch italienischen Einfluß; lateinisch * gattus ergibt giat in Nonsberg, Vigo, Oberfassa, Gröden, Enneberg (doch yat im nördlichen Theile), Buchenstein, žato in Ampezzo und gat in Sulzberg; lateinisch pacare heißt paie in Enneberg und Buchenstein, paia in Gröden, paia in Nonsberg, paér in Oberfassa, pagá in Ampezzo und pagár in Sulzberg; in Graubünden und theilweise in Nonsberg erstreckt sich die Palatalisierung auch auf eu, coe wie in Nonsberg chiurat (Kurat). Palatalisierung im Auslaut wie suóch und foech in Nonsberg ist lombardischer Einfluß, während in den Pluralia fuch (foci), sach (sacci), sêch (sicci) von Enneberg der Palatalaust durch Verquiclung des morphologischen i mit e entstanden ist. Ein weiteres charakteristisches Merkmal der ladinischen Idiome im Gegensatz zum Italienischen ist die Erhaltung des l in den Gruppen cl, gl, pl, bl, fl, daher ennebergisch tlé (clavis, Assimilirung), glacia und dlacia (* glacia), plégn (plenum), blastemé, flama; mehr oder weniger italienischen Einfluß haben Sulzberg: chiaf, dagegen glach, plén, flámo; Vigo: kiáf, giácio, pién, biastemar, fiámo; Oberfassa: kiéf, yácio, pién, fiámo; Colle Santa Lucia: chiéf, yas, pién, fiáma; Ampezzo: ciáe, žazo, pién, fiáma. In Graubünden und Friaul sind die Verbindungen fast durchgehends rein.

Es erübrigt uns nur noch ein Wort über Volksdichtung des ladinischen Theiles Tirols zu sagen. Leider ist in dieser Hinsicht fast nur Negatives zu verzeichnen, und zwar aus einem ganz natürlichen Grunde. Die Volkspoesie ist das naiv-objective Product poetischer Eindrücke auf eine bestimmte Gesamtheit, die durch Sprache, Abstammung, Sitten und Nationalität zusammengehalten wird; die Volkspoesie kann nur dort gedeihen,

wo das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit herrscht, dieses Bewußtsein fehlt aber den Ladinern Tirols aus den bereits angedeuteten Gründen. Auch scheint es an Gegebenheiten gefehlt zu haben, die sich in historischen Volksliedern hätten spiegeln können; nicht einmal das Liebeslied, welches ja bekanntlich den größten Theil der Volkslieder in anderen Ländern auszumachen pflegt, hat in Ladinien ein Heim gefunden, ebensowenig das Jägerlied. Am meisten zu Ehren sind Gelegenheitsgedichte gekommen; in dieser Hinsicht können einige poetische Versuche gelegentlich des Regierungsantritts des Fürstbischofs von Trient, des Grafen Vigilius Thun, aus dem Jahre 1776 im Nonsberger Dialect von einem gewissen Nardoleo Circio und Siel da Cles erwähnt werden; in derselben Mundart besitzen wir einige Hochzeitslieder, darunter eines aus dem Jahre 1777 von Siel da Cles, das Bezug hat auf die Heirat eines Grafen Matthäus Thun. Andere poetische Versuche, theils Primiz-, theils Installirungslieder, die sich fast ausschließlich auf Nonsthal und Enneberg beschränken, verdienen höchstens in sprachlicher Hinsicht Erwähnung. Die einzige poetische Erscheinung von einiger Bedeutung auf dem ladinischen Sprachgebiete Tirols sind die 1885 in Innsbruck herausgegebenen „Rimes Ladines“. Der Vers-, Reim- und Strophenbau der erwähnten Versuche lehnt sich an das Italienische an.

Volksleben in Vorarlberg.

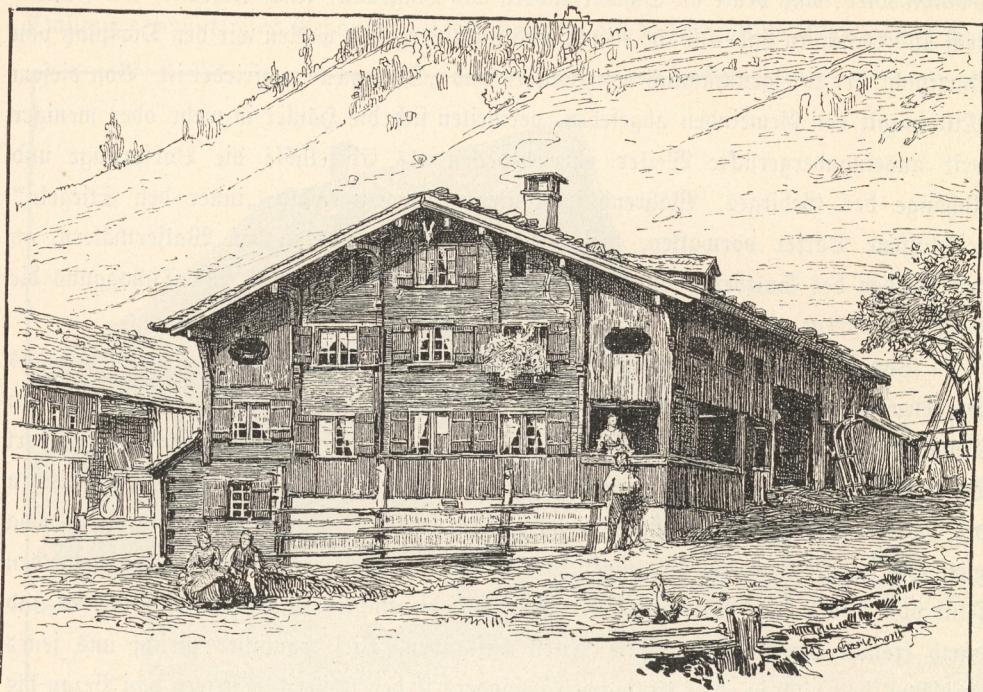
Es ist nicht leicht, den Charakter der Vorarlberger als einen einheitlichen zu kennzeichnen; die Bewohner des kleinen Landes sind ja weder gleicher Abstammung, noch gehörten alle bis in unser Jahrhundert herein dem nämlichen Staate an, überdies erfreuten sich auch die einzelnen Gerichte der österreichischen Herrschaften infolge ihrer mannigfaltig abgestuften Freiheiten und Rechte einer ganz eigenthümlichen Entwicklung. Die Gliederung des Gebietes in Thalschaften, die Gegensätze des Klimas, die Verschiedenheit der Beschäftigung und Lebensweise in den Bergen und im tiefer gelegenen „Lande“ war hier wie überall von einschneidender Wirkung. Und doch läßt sich ein gemeinsames Gepräge des Völkchens nicht erkennen. Das Almännenthum hat den Romanismus des südlichen Churwaldengaus gänzlich bezwungen; die eingewanderten Walser haben bei diesem Vor-gang redlich mitgeholfen und müssen selbst als ein wichtiger Bruchtheil alamannischen Volksthums gelten. Ist das schwäbische Wesen nichts Anderes als eine Abschwächung des alamannischen, so macht sich diese hier nur im äußersten Norden bemerkbar; im Osten aber hielt eine hohe Gebirgsmauer von je die Einwirkung tirolischer Art fern. Auf den alten Landtagen gab es nur Bürger und Bauern, Adel und Geistlichkeit waren dort unbekannt. Dieser Umstand, reichlich zugemessene Freiheiten, die Möglichkeit einer selbstständigen Ausgestaltung der kleinen Gemeinwesen und die Nachbarschaft vieler Reichs-

städte, der helvetischen Orte Appenzells und Bündens verliehen dem Vorarlberger Selbstbewußtsein und dadurch ein ungezwungenes Benehmen im Verkehr mit Höheren, das er bis heute bewahrt hat. Nehmen wir noch die fortschrittlich betriebene Landwirthschaft und die mächtig herangewachsene Industrie, so erklärt es sich, daß das Ländchen schon auf manchen aufmerksamen Beobachter fast den Eindruck eines Cantons der Schweiz mache. Wie jenseits des Rheins behauptet auch diesseits der Verstand ein gewisses Übergewicht über das Gemüth. Man rühmt immer die schnelle Auffassung und das anstellige Geschick des Vorarlbergers. Das Ländchen hat viele Mechaniker und Baumeister, auch namhafte Bildhauer und Maler, aber nur wenige Dichter und eine noch geringere Zahl von Tonkünstlern hervorgebracht. Des Vorarlbergers Fleiß und Betriebsamkeit verdienen alles Lob; doch tritt die hohe Bewerthung von Erwerb und Besitz manchmal sehr einseitig hervor. Dem ausgebildeten Verstande entspringen kritische Erwägung und scharfes Urtheil. Seine Meinungen kleidet der Vorarlberger leicht und gern in Worte, daher ist er ein Freund munterer Unterhaltung und weiß dieselbe durch treffenden Witz und beißenden Spott zu würzen; es artet aber seine Veredtsamkeit nicht selten in Redseligkeit, seine Hänselei in Streitsucht aus. Sein Selbstbewußtsein steigert sich wohl zur Eitelkeit, seine Vorliebe für die Heimat bekommt den Beigeschmack des Cantönligeistes. Der Sinn des Volkes für Gerechtigkeit und Billigkeit und für edle Wohlthätigkeit hat sich oft bewährt. Wenn in den Industriebezirken Hang zum Wohlleben und Aufwand sich zeigt, so finden wir hingegen wieder Sinn für echte Häuslichkeit, für ein behagliches Heim und rühmliche Pflege der Reinlichkeit. Diese letztere tritt namentlich in Mittelberg, im Bregenzerwalde, auf dem Tannberg und im Montavon hervor. Des Vorarlbergers Vaterlandsliebe hat sich im Laufe der Jahrhunderte glänzend bewiesen. Aufrichtige religiöse Gesinnung finden wir zumal in den hohen Thälern — „da dreht sich Alles um Gottesdienst und Tageswerk“, wie schon Ludwig Steub bemerkt.

Die Bewohner der einzelnen Landestheile zeigen besondere Eigenarten. Im unteren Rheinthal finden wir mehr Lebenslust, mehr Freude an Sang und Klang, mehr Gemüthlichkeit als im oberen. Der Borderwälde gibt sich offener und mittheilsamer als der Hinterwälde, der bedächtiger und verschloßener seine Wege geht. Außerhalb seiner Marken gilt der Wälde als stolz, aber auch als vorsichtig und stark beeinflußt vom Willen der Gattin. Dagegen sagt der Mittelberger: „As bißle Schnaps und as bißle Wiberroth (Weiberrath) ist guot, aber ja vo keim Theil z'viel.“ Der Mittelberger ist selbstbewußt, gastfreundlich und wohlthätig; wie seinem Vetter im oberen Walserthal ward ihm viel Mutterwitz verliehen, den er in „Walserreden“ äußert. Den Wassern wird überhaupt Schlaueit zugeschrieben, noch mehr den Montavonern. Sparsamkeit, Fleiß und Chrliebe sind Haupttugenden der letzteren. Die Wanderlust der Vorarlberger zu geschäftlichen

Zwecken erreicht in Montavon den Höhepunkt; die zurückgekehrten Händler und Arbeiter zeigen Schliff und Gewandtheit, nehmen jedoch manchmal den Mund etwas voll. Sie verbrauchen daheim im Allgemeinen nicht viel, schlagen aber wohl im Wirthshaus mit dem vollen Beutel auf den Tisch oder lassen Goldfuchse auf demselben rollen.

Wir haben bereits der Reinlichkeit gedacht, die in vielen Theilen des Landes herrscht. Besehen wir uns also die Ortschaften, die Wohnungen und Trachten!



Ein Bregenzerwälderhaus.

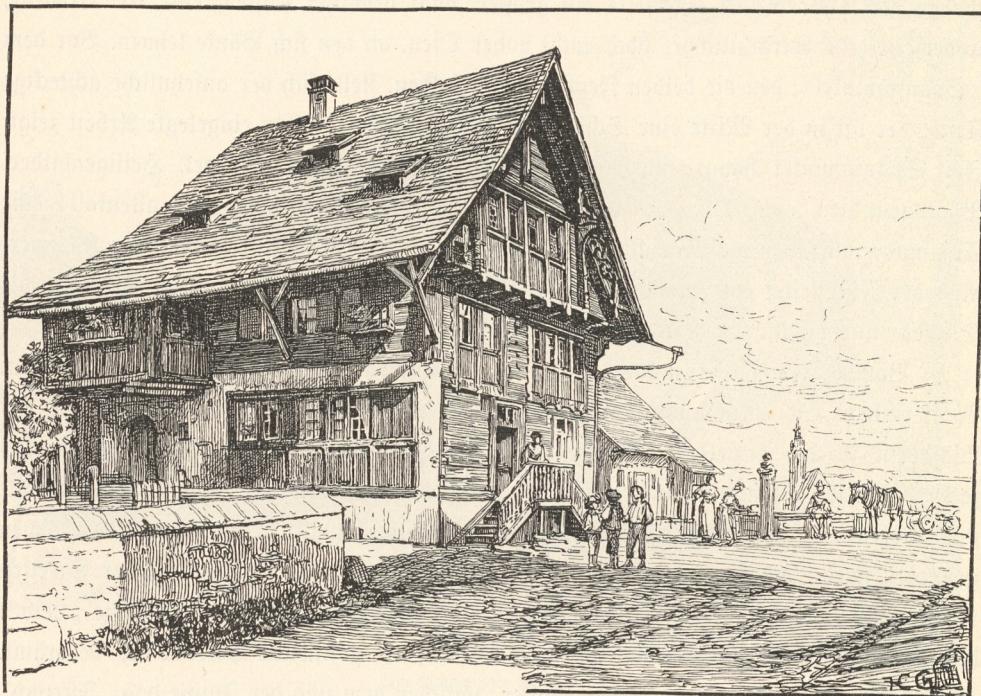
Die kleinen Städte des Landes machen selbst in ihren älteren Theilen einen freundlichen Eindruck. Ihr Grundriss zeigt eine gewisse Regelmäßigkeit. Die Gassen sind zumeist nicht enge, besonders in Feldkirch trefflich gepflastert, rein gefegt und streckenweise mit Laubengängen versehen. Die zwei- oder dreistöckigen Häuser blicken, getüncht oder in einzelnen Fällen bemalt, freundlich in die Welt, tragen aber in ihrem Äußern nur selten das Gepräge der Alterthümlichkeit. Einzelne Thürme, Thore und Reste der Stadtmauern ziehen den Blick des Besuchers auf sich. Über Bregenz ragt die Altstadt wie eine weitläufige Burg empor, über Bludenz die Kirche und das Schloß Gayenhofen, über Feldkirch die Schattenburg. Um die Städte haben sich in unserem Jahrhundert Fabriken und Arbeiterhäuser, Villen der Reichen und allerlei ländliche Gebäude erhoben; nur Bregenz hat es zu förmlichen neuen Straßen gebracht. An der Heerstraße, welche vom Arlberg ins

Rheinthal und an den See führt, haben sich „Straßendörfer“ entwickelt; ihr Stamm ist stark in die Länge gezogen, treibt aber oft nach rechts und links Äste und Zweige. Das größte Wesen dieser Art ist Dornbirn. Auch Ortschaften, die von der gegenwärtigen Hauptstraße abliegen, gehören hieher; so z. B. Ludesch, das im Volksmund den bezeichneten Namen „das lange Dorf“ führt. Häufig schart sich eine Anzahl Häuser, oft nur wenige, in der Nähe der Kirche zusammen und umschließt einen Platz, der manchmal „Hof“ genannt wird; man denke an Schwarzenberg und Lingenau! Auch Schruns, St. Gallenkirch und Gaschurn haben solche Ringe, und nicht vergessen wollen wir den Dorfplatz von Gurtipohl, der so eigenthümlich von Häusern und „Schermen“ umfriedet ist. Von diesem Mittelpunkt der Gemeinden abgesehen, vertheilen sich die Häuser in mehr oder weniger weit auseinandergerückte Weiler oder bedecken als Einzelhöfe die Vorprünge und Abhänge des Gebirges. Während im hinteren Bregenzerwald „immer den Stieglern“ geschlossene Dörfer vorwalteten, lagern im Vorderwald und in den Walserthälern, an den Halden des Sulzbergs und auf den Gehängen über Schruns und Tschagguns die Gehöfte zerstreut.

Von den Häusern wollen wir nur wenige Typen hervorheben. Wenn wir das Bregenzerwälderhaus zuerst erwähnen, so geschieht es, weil im Walde die stattlichsten Gebäude ragen. „Man sollte nicht denken“, schrieb vor fast einem halben Jahrhundert Vater Steub, „daß zwischen hölzernen Häusern ein solcher Abstand sein könnte, wie zwischen den Hütten in Dux und den Palästen im Bregenzerwald.“ Vor seinem Geiste standen da wohl die zweistöckigen im schüppigen Schindelpanzer prangenden Gehöfte der lachenden Flur von Andelsbuch. Diese vertreten aber nicht die einheimische Bauweise, sondern sind durch fremde Einflüsse in unsfern Zeiten entstanden. Viel traurlicher spricht uns jenes Haus an, das noch in edler Einfachheit besonders in den hinteren Dörfern von Bezau bis Schoppernau gefunden wird. Auf gemauerter Grundlage erhebt sich der einföckige Bau aus behauenen Blöcken mit sanft anlaufendem, weit ausladendem und steinbeschwertem Schindeldach. An einer, manchmal auch an beiden Langseiten zieht ein „Schopf“ hin, eine Vorhalle, die durch eine Brustwehr und mehrere Säulen, welche die „Laube“ tragen, gegen außen abgegrenzt wird. Ein solcher Schopf ist das eigentliche Merkmal des Wäldehauses; er dient im Sommer als Speise- und Sprechsaal und manche Stickerin sitzt den größten Theil des Tages dort. Durch ihn tritt man auch in das Haus. An älteren Häusern sieht man noch dunkle Bemalung, Sprüche und Fahrzahlen, aber auch von ihnen wurden viele mit einem Schindelpanzer bekleidet. Vom Eingang gelangen wir in die Küche und von ihr in die Stube und den Gaden. Im ersten Stockwerk sind außer der Laube noch Kammer, Hinterkammer und Dille untergebracht. Die Stallung liegt unter demselben Dach wie das Haus. Dies ist auch beim Rheinthalser Hause der Fall, dessen

schönste Vertreter in Dornbirn und Umgebung stehen. Aber selbst die einfacheren Gebäude bieten keinen unerfreulichen Anblick. Sie weisen Holz- und Kiegelbau, hohe ziegelgedeckte Satteldächer mit Aufschieblingen, die Dreiecksverbindungen von Schwellen und Pfötzchen beim Auflager der äußersten Giebelsparren auf den Dachfetten, zwei, drei und mehr Fenster nahe aneinandergerückt, geschirmt von Bordächern und geschützt durch Läden, welche meistens von unten nach oben gezogen werden. Der Schindelpanzer ist hier allweg daheim.

In den Walserthälern, auf dem Tannberg und im Montavon stehen Haus und Stallung getrennt. Das Gebäude, welches man jetzt als das eigentliche Montavoner Haus



Ein Rheinthaler Haus.

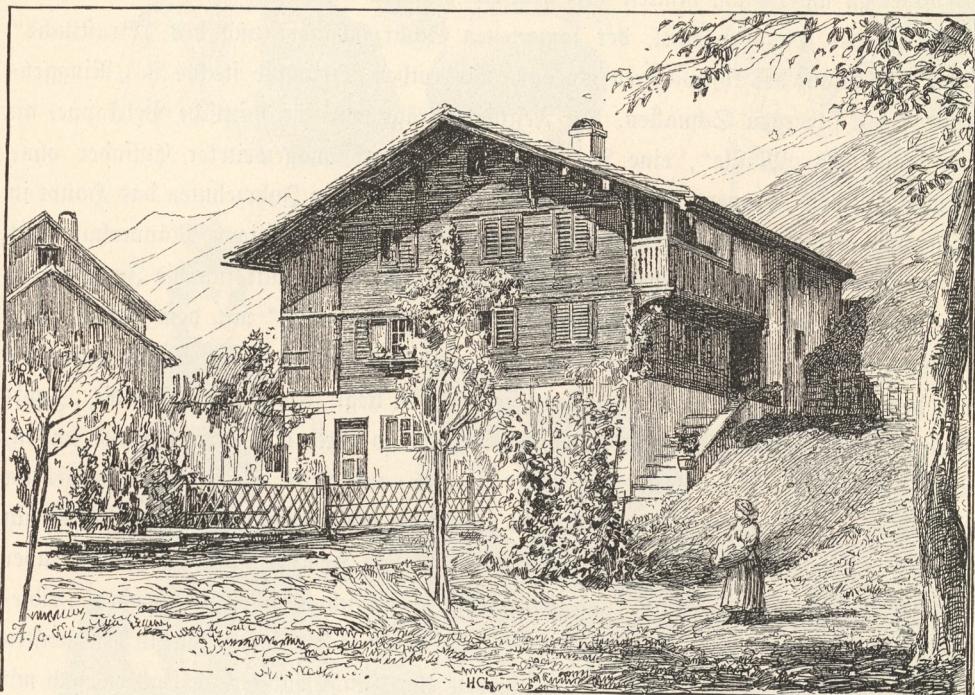
betrachtet, ist wie das Wälderhaus aus behauenen Stämmen „gestrich“ und mit einem weitvorragenden alpenhaften Schindeldach gedeckt. Die Hausthür befindet sich an der der Sonne zugewandten Traufseite in einem Winkel, der durch einen Vorsprung des Hintertheils des Hauses gebildet wird. Von der Thür bis an die Stirnseite zieht sich ein Vorplatz, welchen entweder ein kleiner, nur über ihn sich hinziehender Söller oder lediglich das Dach beschattet. Die nicht großen Fenster sind mit geschwungenen Rahmen eingefasst und durch seitwärts angebrachte Läden verschließbar. Über dem Erdgeschoß und dem ersten Stock ziehen zuweilen Würfel- und Bogenfriese oder Zahnstäbe hin und verleihen mit den Ausschnitten des Söllers, der Zeichnung der Fensterrahmen und den

Formen der Fettenköpfe und ihrer Unterzüge, die alle Stufen von der größten Einfachheit bis zu barocker Ausbildung durchlaufen, einen anheimelnden Schmuck. Dazu wirkt gar traulich die rothbraune Farbe, welche das Fichtenholz der Wand mit der Zeit an der Sonne gewinnt. Selten fehlen die Jahrzahl der Erbauung, die Namen der ersten Besitzer, leserliche oder halbverwischte Sprüche. Reicher Blumenflor nicht zumal von den oberen Fenstern und hebt sich gar wundersam vom dunkeln Hintergrund ab. Durch die Flur gelangen wir in die Küche und daneben in die sauber getäfelte Stube. Diese erhält ihr Licht durch zwei Front- und zwei Seitenfenster, unter denen die befestigte Bank hinläuft. Neben der Thür prunkt einerseits ein großer, bunt bemalter Kasten, eine Art Credenz, anderseits ein beträchtlicher, doch nicht hoher Ofen, an den sich Bänke lehnen. Vor dem „Spausawinkel“, den die beiden Fensterwände bilden, stellt sich der ansehnliche achteckige Tisch, der oft in der Mitte eine Schieferplatte und überdies schön eingelegte Arbeit zeigt. Im Spausawinkel hängt ein Kreuzbild. Einige Stühle, ein Spiegel, Heiligenbilder, Photographien, eine Schwarzwälder Uhr, ein Weihwasserfesselchen und allenfalls eine Commode vollenden die Einrichtung. Eine Thür führt in die meist einfenstrige Kammer. Aus der Flur leitet eine manchmal recht steile Treppe in das obere Stockwerk, das die Stuben- und die äußere Kammer samt der „Loba“ umfaßt.

Von Volksstrachten kann heute wohl nur mehr bei den Bregenzerwälderinnen, Walserinnen und Montavonerinnen gesprochen werden. Das Hauptkleidungsstück der Wälderin ist die ärmellose „Suppe“, die der Hauptsache nach aus schwarzer, vielfach gefältelter Glanzleinwand bestehend, von den Schultern bis auf die Knöchel fällt und über den Hüften durch einen schwarzen, mit Silberschnalle geschmückten Lederriemen gegürtet wird, während etwa in der Höhe der Knie ein schmaler blauer Streifen ringsherum genäht ist. Um den Hals ist das „Mieder“ (das heißt, der sehr kurze „Leib“) der Suppe etwas ausgeschnitten und mit breitem, oft gesticktem Seidenband verbrämmt. Den Hals umschließt das sammtene Goller, zwischen dem und der Suppe das „Fürtuch“ eingesteckt wird, dessen allein sichtbaren oberen Rand eine goldene Borte zierte. Die Reichen tragen Ärmel aus schweren farbigen Seidenstoffen. Zum Gang in die Kirche schlüpfen alle Wälderinnen vom zwanzigsten Jahre an in den „Schalk“, eine sehr kurze und sehr enge Jacke aus schwarzer Glanzleinwand. Das in äußerst stramme und um das Haupt gewundene Zöpfe geflochtene Haar verhüllt an Werktagen gewöhnlich eine Pelzkappe, der „Baier“, an Sonntagen eine aus schwarzblauer Wolle gestrickte kegelförmige, ganz oben etwas abgestutzte „Kappe“. Im Sommer tritt an deren Stelle ein schwarzer breitkrämpiger Strohhut mit sehr niederem scharfkantigem Gupfe, um den sich ein breites Seidenband schlingt. Die Jungfrauen setzen bei kirchlichen Umzügen das „Schäppele“ auf; einem schwarzsamtetenen, häufig den gestickten Namen Jesu, seltener den der Holden tragenden

Reife entsteigt eine nach oben kelchförmig geöffnete Krone, eine zierliche Arbeit aus Gold- und Silberdraht und Flitter. Als Zeichen der Trauer dienen die „Stiche“ und der „Leidmantel“. Es sei noch bemerkt, daß in alter Zeit kurze weiße Tuppen und weiße Rappen im Schwunge waren. — Das „kurze Häß“ des Wälders ist jetzt fast ebenso verschwunden, wie schon längst der Mantel des alten Wälder Rathsherrn.

Die Walserin des Lützthals bekannte als ihre Lieblingsfarbe feuriges Roth — roth sind „Mieder“, Rock und Strümpfe. Der Rock beginnt über der Brust seiner Trägerin,



Ein Montavoner Haus.

und da dort auch die große Schürze gebunden wird, ist die ganze Gestalt entstellt. Als Kopfbedeckung herrscht die Brämkappe, deren unterer Theil mit einem Pelz verbrämt ist, während der obere, weiter ausgreifende, aus schwarzem Sammt besteht. Aus Sammt ist auch die Masche, welche auf besagten Pelz genäht ist. Aus der Tracht der Walserin hat sich die der Montavonnerin gar sehr zu ihrem Vortheil entwickelt. Rock und „Mieder“ haften auch hier aneinander, aber dieses hat seine ordnungsmäßige Länge. Der dunkle Rock zeigt unten inwendig einen rothen Besatz und außen ein schwarzes Sammtband. Das Mieder, aus demselben Wollenstoff wie der Rock oder aus grünem oder rothem Damast, ist um den Hals und vorn um seinen weiten herzförmigen Ausschnitt mit einem breiten schwarzen, fein gesteppten Moiréband eingefasst. Aus dem Ausschnitt blickt das seidene Untermieder

und der seiner Form nach dem Ausschnitt entsprechende, aber schmälere und von der „Brisnestel“, die durch die zahlreichen Haften des Mieders im Bickzack gezogen ist, festgehaltene Schild des „Brusttuchs“. An den Hals schmiegen sich ein sammelter mit Moiréband gesäumter Kragen, das „Lible“, und ein Atlashalstuch. Der große schwarze seidene Schurz verhüllt den Rock selbst hinten schier völlig. Auch der „Glöcklitschopa“ hat um den Hals und vorn, wo er weiter offen steht als das Mieder, jene feine abgesteppte Bandeinfassung, liegt übrigens enge an, reicht so weit nach abwärts als das Mieder und bildet zu unterst am Rücken drei Falten, „Glöckle“ genannt. Die Stickereien der Umschläge der Tschopenärmel, der sammelten Schürzenbänder und des „Brusttuchs“ bilden den Glanz des kostspieligen Anzugs. Die rothen Strümpfe stecken in „Ringgenschuhen“ mit silbernen Schnallen. An Festtagen trägt man die stattliche Pelzkappe, an Sonntagen das „Mäzle“, eine Art hoher, oben stark ausgeweiteter Cylinder ohne Krämpfe. In der „Trauer“ hüllte sich auch hier noch vor drei Jahrzehnten das Haupt in weiße Tücher und darüber setzte man einen niederen breitkrämpigen Männerhut; das nannte man „Sturz und Stuha“. Bei festlichen Umzügen schmückt sich die Jungfrau in der „Außerfratte“ mit dem „Schäppele“, in der „Innerfratte“ mit dem Kranz. Der Schäppel wird in Schruns mit einem rothen Tafftband befestigt, dessen Masche unter den über den Rücken hängenden breit geflochtenen Zöpfen liegt. An diese werden die „Zopfschnüre“, breite gestickte Sammtbänder gehängt, die so durch das Schürzenband laufen, daß sie einerseits bis zur Mitte des Rocks flattern, anderseits mit ihrem Ende bis an dessen Saum reichen. Der „Tschopen“ fehlt bei solcher Gelegenheit. Die Arme hüllen sich lediglich in die weiten, langen Ärmel des schneeweissen Hemdes; an das „Lible“ aber werden die schmalen, in Stoff und Stickerei den Zopfschnüren entsprechenden „Liblebänder“ gehängt, die unter den Armen durchlaufen. Einfacher ist der Puz in den meisten anderen Gemeinden. Die Bürgerfrau beschwerte ihr Haupt vor sechzig Jahren noch mit der golden gleißenden Radhaube.

Das Volksleben bietet anderwärts oft ein viel farbenprächtigeres Bild, doch begegnen uns auch hier eigen geartete Züge, die freilich je länger, je mehr verbleichen. Das Kind wird nach seiner Geburt so schnell als möglich und stets in der Kirche getauft. Dahin trägt es entweder der Vater oder die Hebammme, auch wohl die „Gotta“ (Pathin), welche ihre Würde mit einem männlichen Partner, dem „Götti“ theilt. Im „Walde“ gehen der „Götte“ und das „Gottle“ mit der Wehmutter und dem Kinde nach der Taufe ins Wirthshaus; jener zahlt die Zech. Ähnlich ist es in Mittelberg. In Blumenegg werden die Pathen im Hause der Eltern des Täuflings bewirthet. Auf dem Tannberg legen die Gevattern je eine durchlöcherte Silbermünze, durch welche ein rothes Band gezogen ist, unter das Kissen. In Mittelberg wird ein Geldgeschenk gleichfalls in den



Trachten aus Vorarlberg: 1. Montavon. 2. Montavonerin in Trauer. 3. Walserthal. 4. Bregenzerwald. 5. Montavoner Schäpplerin. 6. Schäpplerin aus dem Bregenzerwald. 7. Sommer- 8. Sonntags-Tracht im Bregenzerwald. 9. Traueralleinung im Bregenzerwald.

„Pfusba“ gegeben; nicht minder im Walde, wo wie an anderen Orten diese Gabe das „Einstrickgeld“ heißt. Im Montavon schneidet man von einem „Wachsrodel“ ein fußlanges Stück, biegt es in zwei Schenkel und dreht sie übereinander; hier findet nun das „Einstrickgeld“ zwischen den beiden Theilen der gewundenen Kerze seinen Platz. Erhält ein Kind keines, so lernt es stehlen oder mißräth in anderer Weise. Die Taufkerze soll erst beim Tode des Täuflings wieder angezündet werden. Die Wöchnerin ist, bis sie „vorgesegnet“ wird, der Einwirkung des Doggi und allerlei Unholdenwerk ausgesetzt, wogegen mit Weihwasser und Scapulieren angekämpft wird.

Das Kind wächst auf dem Lande oft in ärmlichen Verhältnissen auf, aber auch das ärmste hat gar manchen Tag der Lust. Als ein solcher muß der Neujahrstag genannt werden. Am Lech bestrebt sich die ganze Jugend schulpflichtigen Alters womöglich in allen Häusern der Gemeinde ein gutes, glückseliges neues Jahr zu wünschen und dafür ein Schärflein einzuhimmen; selbst die Sprößlinge wohlhabender Leute besinnen sich nicht, von Armen ein Geschenk anzunehmen. Im „Walde“ umschwärmen dürftige Kinder schon bei Tagesgrauen die Haustüren und empfangen Geld oder Brot und Obst. Ähnlich ist das Treiben im Unterlande und im Walgau. Am Neujahrstag bescheren auch die Pathen. Im „Walde“ wurde ehemals ein Eierzopf oder ein scheibenartiger Brotslaib gespendet, jetzt gibt man häufiger ein Geldstück. Hat sich das Pathenkind verehelsicht, so muß es die Pathen beschenken. Im Montavon erhalten die Kinder das „Grotjahr“ in „Migge“ (längliche Brotform), wenigstens bis sie der Schule entwachsen sind, in Blumenegg, bis sie heiraten, dann laden sie die Pathen zur „Hozig“ (Hochzeit).

Der schönste Festbrauch des Jahres für Jung und Alt ist die Frühlingsfeier am Funkensonntag, dem ersten Sonntag in der Fasten. Sie war einstens über das ganze Land verbreitet, hat sich aber jetzt auf den Walsengau an der Ill zurückgezogen. Den „Funfa“, in Blumenegg „Büscha“, eine junge Tanne, befördert man an manchen Orten unter Trommelwirbel im Geleite einer Schar jubelnder Knaben auf den Festplatz. Am Wipfel wird eine aus Stroh und alten Kleidern gefertigte Hexe befestigt, der man in die rechte Hand einen Besen und in den Kopf eine tüchtige Ladung Pulver gibt. Der Stamm des Baumes verschwindet in einer Umhüllung von Stroh und Scheitern, die durch den Sammeleifer der Schuljugend herbeigeschafft wurde. Beim Anbruch der Nacht werden die Funken entzündet und rings um dieselben von Knaben und Mädchen Fackeln geschwungen. Fauchzer und Schüsse wechseln mit Gesang und Musik und in einigen Dörfern erschallt die Strophe:

Flack us, flack us
Über alle Spiz' und Berg' us!
Schmalz i dar Pfanna,
Kara (Korn) i dar Wanna,

Küechli i dar Schüfla,
Pflueg i dar Erda;
Gott als gröta (gerathen) löt (läßt)
Bwüschat alle Stega und Wega!

Aber nicht nur um die Funken werden die Fackeln geschwungen, sondern auch auf Anhöhen in der Nähe einzelner Gehöfte durch die Kinder der Nachbarn. So sieht man im schönen Thalkeßel von Schruns etwa zwanzig Funken und unzählige Fackeln auf den häuserreichen Gehängen der Berge. Einen anderen sehr passenden Punkt zur Beobachtung

des Schauspiels bietet Maria-Grün bei Feldkirch. In Vandans und in der Innerfratte fristete sich der Brauch des Scheiben-schlagens am längsten. Kleine runde Scheiben von dürrem Buchenholz mit einem Loch in der Mitte wurden an die Spitze einer anderthalb Meter langen Haselruthe gesteckt, im Feuer geglüht, herausgerissen, geschwungen und, nachdem sie auf einem Brett aufgeschlagen, hoch durch die Luft als feurige Kugeln und funken-sprühend in das Thal geschleudert. Dabei fragte wohl der Bursche, der eine Scheibe schlug: „Schibat, Schibat überin, wem soll die Schibat sin?“ worauf der Name einer Person genannt ward.



Ein Walder Rathsmann.

Am Funkensonntag werden auch allerlei „Küechle“ gebacken und nicht nur von der Familie verzehrt, sondern auch Besuchern und Gästen vorgesetzt, sowie Armen und Kindern gereicht. Auch im „Walde“ gilt noch diese Sitte, obgleich an die Stelle des Funken das „Sanct Johannisfeuer“ getreten ist.

Ein anderer Tag der Freude wird durch den heiligen Nikolaus geschaffen. Die Gebräuche der Bescherung sind die gleichen wie anderswo; eigenthümlich ist es, daß der

Heilige in Montavon und Walserthal zwar an seinem Festtag die Kinder besucht, aber erst am Weihnachtstag „einlegt“. Wie sonst der Storch bringt im oberen Vorarlberg er die kleinen Kinder; dabei versetzt er der Mutter einen „Sparz“ (Tritt), so daß sie eine Zeitlang das Bett hüten muß.

Die Liebe sucht ihre geheimen Wege. Der junge „Wälder“ geht „auf den Strich“ oder zur „Stubat“. Zu diesem Zweck entwischte er heimlich nächtlicher Weile dem Vaterhaus und klimmt auf einer Leiter zum Kammerfenster des Mädchens. Er verhüllt das Gesicht und „verkehrt die Rede“, das heißt, er sucht sich unkenntlich zu machen, bittet jedoch, die „Motol“ möge ihn in die Stube lassen. Die Hölde verlangt, daß er „recht rede“ und sich zu erkennen gebe; sodann weist sie ihn an Vater und Mutter, die nun von ihm geweckt werden. Erhält er günstigen Bescheid, so öffnet das Mädchen dem Gast die Wohnstube, wo das Paar bis gegen Morgengrauen traulich verbleiben mag. Manchmal wird Schnaps oder Kaffee aufgetischt, manchmal bringt der „Buob“ Wein mit, der bei solcher Gelegenheit „Bettler“ oder „Fisis“ heißt. Es gilt als Regel, daß mindestens ein Fenster unverhüllt bleibe, andernfalls sind die schwärzenden Nachtbuben geneigt, die Läden zu zertrümmern und Unfug zu treiben. Aber auch sonst muß sich das liebende Paar manche Neckerei gefallen lassen, ja es kommt auch zu Prügeleien und blutigen Thätschleien. Haben sich die Liebenden zur Heirat entschlossen, so erfolgt häufig auch jetzt noch nach altem Brauch der „Antritt“. Der Bursche besucht in Begleitung eines Freundes, hinsichtlich mit Wein versehen, nach Einbruch der Nacht das Haus der Zukünftigen und feiert mit ihren Angehörigen den „Einstand“; man könnte diesen Act die Verlobungsfeier nennen. Der eigentliche Brautstand, das „Hochzeitleben“, währt jetzt im Walde meist nur acht Tage. Am ersten Verkündtag erscheint das Brautpaar nicht in der Kirche des Heimatortes; dieser Tag und die folgende Woche werden zu Besuchen und Einladungen in fremden Gemeinden und der eigenen benutzt. Hochzeiter und Hochzeiterin tragen als Abzeichen Rosmarinzweige, jener auf dem Hut, diese im Mieder. Die Geladenen, welche nicht zur Feier kommen, beschenken die Braut; man hat dafür den Ausdruck: „a d' Wicko“ (an den Spinnrocken) geben. An einem der Tage wird das Brautfuder überführt. Nachbarn und Freunde halten einen mit Inschrift versehenen Kranz oder ein Band über die Straße und der Hochzeiter erkaufte den freien Durchzug. Das künftige Heim findet das Paar mit Kränzen und Inschriften geschmückt und der Einzug wird oft durch Schüsse begrüßt. Zum Kirchgang schließen sich dem Paare gewöhnlich nur die nächsten Verwandten an, doch gibt es auch Brautführer, „Junker“ und „Jungfrauen“. Die Braut trägt das „Schäppele“ und den Leidmantel, wenn sie aber Witwe ist, die „Stiche“; findet eine Hochzeit mit Tanzmusik statt, was nicht immer geschieht, so wird dem Tanz eifrig gehuldigt. Jetzt tanzt man im Walde fast nur mehr

die allerorten üblichen Rundtänze, nur geräuschvoller als in den Städten. Ein urwüchsiger Bursche leitet den Tanz mit einem tactmäßigen Stampfen, dem „Doppelsiren“, ein, unter welchem oft die Dielen schwanken. Die alten „offenen“ Walzer und andere Tänze, wie der „die drei ledernen Strümpf“ benannte, welcher aus einer Anzahl Figuren und eingeschobenen Polkas bestand, gehören nun zu den Seltenheiten. Nicht viel besser geht es den alten Tänzen in den übrigen Landestheilen, z. B. dem „Rangger“ im Montavon, und

die noch an vielen Orten vorhandenen, „Tanzlauben“ und „Tanzhäuser“, in denen einst die öffentlichen Reigen gesprungen wurden, dienen jetzt anderen Zwecken. Der Faschingsonntag, die „Kilbena“ (Kirchweihen), einzelne Markttage und eben die Hochzeiten bieten die Gelegenheiten, bei denen die Tanzwuth sich austobt. Auf der Hochzeit unterbricht den Tanz das lange Mahl, welches durch die Tafelmusik belebt wird. Am Schluß desselben beginnt nach der Abdankungsrede das „Hölzen“, indem der Wirth und der Hochzeiter die Gaben der Gäste sammeln und der letztere durch einen Händedruck dankt. Der



Bludenz Bürgerfrau und Tannberger Braut.

Tanz nach der eigentlichen Hochzeit, die mit dem Hölzen endet, die „Nachhochzeit“, dauert bis in die Frühstunden.

Im Montavon heißt die Braut „Spausa“, der Bräutigam „Späuslig“; jene trägt einen Rosmarinschäppel. Im ganzen Oberland wird beim Mahle der Braut der Schuh gestohlen; der Brautführer („Ehrag'sell“) muß dann Lösegeld zahlen und der Schuh wird bekränzt zurückgetragen. Der Ehrengeselle tanzt die ersten drei Tänze allein mit der Braut; im großen Walserthal und auf dem Tannberg kommen dann die übrigen Bursche an die Reihe, die dafür ein Silberstück entrichten. Beim Schenken gibt es verschiedene Bräuche. Im großen Walserthal z. B. setzt die Mutter den „Sevischäppel“ der „G'schusfa“ auf

einen Teller und die Gabe fällt durch eine röhrenartige Öffnung des Schäppels hinab; daher sagt man: „Ins Schäppili helfen“. In Blumenegg wird vor dem heimkehrenden Paare die Hausthür gesperrt und erst nach scherhafter Wechselrede geöffnet. Einem mißliebigen Späuslig machen im Montavon die Bursche wohl auch eine Katzenmusik. Noch erwähnen wir des früheren Aufstüzes der Tannberger Braut. Sie trug walserische Trauertracht, nur daß das längere „Mieder“ die Büste umschloß: schwarzer Rock, schwarze seidene Schürze und über dem Mieder das „Schalkli“. Um den Hals schlängelte sich ein großer, schwerer „Rosenkranz“ aus Cocosperlen in Silberfassung, dessen Silberkreuz und Medaillon am „Fürstuch“ auf der Brust befestigt waren; am Busen prangte auch ein Blumenstrauß mit vergoldetem Rosmarinzweig; der „Schappel“, die hängenden Zöpfe und bunten Bänder erinnern uns an die geschilderte Tracht der Montavonerin. In der Hand hielt die Braut ein in Duodez gefaltetes und für diese Form festgenähtes farbiges Taschentuch, das an der oberen Schmalseite mit kleinen vergoldeten Rosmarinzweigen bestickt war.

Wenige Besonderheiten entfalten die Todtenbräuche, sie bestätigen aber durchaus den frommen Sinn des Volkes. Erwähnt möge werden, daß weder am Sarg eiserne Nägel noch am Gewand des Todten metallene Knöpfe, Haften und dergleichen sich finden dürfen; sie könnten durch heftiges Brennen die Leiden des Verblichenen im Fegefeuer vermehren. Diese Meinung und ähnliche früher erwähnte leiten uns hinüber in das Gebiet der Myth. e.

Man erzählt noch heute von allerlei geheimnißvollen Wesen, die zumal die höheren Alpengegenden bevölkern, und der Glaube an das Vorhandensein solcher Gestalten ist noch keineswegs verschwunden, so sehr auch Zweifel und selbst Spott in einzelnen Fällen verlauten. Fast allenthalben kennt man das „Nachtwolf“, das im Unterland „Wuethas“, im Walde „Muethas“ heißt. Im Gebiete der Silvretta haufen die „Fenken“, Männer und Weiber mit Haaren bedeckt; sie verdingen sich auch als Hirten und Mägde und gleichen den „wilden Leuten“. In ihnen lebt die Erinnerung an die Ureinwohner fort. Die „Bütze“ trennen sich in die beiden Hauptarten der Haus- und Alpenbüze; die ersten bewahren oft eine gewisse Gemüthlichkeit, die letzteren treiben besonders nach dem Abzug der Hirten von den Hochalpen dort ihr Wesen. Viele Bütze unterscheiden sich durch nichts von den „Geistern“; nach der Aufschauung der Walser sollen aber einige den gefallenen Engeln angehören; noch andere sind recht eigentlich mythische Wesen, wie das „Doggi“ und der „Schrättlig“: bösartige Hausgeister, dem unheimlichen Geschlecht der Nachtmaren vergleichbar. Die „Benedigermännlein“, angeblich fremde steinkundige Leute, stellen sich zu den germanischen Zwergen. Schätzagen gibt es fast von allen Burgen des Landes. Riesen werden wegen ihrer Unthaten versteinert oder thun sich als erfahrene Baumeister hervor.

Manche Züge der Riesen sagen begegnen uns wieder in Teufelsgeschichten. Allgemein verbreitet sind die Erzählungen von Hexen. Als Zusammenkunftsorte derselben gelten die Annalpe bei Au, die Wildkirche an der Kanisfluh, die Winterstaude, das Wolfurter Feld, die Emserrente, der Hexenstein über Bürs und besonders der Zamang im Montavon.

Neben der Mythie hat sich auch die geschichtliche Sage entwickelt. Den ältesten Zeitraum vertreten die Legenden von St. Fridolin vor dem Gericht zu Rankweil, vom heiligen Gallus und von St. Gerold. Die Treue der Vorarlberger, die Liebe zum Herrscherhause empfängt den schönsten Ausdruck im Bericht von der freundlichen Aufnahme des flüchtigen Herzogs Friedel zu Bludenz. Jeder der vier Hauptkriege, die das Land betrafen, wird durch Sagen geschmückt: im Appenzeller Krieg rettet die Bettlerin Guta Bregenz; im Schwabenkrieg hat der Verrath des Uli Mariss den Verlust der Schlacht von Fraßnitz im Gefolge; gegen die Schweden erringen die Wälderinnen auf wunderbare Weise den Sieg an der „rothen Egg“, nachdem jene durch den Verrath eines später in den „Klushund“ verzauberten Lochauers Bregenz gewonnen; vom Übermuth der Franzosen endlich zeugt das geschändete Bildstöcklein auf der Losen.

Weniger ergiebige Ausbeute liefert die Schürfung auf dem Boden des Volkschauspiels und des Volksliedes. Rudolf, der letzte Graf von Montfort-Feldkirch, ergötzte sich mit den Bürgern seiner Stadt an vielfacher läblicher Kurzweil; 1389 führten sie auf dem Gottesacker der Pfarrkirche ein Osterspiel auf „schön und kostlich, welches in die drei Tag gewehret“. Das Passionspiel wurde an mehreren Orten gepflegt, z. B. in Bludenz und Schoppernau. Am meisten scheint auf diesem Gebiete Mittelberg geleistet zu haben. Dort wurde als erstes Stück 1722 „Der arme Lazarus und der reiche Prasser“ gegeben. Die Passion wurde zum erstenmal 1724 und dann von 1726 bis 1798 dreizehntzigmal gespielt. Die Feier umfasste zwei Tage. Am Mittwoch der Charwoche wurde das eigentliche Passionspiel in dem vergrößerten Tanzhaus aufgeführt, am Gründonnerstag die „Kreuzigung“, die Passionsproceßion, abgehalten. Viele Zuschauer, die aus Baiern, dem Walde und vom Tannberge herbeikamen, erfüllten den Kirchplatz. Im Festzuge prangten unter andern die drei Kriegsfahnen der Mittelberger. Eigene „Kommedevögte“ hatten das Spiel zu leiten. Es wurden auch Stücke von Sebastian Sailer und andere derb komische dargeboten. Die josefinische und bairische Zeit erwiesen sich dem Brauche ungünstig. 1820 wurde noch Janns „Sieg der Religion“ gespielt und erst 1890 mit einem „Ägyptischen Josef“ an diese alten Bestrebungen wieder angeknüpft.

Man hört im Volke Vorarlbergs zwar zuweilen vierzeilige „G'säzle“ (Schnaderhüpfeln), sie dürften jedoch allzumal aus Tirol und der Schweiz bezogen und nur sprachlich zurechtgerückt sein. Auch andere Gattungen des Volksliedes fehlen. Dafür hat sich eine ziemlich reiche mundartliche Dichtung entwickelt, die einigermaßen als Ersatz der

Volkspoesie gelten kann. Voran steht hierin die Landeshauptstadt Bregenz, denn in ihr erblickten die beiden ältesten und der fruchtbarste und beliebteste dieser Dichter das Licht der Welt. Der Decan Christoph Anton Walser (1783 bis 1855) ragt besonders hervor durch seine Behandlung der Chrgutasage. Auf ihn folgt Gebhard Weiß (1800 bis 1874), der einzige dieser Gruppe aus dem Handwerkerstand. Er war der Grübel Vorarlbergs und hatte mit dem von Goethe so warm empfohlenen Nürnberger Klempnermeister nicht nur das Handwerk, sondern auch das geistige Gesichtsfeld gemein, indem er mit Bewußthein sich als Bregenzer Philister fühlte und von diesem Standpunkt aus politische und unpolitische Ereignisse besang. Kaspar Hagen (1820 bis 1885), weiland Stadtarzt in Bregenz, schuf in unermüdlicher Thätigkeit empfindungsvolle Lieder, ergreifende Balladen, gemüthliche Erzählungen und gelungene Schwänke. Den Bregenzerwald vertritt in unserem Kreise Josef Feldkircher (1812 bis 1851) aus Andelsbuch, der als Geistlicher im Mainzer Sprengel lebte und auf der Heimreise zu Bamberg starb. „Der Wälbarbuob“ und „d' Wälbarfchmelg“ sind zwei vorzügliche Charakterbilder, denen sich die „Wälbarfabla“ würdig anschließen. Die verdienstvollste Wirksamkeit entfaltete Dr. Franz Josef Bonhun (1824 bis 1870) aus Laz bei Müziders, seit 1850 Arzt in Schruns. Er sammelte die Sagen des Landes und behandelte mehrere derselben sehr glücklich in dichterischer Form. Von seinen vortrefflichen lyrischen Gedichten haben sich leider nur wenige erhalten. Die volksthümliche Weise der Lyrik wußte jedoch am besten Seeger an der Lütz (Dr. Ludwig Seeger, geb. 1831 zu Thüringen in Blumenegg, seit 1869 Arzt in Wien) anzuschlagen, besonders durch seine „G'fäßle“ und „G'jängle“. Daneben bringt seine Gedichtsammlung „Mit lugg lô“ scherzhafte und ernste Erzählungen; unter ihnen verdienen „der Kolle Hans“ und der „G'spusfagang“ als die hervorragendsten genannt zu werden.

Musik und Volksmusik in Tirol und Vorarlberg.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden Nachbarländern findet sich, wenn man Kunst- und Volksmusik scheidet. Während Tirol ein eigenes Volkslied hat, entbehrt Vorarlberg desselben. Es hat fast den Anschein, als ob der vorzugsweise auf das Praktische gerichtete Sinn des Vorarlbergers ein Volkslied nicht leimen lasse. Der Tiroler dagegen nimmt das Leben gern von der fröhlichen Seite, besonders in jenen Thälern, wo er nicht gezwungen ist, den Kampf des Daseins mit der Natur zu ringen. So erklärt es sich, daß es im deutschen Tirol kaum ein Thal geben wird, in welchem so laut wie im Zillerthal das Volkslied erklingt. Nirgends wird auch der Tanz so leidenschaftlich geliebt. Die Lieder, von sinnreichen, lustigen Köpfen des Thals selbst verfaßt, haben meist irgend ein interessantes Abenteuer zum Gegenstand und sind größtentheils scherzenden, satirischen oder hohenneckenden Geistes. Sie werden nicht nur bei den Zusammenkünften in der Wirthsstube

und bei den Abendunterhaltungen zu Hause (Heimgarten), im Felde und auf dem Berge gesungen, sondern immer auch in den Tanz eingemengt. Volksfeste, Hochzeiten und Kirchtagen werden im Zillerthal am lautesten und lebendigsten gefeiert.

Es werden vom Volke Almenlieder, Jäger-, Schützen- und Kriegslieder gesungen. Rasch entsteht und verschwindet das leichtgeflügelte Volk der Schnaderhüpfeln. Diese Reime mit Musikbegleitung werden meist improvisirt und sind das getreue Spiegelbild des Empfindungs- und Gedankenlebens ihrer Sänger. Sie heißen auch Schnaderhaggen, Posse-, Truhs- und Spitzliedln, Haarbrecher-G'sangln. Diesen Schnaderhüpfeln folgt gewöhnlich ein Todler, eine aufjauchzende Gesangweise, die durch schnellen Übergang aus dem Brustton ins Falset hervorgebracht wird. Meistens bildet der Todler auch den Schluß der Almenlieder, häufig ist er aber ein bloßes Moduliren mit der Stimme ohne Text. Alte Volksgefäße bietet der Tag der heiligen drei Könige. In der Zeit vom Weihnachtsabend bis zum heiligen Dreifönigsfest hört man nicht blos in den Kirchen, sondern auch auf den Straßen Weihnachtslieder erklingen, und im Oberinntal und auch in anderen Gegenden Deutschtirols hat sich auch noch die Sitte des „Sternsingens“ erhalten.

Weihnachtslieder und das Sternsinggen kommen auch in Wälschtirol vor. Ein Volkslied aber, wie es im deutschen Tirol blüht, findet sich in den Thälern des italienischen Landestheiles nicht, während die Freude an italienischer Kunstmusik eine sehr lebhafte ist und es sich so erklärt, wenn man am Tage des Vigiliusfestes fast immer Landvolk bei der Oper in Trient erblickt. An Musikinstrumenten, die das Volk benützt, sind zu nennen: die Schwegelpfeife, die Clarinette, die kleine Geige, die Baßgeige, die Trompete, die Hand- und Mundharmonika (erstere das Lieblingsinstrument des Wälschtirolers, letztere in der Sprache des Alplers „Fotzhobel“ genannt), die Maultrömmel, im Zillerthal vor Allem das Holz- und Strohinstrument, vereinzelt im Unterinntal die Harfe, aber überall im Gebirge, auch in einsamer Almhütte, die Zither.

Sangesfreudige Zillerthaler waren es vorzugsweise, welche als Natursänger das tirolische Volkslied in die größten Städte Europas trugen und Beifall und reichlichen Lohn ernteten. Unter diesen ist in erster Reihe Ludwig Rainer (geboren 18. Juli 1821) als Haupt der berühmten Zillerthaler Sängerfamilie, die ganz Europa und einen Theil Amerikas durchwanderte, zu nennen. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Menge von Natursängern, lediglich auf Gelderwerb aussziehend, die Reinheit des Volksliedes nicht mehr wahrte. Um so erfreulicher ist die Thatsache, daß in unseren Tagen ein Tiroler, Dagobert Natter, ein Verwandter des bekannten Bildhauers Natter, mit seinem Nationalquartett „Bogelweider“ das tirolische Volkslied nach außen wieder zu Ehren bringt. Ein Unterinntaler, der Hofopernsänger Josef Bleßacher in Hannover, hat

im Liederbuch des deutschen und österreichischen Alpenvereins tirolische Volkslieder veröffentlicht.

Fassen wir Gewerbe und Handwerke in Rückicht auf die Musik ins Auge, so finden wir die fein gesägten Fournierblätter von Dornbirn, welche als Resonanzholz seinerzeit sogar nach Frankreich und England abgesetzt worden sind. Sehr befriedigend waren und sind die Leistungen der Glockengießer zu Habichen im Ökthal, zu Lech im Lechthal, bei Innsbruck in Wilten, bei Brixen und in Trient. Von diesen hat gegenwärtig noch die Glockengießerei in Trient einen guten Ruf, ebenso die Glockengießefamilie Graßmayr, deren Haupt Johann Graßmayr von Habichen im Ökthal, in Wilten angesiedelt, sich einen klangvollen Namen erworben hat.

Auf dem Gebiete des Instrumentenbaues weist Tirol Namen ersten Ranges auf. Ein Mann aus Wälschtirol, der zu Anfang des XVI. Jahrhunderts nach Bologna wanderte und dort ein berühmter Meister im Bau von Lauten, Violen und Bässen wurde, war es, der das damals noch fehlende begleitende Instrument für den Sopran, die Geige, erfunden hat. Es war dies Kaspar Tieffenbrucker (geboren 1467), in Italien Gasparo Duiffspruggar genannt. Bei dem Friedensschluß mit Papst Leo X. berief Franz I. außer den Malern Leonardo da Vinci und Andrea del Sarto auch den Lautenmacher Gasparo Duiffspruggar nach Bologna zu sich. Mehrere seiner Instrumente sind mit schönen in Öl gemalten Bildnissen geschmückt, und es liegt die Vermuthung nahe, daß diese von der Hand des Meisters Leonardo da Vinci herrühren, der bekanntlich ein eifriger Violinspieler war. Auf die Geigenbauersfamilie Ruger, gewöhnlich Ruggeri (1640 bis 1730) gehen die in den Instrumenten eingeklebten Zetteln „detto il per“ (vielleicht Brixner nach dem heute noch in der Bischöfsstadt am Etsch bestehenden Familiennamen „Peer“) zurück.

Dem XVII. Jahrhundert gehört Jakob Stainer an. Im Innthal zu Absam steht das kleine Bauernhaus, mit dem seit dem 10. October 1880 an der Vorderseite angebrachten Gedenkstein, der folgende Inschrift trägt: „In diesem Hause lebte seiner Kunst Jakob Stainer, der Vater der deutschen Geige, geboren zu Absam 14. Juli 1621, hier gestorben 1683.“ Oft pilgerte er von hier nach dem nahen Innsbruck zu seinem Freunde und Rathgeber, dem Orgelbauer Daniel Herz, dessen Worte er sich oft ins Gedächtniß zurückrief: „Arbeiten und Dulden heißen die zwei Wege, die zur Meisterschaft führen. Nur der vielgeprüfte Jüngling kann ein tüchtiger Mann werden.“ Stainers Jugendjahre fallen in die Zeit, wo der in Innsbruck residirende Erzherzog Leopold V. und seine zweite Gemahlin, die Medicäerin Claudia, häufig musikalische Feste veranstalteten und viele italienische Musiker an ihren Hof zogen. So hatte Stainer Gelegenheit, die italienische Geige kennen zu lernen; er selbst hatte sich an dem Italiener Amati gebildet, allein die Klänge der italienischen Violine sagten seinem deutschen

Gemüth nicht vollkommen zu; er samm und samm, baute und arbeitete und schuf so die deutsche Geige. Mehrere Jahrzehnte nach des Meisters Tode zahlte man für eine Stainer-Geige 300 Ducaten, während der Künstler selbst, auf den Märkten herumwandernd, seine Instrumente um 6 Gulden verkaufte. Im Jahre 1656 war sein Ruf als Geigenmacher aufs höchste gestiegen und Kaiser Leopold I. bestätigte mit Diplom vom 9. Januar 1669 den dem Meister vom Erzherzog Ferdinand Karl verliehenen Titel eines „Hofgeigenmachers“. Von nun an brach eine Reihe von Unglücksfällen über ihn herein. Eine Bucherschuld brachte ihn in arge Bedrängniß und der Verdacht des Verbrechens der Reizerei ins Gefängniß, aus welchem er erst nach Monaten entlassen ward. All dies Ungemach trübte fortan seinen Geist. Dann nahm er seine Geige und rannte hinaus in die Berge, wo er vergebens Ruhe zu finden hoffte, bis ihn endlich (1683) der Tod aus diesem traurigen Zustande erlöste.

Aus dem XVII. Jahrhundert sind weiter zu nennen die beiden Albani Matthias (Vater und Sohn) aus Bozen; der Vater (geboren 1621 zu Bozen, daselbst gestorben 1673), ein Schüler Stainers, der Sohn (geboren 1650, gestorben 1709) zuerst Schüler seines Vaters, dann des Nikolaus Almati. Seine Instrumente stehen an Güte denen seines Lehrers nahe und werden unter dem Namen „Albaneiser Geigen“ von den Virtuosen gesucht und theuer bezahlt.

Der Zeitgenosse und Freund des Geigenmachers Jakob Stainer, der berühmte Orgelbauer Daniel Herz, ein Gemeinde-Angehöriger von Wilten, dessen Werke im In- und Ausland Bewunderung erregten, starb am 5. Juni 1678. Sein Grabstein auf dem Gottesacker zu Wilten hat die Inschrift: „Hier liegt mein Leib und der ist todt. Meine Werke leben und loben Gott.“ Meran nennt Johann Kaspar Hümppel (geboren 1669), einen der größten Orgelbauer, seinen Sohn. Die Orgel in der St. Jakobs-Pfarrkirche zu Innsbruck ist sein Werk. Schließlich sei noch eines musicirenden, componirenden und Instrumente bauenden Mönches gedacht, des Franciscaners Peter Singer, der zu Häselgehr am 28. August 1810 als Sohn eines Glockengießers geboren, zu Salzburg im Franciscanerkloster lebte und starb. Sein „Panphonphonikon“ ist nach dem Prinzip der Phytharmonika nur aus Zungenpfeifen construirt. Tonmeister wie Lachner, Meyerbeer, Spohr staunten ebenso sehr über die Schönheit des Klanges, als praktische Orgelbauer über die unbegreifliche Einfachheit der Mittel, wodurch sie erreicht wurde. Als „musikalischer Mystiker“ fand er ein neues System der Harmonielehre in seiner geistvollen Schrift „Metaphysische Blicke in die Tonwelt“. Berühmte Orgeln im Lande sind jene in der bekannten Conciliumskirche Santa Maria Maggiore in Trient und die kleine Orgel aus Cedernholz in der silbernen Kapelle in Innsbruck, angeblich ein Geschenk des Papstes Julius II.

An hervorragenden Sängern hat das deutsche Tirol außer dem bereits genannten Hofopernsänger Bleßacher in Hannover noch zwei Namen zu verzeichnen, den im Jahre 1796 zu Innichen geborenen Julius Cornet, einen Schüler Salieris, und Anton Mitterwurzer, dessen Wiege in Sterzing stand. In den Dreißiger- und Vierziger-Jahren galt Cornet als einer der besten Tenoristen in Deutschland; von 1854 bis 1858 war er Director des kaiserlichen Hofoperntheaters in Wien und starb am 29. October 1860 als Director des Victoriatheaters in Berlin. Anton Mitterwurzer, geboren 1818, war in Dresden engagirt, wo er, noch unter Richard Wagner als erster Bariton glänzte. Das vorarlbergische Ländchen zählt zu den Seinen: Salomon Sulzer, geboren 1804 in Hohenems, Obercantor der israelitischen Cultusgemeinde in Wien, einer der Reformatoren der israelitischen Tempelmusik, der, als ausgezeichneter Sänger und Musiker geschäft, 86 Jahre alt in Wien starb. Von Sängerinnen glänzten die im Jahre 1800 zu Innsbruck geborene Marianne Rainz und ihre gegenwärtig noch lebende Landsmännin Frau Rosa Lutz.

An productiven Künstlern auf dem Gebiete der Musik bietet die Culturgeschichte Vorarlbergs keinen Namen, der sich besonders bemerkbar gemacht hätte, wohl aber jene von Wälsch- und Deutschtirol. Von Wälschtirolern ist aus dem XVII. Jahrhundert zu nennen der Franciscanermönch Tevo Zaccaria, geboren zu Sacco bei Rovereto 1656, Baccalaureus der Theologie und Lehrer der Musik, welcher zu Benedig 1706 ein vor treffliches Werk, betitelt „Il Musico Testore“ herausgab und dafelbst 1725 gestorben ist. Den Ruf eines ausgezeichneten Kapellmeisters erwarb sich Dominik Josef Pasqui von Rovereto (1722 bis 1780), Theologe und Organist an der Kirche S. Marco dafelbst und Componist von Messen, von denen eine „Santa Maria“ von ihm selbst im Jahre 1765 bei Anwesenheit des kaiserlichen Hofes zu Innsbruck mit großem Beifall aufgeführt worden ist. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts taucht ebenfalls in Rovereto ein ganz bedeutendes Musiktalent auf, Jakob Gottfried Ferrari (geboren 1759). Mit 27 Jahren befand er sich in Paris, als Accompagnateur im „Theater de Monsieur“ angestellt. Er machte, insbesondere in Belgien, Concertreisen als Pianist und ließ sich dann in London als Gesanglehrer nieder, wo er im Jahre 1842 starb. Wir besitzen von ihm neben einer Abhandlung über Gesangskunst und einer Sammlung Solfeggien eine große Anzahl Compositionen für die Violine, das Clavier, die Harfe, französische und italienische Romanzen und vier italienische Opern. Fruchtbarer ist der deutsche Landestheil Tirols. In der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts wurde zu Innsbruck der als tüchtiger Contrapunktfist bekannte Anton Blasius Ammon geboren (1572), dessen Werke bei dem im XVI. Jahrhundert berühmten Musikalienverleger Adam Berg in München gedruckt erschienen. Um die gleiche Zeit treffen wir einen Tiroler, Leonhard

Lechner aus dem Etschland, als Musiker in der Stadt Nürnberg, später als Hofcomponisten des Herzogs von Württemberg an. Im vorigen Jahrhundert erwarben sich den Ruf tüchtiger Contrapunktisten Peter Madlseder aus Meran (geboren 1730),



der Schullehrerssohn Martin Goller, geboren zu Lachen im Etschthal am 20. Februar 1764, gestorben zu Innsbruck 13. Jänner 1836 als Chorregent an der dortigen Universitätskirche, endlich der Sohn des Organisten zu Aldein Ignaz Ladurner, geboren 1. August 1766. Letzterer kam 1788 nach Paris, wo er sich als Clavierspieler und Componist einen Namen machte und eine Professur

am Conservatorium erhielt, die er bis zu seinem am 4. März 1839 erfolgten Tode bekleidete. Außer vielen Compositionen für Clavier allein und für Clavier und Violine hielten sich lange Zeit zwei einactige Opern auf dem Repertoire der Opera comique. Am Ende des vorigen Jahrhunderts pflegte der Hofkaplan und Dommusikus zu Briggen Michael Widmann (1757 bis 1797) neben der kirchlichen Musik auch noch die weltliche, und zwar componirte er kurze deutsche Singspiele, die mit vielem Beifall aufgenommen wurden.

Zu Sterzing erblickte am 8. Mai 1778 Johannes Gänsbacher, der „Körner Tirols“, das Licht der Welt. Er kam als Sängerknabe zuerst an die St. Jakobskirche in Innsbruck, später als solcher nach Hall. Als Student an der Innsbrucker Universität mit einem Musikstipendium bedacht, stellte er sich im Kriegsjahre 1796 in die Reihen der Exemten, wie die Studentencompagnie genannt wurde. In dem Gefecht bei Spinges am 2. April 1797 that er sich so sehr hervor, daß ihm ein Commando über mehr als 300 Landesverteidiger übertragen und die goldene Medaille verliehen wurde. Neuerdings focht er bei Taufers im Wintschgau, wo General Bellegarde den Franzosen heimleuchtete, auf das tapferste mit. Im Jahre 1801 vollendete Gänsbacher die Tura, folgte aber dem Zug seines Herzens, das ihn der Tonkunst in die Arme trieb, und wagte die Reise nach Wien, wo ihn der berühmte Abbé Vogler als Schüler aufnahm und wo er sich mit dessen berühmterem Schüler, Karl Maria von Weber, innig befreundete. Auch nahm er bei Albrechtsberger Unterricht im Contrapunkt. Von Darmstadt, wohin er sich neuerdings zu Abbé Vogler, damals großherzoglichem Hofkapellmeister, begab und wo er mit Meyerbeer und neuerdings mit Karl Maria von Weber zusammentraf, rief ihn das Kriegsjahr 1813 ab. Abermals vertauschte er die Geige mit dem Schwert. In Klagenfurt reihte er sich den 1809 und 1810 versprengten Tirolern ein und zog dann als Lieutenant der ersten Tiroler Schützencompagnie im Jenner'schen Corps unter siegreichen Gefechten nach Sterzing, das er bis zur Beendigung des Feldzuges in Tirol besetzte. Die Kriegsjahre 1813 und 1815, in welch letzterem Jahre Gänsbacher Oberlieutenant des neuerrichteten Kaiserjägerregiments war, brachten ihm das Kanonenkreuz und die große goldene Civil-Chrenmedaille ein. Nach beendigtem Kriege lebte Gänsbacher als Oberlieutenant in Innsbruck. Doch behagte in der Friedenszeit dem mutigen Kämpfer der Waffenrock nicht mehr. Als daher 1823 der Domkapellmeister zu St. Stefan in Wien J. Preindl starb, kam Gänsbacher, von seinen Wiener Freunden dazu aufgefordert, um die erledigte Stelle ein. Er erhielt sie auch und bekleidete sie bis an seinen am 13. Juli 1844 erfolgten Tod. Zu den Großmeistern der Tonkunst gleich seinen Jugendfreunden Weber und Meyerbeer gehört Gänsbacher nicht. Aber ebenso gewiß gebührt ihm in der Reihe der kleineren Meister ein ehrenvoller Rang, den er nicht nur durch die technische Gediegenheit

eines Stils, sondern auch wegen seiner Originalität vollauf verdient. Die Gängsbachersche Musik erfreut sich in den Kirchen Tirols seit Jahrzehnten allgemeiner Beliebtheit. Wenn es sich um kleinere Festmessen handelt, lässt sich Gängsbacher nicht umgehen. Musikalische Abendandachten mit lauretanischer Litanei und Te Deum sind ohne Gängsbacher kaum denkbar, denn er hatte den Localton ganz und gar getroffen; „man lauscht einem sieblich-innigen „Agnus Dei“ mit eben solcher Freude und Befriedigung wie jenem „Regina“, wo das Kaiserjägerregiment triumphirend in den Himmel einzumarschiren scheint,

um seiner heiligen Patronin die begeisterte Huldigung der Tiroler Sänger und Schützen darzubringen.“ In seinen Messen und namentlich in dem tieferen Requiem in Es-dur (1811 der Gräfin Firmian-Althan dedicirt und zu ihrer Todtenfeier in Prag aufgeführt) legte Gängsbacher den frohen Schwung seines urwüchsigen Naturells Baum und Zügel an, aber wo es sich um den Ausdruck einer volksthümlich festlichen Stimmung handelte, da stimmte er solche Töne an, wie sie ihm aus der Tiroler Brust kamen und weder durch Vogler noch durch Albrechtsberger zurückgedrängt werden



Johann B. Gängsbacher.

könnten. Im Allgemeinen sprechen sich in Gängsbachers Compositionen, die überhaupt mehr männliches Gefühl als überschwollende Phantasie verrathen, auf das entschiedenste aus: treffliche Kenntniß des Satzes, klarer und runder Stil, volle, doch nie überladene Instrumentirung, in welcher Gängsbacher seinem Mitschüler Weber verwandt ist.

In dem freundlich gelegenen Dörfchen Zams, eine kleine Stunde unter Landeck am Inn, wurde der Componist Josef Nežer am 18. März 1808 als Sohn des dortigen Schullehrers geboren. Auch er kam später nach Wien, wo ihn in der Compositionslehrer Gängsbacher, im doppelten Contrapunkt der berühmte Theoretiker Simon Sechter unterrichtete.

Als Tondichter begründete Nežer seinen Ruf durch die Oper „Mara“, welche im Frühjahr 1841 in Wien einen durchschlagenden Erfolg erzielte. Vom August 1844 bis gegen Ende des Jahres 1845 leitete Nežer zugleich mit Loržing die Leipziger Oper. Im Jahre 1849 ging er als Kapellmeister nach Mainz. Als ihn der steiermärkische Musikverein 1853 zu seinem Kapellmeister ernannte, zog Nežer nach Graz, wo er 1864 starb. Zu Münster, einem Dorfe Unterinnthals, wurde am 24. October 1815 Matthäus Nagiller geboren. Er wurde im Wiener Conservatorium ein Schüler Preyers. 1842 zog er nach Paris und wurde dort ein gesuchter Musiklehrer. Kalkbrenner übergab ihm seinen Sohn; der Sänger Stockhausen, der berühmte Clarinettist Ivan Müller wurden seine Schüler. Aus Freunden und Schülern bildete sich ein Kreis, und so ward in Paris der „Mozart-Verein“ gegründet, an dessen Spitze Nagiller stand. Vier Jahre später dirigirte er Compositionsconcerte in Köln, München und Berlin. In den Sechziger-Jahren kam er wieder in sein Heimatland als Kapellmeister des Musikvereins in Bozen, welche Stelle er mit der des Directors des Musikvereins Innsbruck am 1. Jänner 1867 vertauschte. In dieser Eigenschaft wirkte er bis zu seinem im Jahre 1874 erfolgten Tode. Nagiller schrieb außer zwei Opern („Herzog Friedrich von Tirol“ und „Nausikaa“) noch Kirchenmusiken, Symphonien, Ouverturen und Lieder, von welch letzteren einige geradezu volksthümlich geworden sind. Ein nicht unbedeutender, aber wenig bekannter tirolischer Meister ist der in Bozen geborene, im Jahre 1869 zu Innsbruck verstorbene Privatier Anton von Mairl. Ein Misserere im Palestrina-Stil, ein solches als Oratorium mit Orchester, ein schönes Stabat mater für Frauenstimmen und Streichinstrumente, ein großes Oratorium „Der Fremdling auf Golgatha“ sind seine bedeutendsten Werke, aber sämtlich Manuscript.

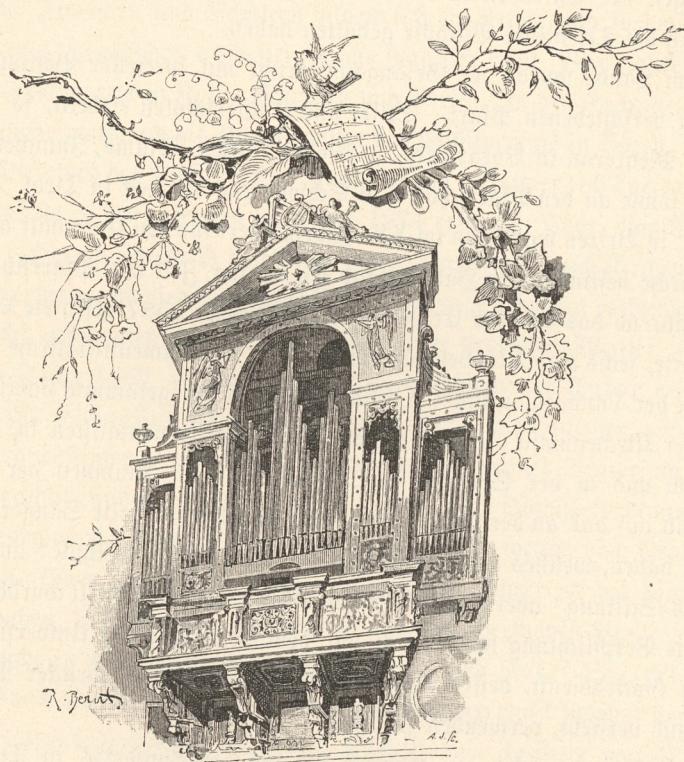
Von gegenwärtig lebenden Tondichtern aus Tirol, welche eine Bedeutung erlangt haben, sind zu nennen aus Bozen Ludwig Thuille, Lehrer an der königlichen Musikschule in München, welcher unter anderen ein mit dem Beethoven-Preise der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien gekröntes Sextett schrieb, und Josef Lazzari, der in Paris lebt und sich durch Composition von Liedern und Kammermusik bekannt gemacht hat. In Innsbruck lebt der Operncomponist Ernst Tschiderer Freiherr von Gleishheim. Von seinen Werken ist die komische Oper „Die Lady von Gretnagreen“ (Text von Mojsenthal) zuerst in Salzburg, zuletzt in Breslau mit vielem Beifalle gegeben worden. Der gegenwärtig als Director des Innsbrucker Musikvereins thätige und verdienstvolle Tondichter Josef Pembaur ist ebenfalls ein geborener Innsbrucker. In der Musikschule zu München, wo Wüllner und Rheinberger seine Lehrer waren, gebildet, erhielt er bald darauf die durch Nagillers Tod erledigte Directorstelle im Innsbrucker Musikverein. Als Componist hat er sich ein umfangreiches Arbeitsfeld gewählt und ganz Hervorragendes in der Lied- und Chorcomposition geleistet.

Musikunterricht und Musikausübung erfreuen sich in Tirol und Vorarlberg einer gesunden und regen Pflege. Bis gegen das Ende des XVI. Jahrhunderts war allerdings der gregorianische Choral die einzige Kunstmusik in den Kirchen von Tirol und Vorarlberg und hat sich die „Currende“ durch die Bestrebungen der seit dem XVII. Jahrhundert in Feldkirch angesiedelten Jesuiten bis zum Jahre 1805 in dem genannten vorarlbergischen Städtchen unter dem Namen „Gregorisingen“ erhalten. Bei Hoffesten machten die Hoftrompeter und Pauker den erforderlichen Lärm. So wurden in Brixen, als die Bischöfe noch souveräne Fürsten waren und einen ausgedehnten Hofstaat hielten, namentlich Bläser bevorzugt wegen der Entraden in der Domkirche beim Einzug des Bischofs. Ähnlich werden es auch die Trientiner Bischöfe gehalten haben.

Auf dem Lande wurde der Gesangsunterricht mit specieller Bestimmung für die Kirche an den verschiedenen Pfarr-, Stift- und Klosterschulen ertheilt, so in dem Benedictiner-Stift Mehrerau in Vorarlberg, zu Fiecht, Wilten, Stams, Innichen, Marienberg und Neustift, sowie an den Pfarrschulen zu Schwaz und Bruneck in Tirol. Die Domschule „Cassianeum“ in Brixen war schon im XV. Jahrhundert für den Unterhalt der Chorknaben in der Domkirche bestimmt. In Hall bestand seit uralter Zeit eine Pfarrschule mit Musikunterricht, während das von der Erzherzogin Magdalena 1587 gestiftete Katharinenhaus den Zweck hatte, sechs Kapellknaben für die Musik in der Damenstiftskirche zur Verfügung zu stellen. In der Landeshauptstadt Tirols scheint sich der gesammte stabile Apparat zur Versehung der Kirchenmusik auf einige Sänger und Instrumentalisten in der Pfarrkirche zu St. Jakob und in der Servitenkirche, sowie auf acht Alumnen der „Nicolaihaus-Stiftung“ und auf das an der Pfarr St. Jakob bestehende uralte Sängerknaben-Institut beschränkt zu haben, welches letztere seit 1831 in die „Pfarrfingschule“ umgewandelt, die „Nicolaihaus-Stiftung“ aber in jährliche Handstipendien aufgetheilt wurde, deren Besitzer heute noch die Verpflichtung haben, sich auf dem Musikchor der Universitätskirche beim akademischen Gottesdienst, dessen musikalischen Theil der Innsbrucker Musikverein seit seinem Bestand versieht, verwenden zu lassen.

Es gab übrigens schon zu Anfang unseres Jahrhunderts in Tirol viele kleine Musikschulen, aber keine von Bedeutung. Erst der Innsbrucker Musikverein, der als Schul- und Concertinstitut im Jahre 1818 (2. Juni) ins Leben trat, wuchs trotz manchen ungünstigen Umständen allmälig zu segenbringender Bedeutung für das musikalische Leben im Lande heran. Seit dem Jahre 1856 steht der Innsbrucker Musikverein unter dem Protectorat Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzogs Karl Ludwig. Er war meist auch Vorschule oder Muster der anderen in Tirol und Vorarlberg bestehenden Musikgesellschaften und Gesangvereine, so des im Jahre 1854 gegründeten Musikvereins in Bozen mit vorwaltend classischer Richtung, des Männergesangvereins in Brixen und

der philharmonischen Gesellschaft in Trient, die ein Lyceum für Musik unterhält und auch die Musikauflührungen in der Kathedrale unterstützt. In Vorarlberg unterhält gegenwärtig der Musikverein in Feldkirch eine Gesang- und Instrumental-Schule, und während dieser in früheren Jahren pausirte, war Dornbirn der musikalische Vorort des Ländchens. Von tirolischen Gesangvereinen nimmt die „Innsbrucker Liedertafel“ den ersten Rang ein, welche die große goldene Medaille „Literis et artibus“ von Seiner Majestät dem Kaiser (im Jahre 1884 verliehen) besitzt.



Orgel der Kirche Santa Maria Maggiore in Trient.